

IM SELBEN VERLAG

Die meistgefragten
Schweizer Bildbücher von

F. A. Roedelberger

Das Heimatbuch

VISAGES DE LA PATRIE
THE HEART OF EUROPE

200 grossformatige Meisterphotos
mit dreisprachigen Kurztexten von
starker Eindringlichkeit zeigen die
Schweizer Landschaft in ihrer Viel-
gestalt, in ihrer Lieblichkeit und
grossartigen Urweltlichkeit.

Das Heimatbuch ist
„das Hohelied der Schweizer
Landschaft“,
das jedermann, jung und alt, Mann
und Frau, Schweizer und Ausländer
begeistert.

Vierfarbig kartoniert Fr. 8.50

Leinen mit Goldprägung Fr. 12.50

Das Buch der Schaffensfreude

LE MIRACLE SUISSE
WORK, THE SPIRIT OF
SWISS LIFE

Die im Aufbau wie im Detail hin-
reissende Bildfolge von 250 Meister-
photos zeigt mit Kurztexten in
deutsch, französisch und englisch
den steilen Weg der Mühe und Ar-
beit, der die Schweizer aus Armut
zum Wohlstand führte, die Karg-
heit des Bodens, den Charakter des
Volkes, das schlichte Leben der
Altvordern, das Aufkommen der
Technik und Industrie und die
rapide Entwicklung seither.

Das Buch der Schaffensfreude ist
„Das Hohelied
vom Schweizer Schaffen“,
das jedermann, jung und alt, Mann
und Frau, Schweizer und Ausländer
interessiert und begeistert.

Elegant kartoniert Fr. 10.—

Leinen mit Goldprägung Fr. 14.—

INTERVERLAG AG.
ZÜRICH



2. BAND

BERGE DER WELT

1947

Interverlag AG.
Zürich



IM SELBEN VERLAG

Dr. Martin Rikli

Seltsames Abessinien

In dem fesselnd und humorvoll
geschriebenen Buch, das mit über
100 Aufnahmen des Verfassers
prachtvoll illustriert ist, ersteht
das äthiopische Hochland in einem
Zauber, wie ihn nur Afrika zu bie-
ten und nur ein erfahrener Kame-
ramann und Expeditionsleiter ein-
zufangen vermag.

Vornehmer Leinenband

Fr. 18.50

Berge der Welt

BAND I

Herausgegeben von der
SSAF

Redaktion André Roch

Broschiert Fr. 17.—

Leinen Fr. 20.—

INTERVERLAG AG.
ZÜRICH

Edition en langue française,
identique à l'édition allemande

Les Montagnes du Monde

VOL. I

Publié par la Fondation Suisse
pour l'Exploration Alpine
Rédaction André Roch

Broché Fr. 17.—

Relié Fr. 20.—

ÉDITIONS F. ROUGE
& CIE. S.A. LAUSANNE

BERGE DER WELT

Schriftenreihe für

Alpinismus Expeditionen Wissenschaft

Herausgegeben von der

Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen



ZWEITER BAND 1947

INTERVERLAG AG. ZÜRICH

DIE REDAKTION DIESES BANDES BESORGT E

ING. MARCEL KURZ

(Textteil und Zeichnungen von Seite 117 bis Seite 232)

DIE HERSTELLUNG DIESES BANDES BESORGT EN

Druck: Verbandsdruckerei AG. Bern

Clichés: Interverlag AG. Zürich

Printed in Switzerland

Alle Rechte, insbesondere auch das Recht des auszugsweisen Nachdrucks, vorbehalten
Copyright 1947 by Interverlag AG. Zürich

*In unberührten Tälern gehn,
geht über alle Wunder viel;
auf unberührten Gipfeln stehn,
steht über jedem Wunsch und Ziel.*

HANS ROELLI



SCHWEIZERISCHE STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

MITGLIEDER DES STIFTUNGSRATES

Karl Weber, Präsident

Dr. h. c. Felix Gugler Gustav Hasler Dr. Werner E. Iten

Dr. Walter Amstutz Dr. Hans Bracher Ernst Feuz

KORRESPONDENTEN

Lucien Devies, Paris Charles Gos, Genève Dr. Oskar Hug,
Zürich Arnold Lunn, London Mrs. Wade Martin, Washing-
ton DC. Bartlett Morgan, Montreal Colonel Strutt, Edinburgh
Bradford Washburn, Boston Geoffrey Winthrop Young,
London

AUS DER BISHERIGEN TÄTIGKEIT DER
SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

EXPEDITIONEN

Himalaya-Expedition 1939 (Garhwal)
Himalaya-Expedition 1947, Lohner-Sutter (Gangotri)
Englisch-Schweizerische Karakorum-Expedition 1947,
Gyr-Kappeler-Tilman-Secord

EXPEDITIONSFILME

Himalaya 1939 (Roch, Zogg, Steuri, Huber)
Himalaya 1947 (Lohner, Sutter, Dittert, Graven, Roch)
Karakorum-Himalaya 1947 (Gyr, Kappeler, Tilman, Secord)

PUBLIKATIONEN

Schweizer im Himalaja (Zürich 1939 und 1940) – Naar de Toppen van de Himalaja
(Arnheim 1941) – Leslie Stephen, Der Spielplatz Europas (Zürich 1942) – André
Roch, Karakoram Himalaya (Neuchâtel 1946) – Carl Egger, Pioniere der Alpen
(Zürich 1945) – André Roch, Garhwal Himalaya (Neuchâtel 1947) – André Roch,
In Schnee und Eis (Zürich 1946) – Berge der Welt (Band I 1946, Band II 1947)
Montagnes du Monde (Vol. I 1946, Vol. II 1947)

PUBLIKATIONEN IN VORBEREITUNG

Marcel Kurz, Ausseralpine Schweizer Forscher und
Kammverlaufkarten der Erde

BERGE DER WELT

erscheint periodisch in deutscher und französischer Ausgabe. Adresse der Re-
daktion: Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, Binzstrasse 23, Zürich
(Telegrammadresse: Dunagiri Zürich)

INHALTSVERZEICHNIS

Preface, von Col. E. L. Strutt	15
Schweizerische Himalaya-Expedition 1947*, Lohner-Sutter	17
Wie die Expedition entstanden ist, von Ernst Feuz	17
Den Himalaya-Bergen entgegen, von A. Lohner	20
Der Berg Kedarnath, von A. Sutter	26
Absturz am Weissen Dom, von A. Sutter	31
Rückzug und Bergung, von A. Roch	37
Der Tag des Kedarnath, von A. Sutter	45
Wie ich die Kedarnath-Besteigung miterlebte, von A. Lohner	50
Erkundung am Chaukhamba, von A. Roch	52
Jagdgänge im Himalaya, von A. Sutter	55
Mit A. Sutter auf der Bharalpirsch, von A. Lohner	65
Satopanth – ein Siebentausender! von A. Sutter	67
Der 1. August auf dem Satopanth-Gletscher, von A. Lohner	73
Kalindi Khal und Kalindi Peak, von R. Dittert	76
Besteigung des Balbala, von R. Dittert	83
Erfüllung eines Himalaya-Traumes, von A. Lohner	88
Über den Kuari-Pass, von R. Dittert	90
Nanda Gunthi – ein schönes Abenteuer, von A. Roch	95
Von Ramni nach Ranikhet, von A. Lohner	106
Heimwärts! von R. Dittert	110

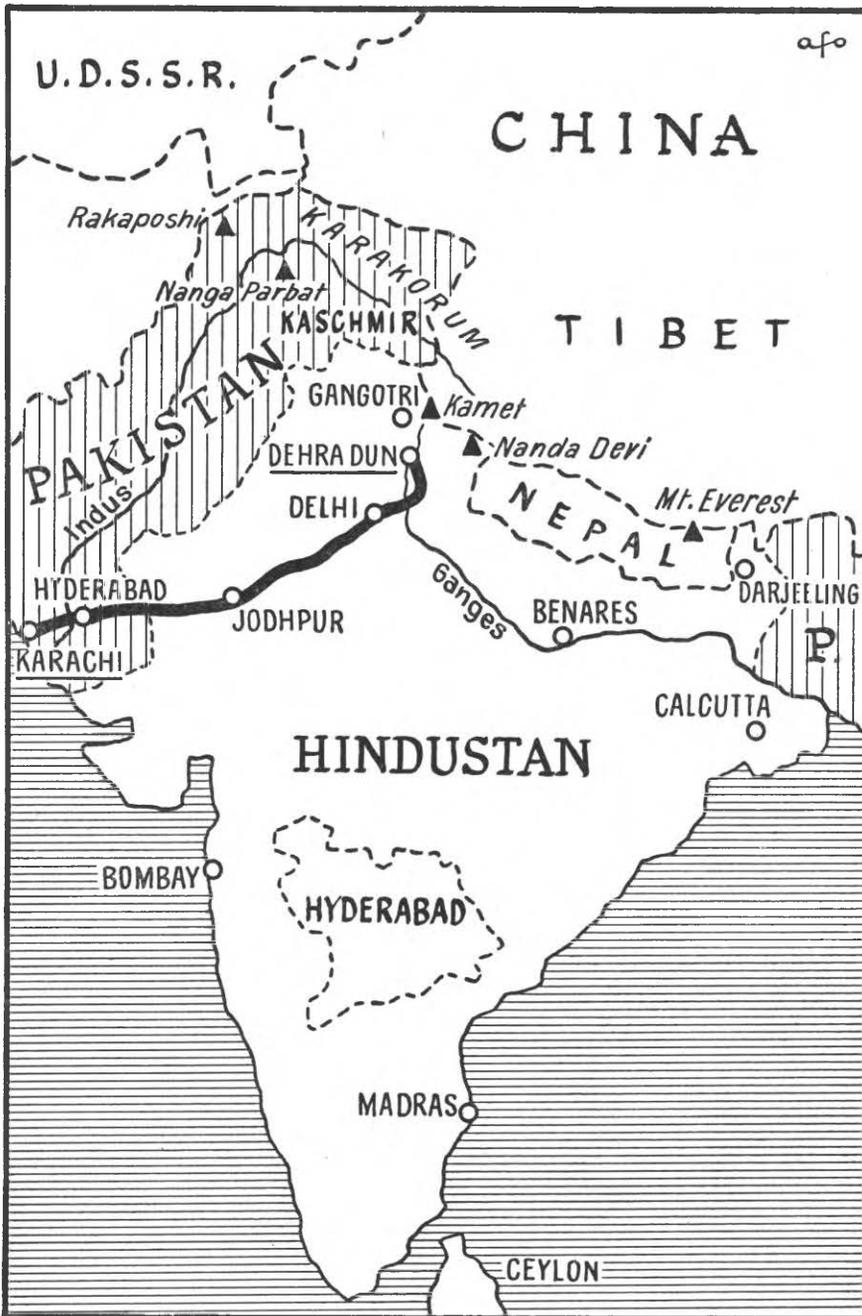
* In diesen Berichten ist nur der bergsteigerische Teil verarbeitet worden; die wissenschaftliche Ausbeute der Expedition wird in einem eigenen Bericht dargestellt werden.

Englisch-Schweizerische Karakorum-Expedition 1947 (Gyr-Kappeler-Tilman-Secord)	115
Versuch einer Chronologie der Höhenrekorde im Gebirge (Fortsetzung aus Band I), von M. Kurz	117
Himalaya 1939–1946, von M. Kurz	165
Alpine Rundschau, von M. Kurz	199
Brief aus Zermatt, von Hans-Fritz von Tscharner.....	199
Sommer 1947 in Courmayeur, von Piero Ghiglione	202
Neues aus Chamonix, von Lucien Devies.....	210
Bericht aus dem Dauphiné, von Maurice Laloue	215
Aus den Bergen des Veltlins, von Alfredo Corti	218
Englisch-schweizerische Zusammenkünfte in Arolla und Fionnay.....	220
Polnischer Alpinismus in den Kriegsjahren	221
Der Nordgrat der Dent Blanche	223
Westwand des Schalihorns	224
Südost-Grat des Schalihorns	225
Club-Alpin académique, Genève.....	225
G.H.M. Lausanne	225
Österreichische Alpenzeitung.....	226
Combin de Chesette oder Tsesette (4141 m) über den Nord-Grat	227
Schön und warm, wolkenloser Himmel in der ganzen Schweiz	227
Der Ostgrat des Mont Dolent (Gallet-Weg)	228
The Alpine Club	229
American Alpine Club	230
Macugnaga	230
Monte della Disgrazia	231
Höhenlage und Sauerstoff, von N. E. Odell	233
Der Berg, Gedicht von Hans Roelli.....	238
Zur Organisation der Himalaya-Expedition 1947	239

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

Tafel	Aufnahme	Tafel	Aufnahme
1. Satopanth	A. Roch	18. Oben: Bergung des verletzten Sherpas Wangdi Norbu über die Eiswand	A. Roch
2. A. Lohner mit Sherpas	A. Graven	18. Unten: Transport über den Gletscher	A. Roch
3. Oben links: A. Graven	R. Dittert	19. Sherpas tragen ihren Sirdar ins Lager	R. Dittert
3. Oben rechts: A. Sutter	R. Dittert	20. Oben: A. Graven und A. Sutter im Lager	R. Dittert
3. Unten links: R. Dittert	A. Roch	20. Unten: Der verletzte A. Sutter im Lager	A. Roch
3. Unten rechts: A. Roch	R. Dittert	21. Oben: Auf dem Gipfel des Kedarnath	A. Roch
4. Oben links: Tenzing Sherpa.	A. Lohner	21. Unten: Aufstieg zum Weissen Dom	A. Roch
4. Oben rechts: Wangdi Norbu.	A. Lohner	22. Oben: Im Büsserschnee des Himalaya	A. Sutter
4. Unten: Gruppe der Sherpas .	R. Dittert	22. Unten: Eiskletterei zum Satopanth-Sattel	A. Sutter
5. Kuli, die Lasten aufnehmend	A. Graven	23. Oben: Ungeheurer Gletschertisch auf dem Gangotri-Gletscher	A. Graven
6. Brücke über Saraswathi	A. Graven	23. Unten: Sherpas vor einem Gletschertisch	A. Roch
7. Sherpas überqueren einen Gletscherbach	A. Sutter	24. Oben: Die westlichen Trabanten des Satopanth	A. Roch
8. und 9. Telepanorama des Kedarnath	A. Sutter	24. Unten: Sherpas auf dem Gangotri-Gletscher	R. Dittert
10. Basislager Nandanban mit Shivling	A. Roch	25. Oben: Lager II am Kedarnath	A. Roch
11. Oben: Rast im Aufstieg zum Weissen Dom	A. Roch	25. Unten: Brigupanth und Meru mit Lager II	A. Sutter
11. Unten: Blick auf den Gangotri-Gletscher	R. Dittert	26. A. Graven in der Eiswand des Satopanth	A. Roch
12. Rast beim Aufstieg zum Lager «Sentinelle Rouge»	A. Graven	27. A. Sutter im Aufstieg zum Satopanth	A. Roch
13. Lager I am Kedarnath mit Doppelgipfel des Shivling ..	A. Roch		
14. Himalaya-Vision	A. Roch		
15. Verbindungsgrat zwischen Weissem Dom u. Kedarnath	A. Roch		
16. Aufstieg zum Weissen Dom, mit Rückblick auf den Gangotri-Gletscher	A. Roch		
17. Ansicht der Absturzwand am Weissen Dom, mit Bild der Verunglückten	A. Roch		

Tafel	Aufnahme	Tafel	Aufnahme
28. Eiswüste in der Satopanth-Flanke	A. Graven	44. Oben links: A. Sutter mit seiner Beute	A. Graven
29. A. Graven und A. Sutter queren unter den Eiswüsten	A. Roch	44. Oben rechts: Shikari (Jagd-gehilfe) A. Sutters	A. Sutter
30. Auf dem Wächtengrat des Satopanth	A. Graven	44. Unten: Prachtsexemplar eines Bharal	A. Sutter
31. A. Graven auf dem Gipfel des Satopanth	A. Sutter	45. Frau Lohner an einer Weg-tafel nach Tibet	A. Graven
32. Abstieg über den Grat des Satopanth	A. Roch	46. Oben: Gipfelaufbau des Nanda Gunthi	R. Dittert
33. Bhagirathi-Nordgipfel.....	A. Roch	46. Unten: Auf dem Wächten-grat des Nanda Gunthi	A. Roch
34. Teleaufnahme des Shivling-Gipfels	A. Sutter	47. Oben: Trisul	A. Roch
35. Shivling, das «Matterhorn des Himalaya».....	A. Graven	47. Unten: Chaukhamba.....	Prof. Heim
36. Namenloser Sechstausender, vom Aufstieg zum Kalindi Khal gesehen.....	A. Sutter	48. Oben links: Mr. Braham	A. Roch
37. Teleaufnahme eines der westlichen Trabanten des Satopanth	A. Sutter	48. Oben rechts: R. N. Rahul, der indische Transportleiter	A. Roch
38. Oben: Auf dem Gipfel des Kalindi Peak	A. Roch	48. Unten: Lager der Expedition in Ramni.....	R. Dittert
38. Unten: Kletterei am Kalindi Peak	A. Roch	49. Hängebrücke über den Alaknanda	A. Roch
39. Oben: Postläufer von Harsil bringt Frau Lohner Blumen	R. Dittert	50. Oben: A. Graven vor dem Tempelbesuch	A. Sutter
39. Unten: Anmarsch zum Balbala	R. Dittert	50. Unten: A. Roch und R. Dittert bereiten sich ebenfalls vor	A. Sutter
40. Oben: Blick aus dem Massiv des Satopanth gegen Kedarnath.....	A. Graven	51. Indische Tänzerin in Ramni .	A. Roch
40. Unten: Balbala im Abendlicht	A. Sutter	52. Oben: Frau Lohner und A. Sutter nach der Landung in Dübendorf.....	ATP.
41. Auf dem Gipfel des Balbala .	R. Dittert	52. Unten: Freunde begrüßen A. Graven bei seiner Rückkehr	Helmerking
42. Adler des Himalayas	A. Sutter	53. Tent Peak	E. Grob
43. Schwarze Berge – weisse Zelte!	R. Dittert	54. und 55. Panorama des Rakaposhi	E. Maillart
		56. Oben: Berge am Snow Lake .	C.H. Secord
		56. Unten: Dunagiri	A. Roch



Reiseroute der Expedition durch Indien

VORWORT

Grossbritannien und die Vereinigten Nationen werden es nie vergessen, welch ungeheure, herrliche Arbeit vom Schweizerischen Roten Kreuz, vom Schweizervolk und jedem Einzelnen in selbstloser Weise während der Jahre 1939 bis 1945 geleistet wurde. Die Aufnahme unserer in die Schweiz geflohenen Kriegsgefangenen und die ihnen gewährte Hilfe haben die traditionelle Freundschaft zwischen Grossbritannien, den Vereinigten Staaten und der Schweiz noch gefestigt.

Ich erachte es als eine grosse Ehre, aufgefordert worden zu sein, dem zweiten Band von «Berge der Welt» einige, wenn auch unzulängliche Zeilen als Vorwort beisteuern zu dürfen.

Aus dem Text des Buches geht hervor, dass das schweizerische Bergsteigertum von jeher keinem nachstehend, nun aber zweifellos eine führende Stellung einnimmt. Die beiden Himalaya-Expeditionen 1947, zu deren einer auch Engländer eingeladen waren, sind ein weiterer Beweis dafür, was die Schweiz, sowohl Bergführer wie Amateure, in den höchsten Gebirgen der Welt zu leisten vermögen. Die Taten dieser vollendet organisierten und ausgerüsteten Expeditionen sind in meisterhaften Artikeln beschrieben. Eine andere hervorragende Himalaya-Autorität beschreibt die Periode 1939 bis 1946 dieses grossen Berggebietes, einschliesslich der bis anhin beinahe gänzlich unbeachteten Forschungen und Versuche am Nanga Parbat (1939). Dann sind auch die Schweizer Alpen während der beispiellos trockenen Saison des Jahres 1947 ausführlich behandelt.

Der Artikel eines Angehörigen einer anderen Nation hingegen ist ein interessantes Beispiel für die sonderbar selbstbewusste Mentalität, die in diesem Bezirk seit dem Sommer 1940 vorherrscht. «Mechanisierung und Gefahrenkult» – um einen bekannten englischen Schriftsteller zu zitieren – sind gefördert worden, vielleicht als Heilmittel für den schlimmen Zerfall in der Vergangenheit. Die Folgen dieses erwähnten Komplexes sind nur zu offensichtlich geworden in den Unfällen des Jahres 1947. Der Standard des Bergsteigens ist, im streng genommenen Sinne, und so, wie es durch gewisse Nationen ausgeübt wurde, seit 1930 eher gesunken als gestiegen.

Zusammenfassend: Bei der Lektüre des reich illustrierten Bandes II von «Berge der Welt» geniessen wir alles Schöne und Hehre des Schweizer Bergsteigens der letzten Zeit.

E. L. Strutt

COLONEL E. L. STRUTT, CBE., DSO., hatte die grosse Freundlichkeit, für Band II «Berge der Welt» ein Vorwort zu verfassen, das wir auch in deutscher Übersetzung bringen. – Col. E. L. Strutt, ein erfahrener und erfolgreicher Bergsteiger und Teilnehmer an der Mount Everest-Expedition 1922, der viele Jahre in Indien lebte, ist Gründungsmitglied des Himalayan Club und war von 1927 bis 1937 Redaktor des «Alpine Journal» und Präsident des Alpine Club von 1935 bis 1938.

Die Redaktion

Preface.

Great Britain and the Allied Nations can never forget the immense and splendid task so unselfishly accomplished by the Red Cross of Switzerland, nation and individuals, during the period 1939-45. The help accorded to, as well as the reception to our prisoners of war escaping into Switzerland, has ever further cemented the traditional affection existing between Great Britain, the U. S. A. and Switzerland.

I regard it as a great honour to be requested to contribute a few, if inadequate, lines serving as a Preface to Volume II of *Berge der Welt*.

It is evident from the text that Swiss Mountaineering, always second to none, now occupies without question the position of leading Authority. The two Himalayan expeditions of 1947, in one of which Britons were invited to play a part, are a further proof of what Switzerland, professional and amateur, is now accomplishing in the greater mountains of the world. The deeds of these perfectly organized and equipped parties are described in masterly articles. Another distinguished Himalayan authority describes the period 1939-46 in the same great Range, including the hitherto almost totally ignored Nanga Parbat (1939) exploration and attempt. The Swiss Alps during the unprecedentedly dry seasons of 1947 are also dealt with at length.

The article by a member of another nation is an interesting example of the strangely assentive mentality prevalent in that quarter since the summer of 1940. "Mechanization and the cult of Danger" - to quote a well-known English writer - is encouraged, perhaps as a remedy for grievous collapse in the past. The results of the above complex are but too evident in the accidents of 1947. The standards of mountaineering, in the strict sense of the term, as practiced by certain nations, has been lowered rather than raised since 1930.

To sum up: in Vol. II, *Berge der Welt*, illustrations and text, we may enjoy reading of all that is best and highest in latter day Swiss Mountaineering.

E. H. Stuart

7. MAI 1947

«Que le Bon Dieu soit avec vous!»

A L F R E D Z Ü R C H E R

SCHWEIZERISCHE HIMALAYA-EXPEDITION 1947 LOHNER-SUTTER

WIE DIE EXPEDITION ENTSTANDEN IST

von *Ernst Feuz*

Die Aufgaben des Alpinismus sind unerschöpflich und unausschöpfbar. Immer neue bergsteigerische Probleme harren ihrer Lösung. Das Pioniertum stirbt nicht aus. Sind unsere Alpen nun fast vollkommen erschlossen, um so mehr wendet sich das Interesse den Hochgebirgen anderer Kontinente zu. Die grösste Anziehungskraft übt naturgemäss der gewaltigste Bergwall unseres Planeten, der sagenumwobene Himalaya, aus. Das Begehen dieser Gebirge fordert nicht nur hohes bergsteigerisches Können, sondern auch Organisations-talent und bedeutende Mittel, da schon das Zurücklegen der Anmarschwege sorgfältiger Vorbereitungen bedarf.

Die Idee, diese erste Nachkriegsexpedition in die Himalayaberge zu entsenden, verdanken wir der jugendlichen Frau *Annelies Lohner*, die als gute und ausdauernde Alpinistin bekannt ist. Ihre bergsteigerische Entwicklung überwachte und förderte kein geringerer als Gustav Hasler. Trotz seines hohen Alters unternimmt er selbst heute noch Bergfahrten. «Sie halten mich jung», meint er lächelnd dazu. Etwas vom Geist dieses Altmeisters des Alpinismus der Jahrhundertwende, da noch Pionieraufgaben in unseren Alpen zu lösen waren, übertrug sich auf *Annelies Lohner*.

Es war an einem verhangenen Märztag des letzten Kriegswinters, als Frau Lohner in St. Moritz mit ihrem Bergführer *Alexander Graven* nach einer Reihe sonniger Bergtage Pläne für den kommenden Sommer machte. Unvermittelt stellte sie dabei die Frage: «Wie wäre es denn, wenn wir einmal in den Himalaya gingen?»

Der arvenzähe, baumlange Graven fing sofort Feuer, der Wortkarge wurde beredt, seine Augen funkelten, und er sprühte Begeisterung.

Und nun gab es kein Halten mehr. Die beiden setzten sich sofort ins Einvernehmen mit André *Roch* und Alfred *Sutter* und zogen auf Anregung Rochs noch den Genfer Alpinisten René *Dittert* bei.

Mit jedem Tag reifte der Plan seiner Verwirklichung entgegen. Man einigte sich auf den südwestlichen Teil des *Garhwal-Himalaya*, das sogenannte *Gangotri*-Massiv, als Expeditionsziel. Diesem wilden Gebiet entspringen die drei Quellflüsse Alaknanda, Mandakini und Bhagirathi, deren Zusammenfliessen Indiens heiligen Strom, den Ganges, bildet. Der Bhagirathi rauscht aus dem Tor des Gangotri-Gletschers, der mit seinen dreissig Kilometern der längste Gletscher des mittleren Himalaya ist.

Der Planung dienten vor allem die unterstützenden Hinweise von Marcel Kurz in seiner Himalaya-Monographie, die gleichfalls in diesem Bande erscheint. Dank der schottischen Expedition Marco Pallis 1933 und der österreichischen unter Führung von Professor Schwarzgruber 1938 lagen weitere wertvolle Angaben über Anstiegsmöglichkeiten fast sämtlicher Gipfel vor. Dazu kamen Rochs eigene Erfahrungen aus der von ihm geleiteten Expedition 1939 in den benachbarten Garhwal-Himalaya.

Mit diesem fest umrissenen Expeditionsziel gaben wir einmal mehr der «Magie der Achttausender» nicht nach, die den bisherigen Himmelstürmern nur Enttäuschungen eingetragen hat. Wir beschieden uns zunächst mit Sechs- und Siebentausendern. Es schien uns auch darin Mannesmut zu liegen, jeden übertriebenen Ehrgeiz zu meiden.

Und nun will ich die Männer vorstellen, die neben Frau Lohner, als dem initiativen weiblichen Element, die Equipe der erfolgreichen Expedition gebildet haben.

André *Roch* ist Ingenieur am Institut für Schnee- und Lawinenforschung auf dem Weissfluhjoch, im Nebenamt auch Bergführer, Mitredaktor unseres Jahrbuches und Autor verschiedener, von unserer Stiftung herausgegebener Bücher. Er gehört zu den berufenen Verfechtern eines modernen Alpinismus.

Alfred *Sutter* zählt zu jenen «Klassikern» unserer Berge, die sich weniger durch romantisch verbrämte Neutouren hervortun, sondern den inneren Wert des Bergsteigens schätzen und herauszuholen suchen. Er bestieg mit Alexander Graven alle Viertausender der Alpen und hat die Nordwand des Matterhorns und die Lauper-Route am Eiger

bewältigt. In den Himalaya lockte ihn nicht wenig auch seine Jagdleidenschaft, wovon er uns auch erzählen wird.

René Dittert, der seine bergsteigerische Laufbahn mit Klettern auf Bäumen begonnen hat, gehört zu den Alpinisten, die schon 1939 in die engere Wahl der Teilnehmer einer Himalaya-Expedition gekommen waren. Der fröhliche und sympathische Genfer hat seine Feuerprobe im Himalaya hervorragend bestanden und wesentlich zum Gelingen der ganzen Expedition beigetragen.

Alexander Graven braucht wohl keinem Bergfreund erst vorgestellt zu werden. Der bekannte Führer aus Zermatt, Vater von acht Kindern, ist durch die Schule der grössten Altmeister unserer Berge gegangen. Sein Leben ist Alpinismus, sein Beruf Berufung. «Der Pickel ist keine Feder», schrieb er mir, als ich ihn um seinen Lebensabriss bat.

Ich darf wohl verraten, dass die *Schweizerische Stiftung für alpine Forschungen* bei Übernahme des Patronates der Expedition nicht ohne Bedenken eine Frau als Teilnehmerin akzeptierte. Wir fragten uns, ob wir es verantworten könnten, einer Frau diese monatelangen, höchsten Einsatz fordernden Strapazen und Gefahren zuzumuten. Doch nach sorgfältiger Prüfung des Dafürs und Dawiders durften wir sagen: «Gewogen, gewogen, und nicht zu leicht befunden!» Wir freuen uns, dass der Erfolg uns recht gegeben hat.

Folgende Verträge wurden geschlossen: Ein Ausrüstungsvertrag mit Frau Lohner und Herrn Sutter, dann ein Expeditionsvertrag mit den fünf Teilnehmern, denen sich ein indischer Transportoffizier anschliessen sollte. André Roch und Alexander Graven wurden zugleich als Bergführer bestellt, während René Dittert aus freien Stücken mitmachte. Roch wurde zum Expeditionschef erkoren, der zwar alle wichtigen Beschlüsse mit seinen Kameraden vorzubereiten hatte, die letzte Entscheidung aber selbst zu treffen berechtigt war.

Dem Ausrüstungsvertrag entstammt die Bezeichnung «*Gruppe Lohner-Sutter*», mit der auch die lange Reihe der Expeditionskisten beschriftet wurde. Denn zusammen mit dieser Gruppe wurde auch eine zweite Expedition, «*Gruppe Gyr-Kappeler*», ausgerüstet, die sich den Karakorum-Himalaya zum Ziele nahm; an anderer Stelle wird über sie noch zu berichten sein.

Nach Fertigung der Verträge setzte bei der Schweizerischen Stiftung für alpine Forschungen im Verwaltungsgebäude der Firma Oscar Weber in Zürich Hochbetrieb ein. Die grosse Ausrüstung musste beschafft, fachmässig verpackt und versandt werden. So tüchtig und

rasch wurde gearbeitet, dass das Expeditionsgepäck bereits in den ersten Apriltagen 1947 in Karachi in Indien eintraf.

Am Vorabend der Abreise trafen sich die Mitglieder des Stiftungsrates mit den Teilnehmern und Freunden zu einem kleinen Abschiedsfest in Zürich. Am 7. Mai startete das Flugzeug der Swissair in Dübendorf, das die Teilnehmer in Amsterdam der holländischen Fluglinie KLM. übergab, mit der sie nach zweitägigem Fluge Indien erreichten. Hier übernahm es die Schweizer Firma Volkart Brothers, die Teilnehmer und ihr Gepäck nach ihrem Bestimmungsort zu bringen. Die Ausgangsstation Mussoorie am Fusse des Himalaya wurde programmgemäss erreicht. André Roch war vorausgeflogen, um in Darjeeling die Sherpas auszuwählen und den Anmarsch vorzubereiten.

D₁EN HIMALAYA-BERGEN ENTGEGEN

von Annelies Lohner

Am 26. Mai starten wir in Mussoorie zum 260 Kilometer langen Anmarsch in das Basislager auf dem Gangotrigletscher. Es ist Pfingstmontag, wie wir losziehen, und Graven sagt unter anderem, dass jetzt zu Hause die Fanatiker noch einmal skifahren gehen. Uns ist dieser Sport schon ganz aus dem Sinn gekommen; die unheimliche Hitze lässt solche Freuden vergessen. Die erste Gruppe, bestehend aus Sutter, Graven, mir, 20 Kulis und 4 Sherpas bricht am Montag auf; die Gruppe Roch mit Dittert, dem indischen Verbindungsmann, 84 Kulis und 4 Sherpas wird am Dienstag folgen. Wir werden uns nach sechs Marschtagen in Uttarkashi treffen und dann gemeinsam weiterziehen. Der ganze Weg erscheint mir traumhaft. Fern von aller Zivilisation, nur auf uns selbst angewiesen, wandern wir bergauf und bergab, durch Birkenwald, ausgetrocknete Flussbette, die von riesigen Kakteen eingesäumt sind, kleine Dörfer mit Reisfeldern, dann wieder auf schmalen Pfaden an steilen Hängen entlang. Gegen 1 Uhr nachmittags erreichen wir meist unser Ziel; die Stunden von 10 bis 1 Uhr sind wohl die anstrengendsten. Die Hitze ist schrecklich, und oft glaubt man, schon nahe dem Ziel zu sein, da kommen plötzlich unvermutete Hindernisse zum Vorschein; so müssen wir kleiner Flüsse wegen oft einen stundenlangen Umweg machen. In solchen Fällen bemerkt Graven trocken, dass man nur bei uns zu Hause die verrückte

Idee habe, eine Brücke zu bauen. Wir lernen Geduld üben, hier in diesem Lande, wo alles so zeitlos ist.

Drei Tage sind wir nun von Mussoorie unterwegs, und heute haben wir zum erstenmal so richtiges Lagerleben. Für die letzten Nächte fanden wir noch ganz gute Bungalows vor, einfache Hütten zwar, fast ohne jede Möblierung oder höchstens einem Bett und Stuhl.

Auch heute hätten wir in so einer Behausung bleiben können, aber sie war uns zu unfreundlich, und wir zogen es vor, noch etwas weiter zu gehen und unsere Zelte in einem ausgetrockneten Flussbett aufzuschlagen. Hier gibt es auch noch etwas Wasser in einem Tümpel, worüber wir sehr erfreut sind.

Sofort gehen unsere Sherpas daran, die Zelte aufzuschlagen. Einer nach dem andern von den Kulis trifft ein; ein Junge, der die Küche trägt, ist immer der erste; er kann laufen wie der Teufel. Die Kulis stellen unser persönliches Gepäck in die Nähe der Zelte, und nun fängt es an gemütlicher zu werden. Ein kurzer Regenschauer kann uns nicht erschüttern; ich fühle mich in meinem Weckert-Zelt sehr geborgen.

Tenzing, mein Sherpa, stammt aus Nepal und ist eine wahre Perle. Er ist sauber, initiativ und verwöhnt mich riesig. Kaum haben wir unser Tagesziel erreicht, stand auch schon mein Schlafsack und Waschwasser bereit. Meine Gepäckkiste verwandelt er elegant zu einem Toilettentisch, indem er ein Küchentuch darauf ausbreitet und mit ungewöhnlichem Geschick meine Toilettensachen verteilt, dann Schuhe und Kleider zum Wechseln ordentlich daneben legt. Ich bin jedesmal neu entzückt. Mit weit weniger wäre ich zufrieden; aber er setzt seinen Stolz darein, und wenn ich ihm «very good» sage, dann strahlt er und zeigt seine schönen Zähne. Tenzing ist der einzige unserer acht Sherpas, der einige Worte englisch spricht, und so erfahre ich, dass er eine Frau und zwei Mädchen hat, und voller Stolz und Liebe zeigte er mir eine Photo seiner Familie, die er in einem kleinen Rahmen mit sich führt. Tenzing war dieses Jahr schon mit einem englischen Offizier und einigen Trägern im Camp III am Mount Everest und mit früheren Everest-Expeditionen sogar im Camp VI.

Überhaupt sind unsere Sherpas ausgezeichnete Leute; vier von ihnen stammen aus Tibet, vier aus Nepal.

Ich sitze recht bequem auf meiner Luftmatratze und amüsiere mich an unserem Lagerleben. Sutter, der heute im Anmarsch drei Perlhühner geschossen hat (die schon in der Pfanne braten), ist daran, sein Gewehr zu richten, im Falle, dass vielleicht doch ein Tiger in der

Nähe wäre, denn als leidenschaftlicher und ausgezeichneter Jäger ist das natürlich ein Traum.

Einer der Kulis hat sich als erstklassiger Jagdgehilfe entpuppt, und Sutter und er sind ständig in einem ziemlichem Jagdfieber. Graven hingegen braut mit seiner kleinen Metaküche immer wieder Tee oder sonst ein «Gesöff» und ist in dauerndem Kampf mit seinem Sherpa, der immer aufräumt und ihm dabei immer etwas verschleppt oder ver-räumt, in bester Absicht natürlich. Wir lachen viel über dieses Spiel.

Heute müssen wir auch zum erstenmal die Apotheke benützen, denn ein Kuli fühlt sich krank und sieht sehr erschöpft aus; wir verabreichen ihm Coramin. Die anderen Kulis sitzen um den Kranken herum und kochen Chapatis, ihre Hauptmahlzeit. Chapatis bestehen nur aus Mehl und Wasser; mit sehr grosser Geschicklichkeit kneten die Kulis den Teig und formen dann kleine Pfannkuchen, die über offenem Feuer in einer Omelettenpfanne gebacken und schliesslich noch für einige Minuten direkt auf die Glut gelegt werden. Diese einfache Speise schmeckt mir ganz gut.

Die Spannung im Lager lässt heute nicht nach. Schon wieder kommt der jagdbesessene Kuli, ruft Sutter mit glühenden Augen «Sahib» zu und zeigt in den Wald hinauf. Sutter greift zur Flinte, und beide rennen davon. Es ist merkwürdig, plötzlich verstehen sich beide gegenseitig sehr gut, Hindustanisch gegen Schweizerdeutsch.

Es vergehen keine zwanzig Minuten, da kracht ein Schuss, und bald bringen unter allgemeinem Jubel die Jäger ein Reh. Sutter nimmt das Tier aus, dann beginnt eine wilde Metzgerei. Die Kulis sind begierig auf die Eingeweide und fabrizieren damit eine Art Würstchen. Die Sherpas braten für uns zuerst einmal Leber, Herz und Niere. Das spielt sich alles auf den Steinen ab, alles geht drunter und drüber. Jede Schweizer Hausfrau würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und ich normalerweise auch. Aber hier vertragen wir es überraschend gut, denn viele europäische Gewohnheiten legt man langsam ab.

Bevor wir in unsere Schlafsäcke kriechen, sehen wir noch nach dem Kranken. Er gefällt uns gar nicht; jetzt erzählen uns die anderen auch, er habe sehr viel unreife Aprikosen gegessen und darauf Wasser getrunken. Der Arme tut uns leid; aber wir können ihm leider nicht viel helfen.

Eine herrliche Mondnacht liegt über unserem einsamen Tal; von weitem hören wir Schakale rufen, Vogelstimmen durchdringen gedämpft die Stille der Nacht; bald zieht tiefe Ruhe in das Lager ein.

Am Morgen um 5 Uhr weckt man uns wie gewöhnlich. Man bringt uns gleich die traurige Nachricht, dass der Kuli den Morgen nicht mehr erlebt hat; und als wir uns um 6 Uhr in Marsch setzen, liegt er schon unter der Erde.

Von neuem beginnt der Marsch durch die Täler, den Bergen entgegen.

Am 30. Mai erblicken wir zum erstenmal Schneeberge, und zwar im Bhagirathital, eine Stunde nach Dharasu. Wir finden, dass sie wie Mönch und Eiger aussehen, und Graven meint, dass man doch nirgends hingehen könne, ohne an das Oberland erinnert zu werden, während Sutter in aller Gemütsruhe sagt: «So, jetzt sind wir ungefähr in Bern, gehen wir noch schnell nach Thun und morgen nach Spiez, Interlaken usw.»

Am 31. Mai treffen wir in Uttarkashi ein und laufen sofort aufs Postamt, dem ersten seit Mussoorie und dem letzten auf unserem Weiterweg. Es ist ein kleines, gar nicht postähnliches Zimmer, aber meine Augen erspähen sofort unsere Luftpostbriefe; in grosser Aufregung nehme ich sie in Empfang und verteile sie unter meine Kameraden.

Uttarkashi ist der einzige grössere Ort, den wir passieren; er besteht fast nur aus Tempeln. Unser Anmarschweg hat nämlich den Reiz, ein alter Pilgerweg zu sein, denn der Bhagirathifluss, durch dessen Tal wir ziehen, ist ein Quellfluss des heiligen Ganges und wird jährlich von vielen gläubigen Hindus besucht. Wir treffen da auf merkwürdige und interessante Gestalten, arm und reich, Einzelgänger und Gruppen, meistens über 40 Jahre (wie ich sie schätze), alle mit demselben Ziel, im Ganges zu baden, sein Wasser zu trinken und vielleicht das grosse Glück zu haben, auf diesem Weg zu sterben. Ihr Glaube sagt, wer auf diesem Wege ins Jenseits eingehe, komme ganz sicher in den Himmel. Wir haben auch Gelegenheit, täglich im Bhagirathi zu baden, was wir herrlich finden, trinken auch sein Wasser, allerdings nur gekocht.

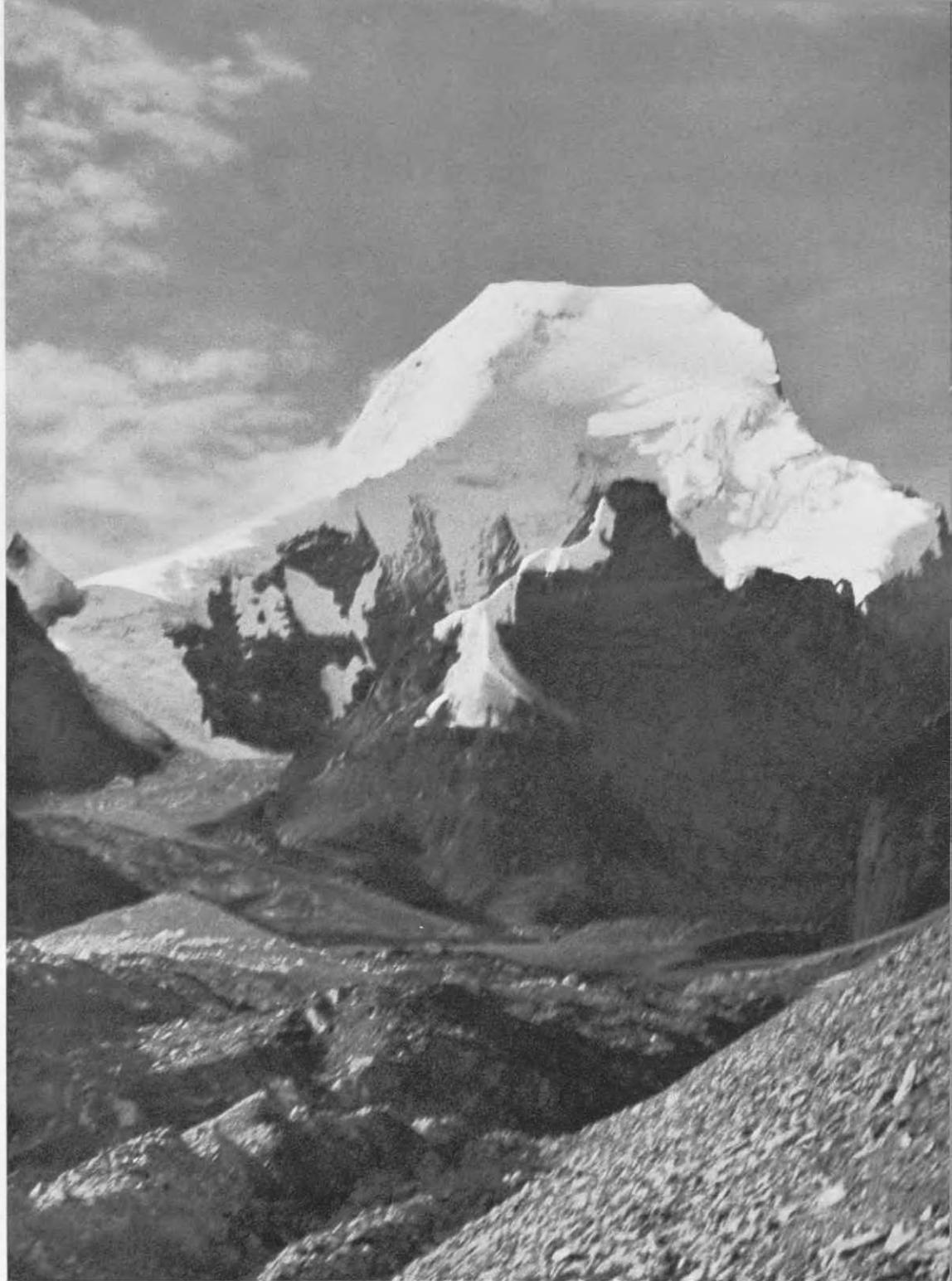
Von Uttarkashi aufwärts werden die Nächte etwas kühler, aber die Tageshitze macht uns immer noch zu schaffen. Besonders unangenehm sind die vielen Fliegen, die sich jeweils beim Essen um uns scharen; manchmal sind es so viele, dass man das Essgeschirr nicht mehr sieht, und die Tassen sind ein schwarzer, lebendiger Klumpen – ich übertreibe nicht! Zum Glück verschwinden sie abends, und die Flöhe und Wanzen, die uns in unseren Schlafsäcken plagen, sind doch angenehmer.

Eine unserer Hauptbeschäftigungen ist: «Arzt» zu sein. Einige von den Kulis sind immer krank; die meisten Bitten um Arzneien und

Hilfe aber kommen aus den Dörfern. Es spricht sich sofort herum, wenn wir lagern, und schon treffen die Kranken ein, manchmal in Sänften getragen. Sie haben ein unglaubliches Vertrauen in unsere Kunst, aber meistens sind es Fälle, in denen auch ein Arzt nicht helfen könnte mit einer Fünfminutenbehandlung. Wir tun, was wir können; Dittert, Graven und ich sind nun schon ganz gute «Ärzte» geworden. Einmal kniet ein Ehepaar vor mir nieder und bittet mit Tränen in den Augen, das gebrochene Bein seines Kindes zu heilen. Leider sind wir für solche Fälle zu wenig «Ärzte» und können nicht helfen. Ein anderes Mal kommt einer auf mich zu, sagt: «Memsahib» und sperrt seinen Mund auf; er hat sichtlich schreckliche Zahnschmerzen. So geht es am laufenden Band, und wir richten auch regelrechte Sprechstunden ein, und zwar von 6 bis 7 Uhr. Hier hätte ein Arzt ein reiches Wirkungsfeld, aber wenig Einnahmen wahrscheinlich.

Am 4. Juni erreichen wir Harsil, für mein Gefühl den interessantesten Ort, den wir passiert haben. Harsil liegt prächtig von Bergen umgeben und ist meist nur im Sommer bewohnt. Hier ist der Treffpunkt der Tibetaner mit ihren Schafkarawanen, die Salz von Tibet bringen und Reis und Erbsen hinübernehmen. In Harsil schalten wir einen Rasttag ein; schon weil unser Lagerplatz ideal ist. Auf einer grünen Wiese, unter Apfelbäumen (leider ist nicht Erntezeit), von denen die Äpfel in Indien sehr geschätzt sind, erholen wir uns prächtig. Die Männer sind ganz hypnotisiert von den Bergen, einer nach dem anderen starrt durch das Fernglas. Und diese Berge sind wirklich rassig, ähnlich denen im Bergell oder den «Aiguilles» von Chamonix, nur viel höher. Jeder sucht sich einen Gipfel aus, sucht eine Route, aber jeder kommt nur in Gedanken auf den Gipfel, trotz den fünfzig Haken, die sie im Geiste einschlagen.

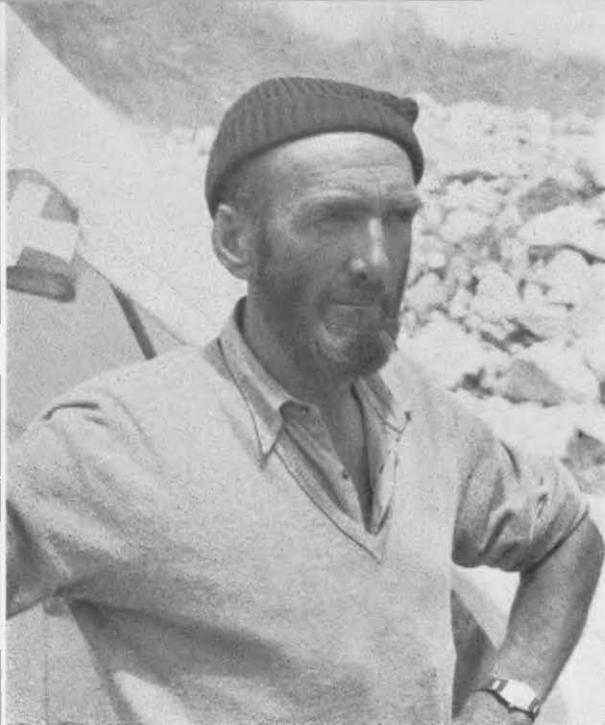
Wir müssen noch einen zweiten Tag in Harsil bleiben, da die Kulis wechseln und sich diese Angelegenheit nicht so schnell erledigen lässt. Wir können so auch in Ruhe noch Mehl und Zucker einkaufen, im Dorfe herumspazieren, photographieren – jede Minute ist für uns neu und spannend. Am 8. Juni treffen wir in Gangotri ein, dem Ziel der Pilger; hier sehen wir wieder viele Tempel, und die Einwohnerschaft besteht fast nur aus Pilgern, von denen nur einige sehr fromme auch im Winter dort bleiben. So einen Yogi, der nie ein Wort spricht, vollkommen nackt ist und in einer ganz kleinen Holzhütte lebt, in der nicht einmal ein Bett Platz hätte, lernten wir kennen. Wir wurden von einem Inder auf ihn aufmerksam gemacht, und Graven, Sutter und ich besuchten ihn. Er war ausnehmend freundlich, lud uns mit Gesten



Satopanth (7075 m), der schönste
und grösste Bergsieg der Expedition



Die Expeditionsteilnehmerin Frau Annelies
Lohner mit den Sherpas Tenzing (links) und
Penoorie im Basis-Lager am Gangotri-Gletscher



Die Expeditionsteilnehmer: Oben links: Bergführer Alexander Graven, Zermatt; rechts: Alfred Sutter, Münchwilen; unten links: René Dittert, Genf; rechts: Bergführer André Roch, Genf



Sherpas (Hochträger im Himalaya), die treuen und aufopfernden Begleiter der Himalaya-Bergsteiger; schon viele der Sherpas haben bei früheren Expeditionen den Bergsteigertod gefunden.

Oben links: *Tenzing*, ein tüchtiger Könnler, der die Erstersteigung des Kedarnath mitmachte; rechts: *Wangdi Norbu*, der Chef-Sherpa, der beim Versuch der Ersteigung des Kedarnath mit A. Sutter abstürzte und schwer verletzt wurde.



Gruppenbild (stehend von links) *Wangdi Norbu*, Chef-Sherpa, *Arjeeba*, *Pasang Urgen*, *Gatuk* aus Harsil, der schnellste und stärkste, der bis zu 60 kg trug, *Thundu*, *Tenzing*, *Ang Norbu*, *Ang Dava*; (sitzend): *Penoorie*, *Ang Tenzing*, *Gabar Singh* von Harsil, *Gobardar Shikari*, der Jagd-gehilfe von Sutter

zum Sitzen ein und bot uns einige Datteln an. Wir fragten ihn, ob er im Winter auch ohne Kleider lebe, was er bejahte und sich in der für Yogi eigentümliche Sitzstellung niederliess. Es ist unglaublich, was der Wille alles vermag, und wir kommen uns dagegen recht irdisch und schwach vor. Nach einiger Zeit verabschieden wir uns dankend, er aber zeigt gegen den Himmel, dem wir danken sollen. Photographieren dürfen wir ihn leider nicht.

In Gangotri treffen wir auch mit vielen Bewunderern zusammen; es ist unglaublich, wie viele Inder in den Zeitungen von unserer Expedition gelesen haben und uns nun in den Zelten aufsuchen und sehen wollen. Es sind freundliche, liebenswerte Leute, einige darunter hochgebildet, denen wir mit Aufmerksamkeit lauschen.

Nach Gangotri hört der Weg auf, und ein schmaler Pfad, der manchmal von Fluten oder Felsstürzen unterbrochen ist, führt flussaufwärts. Hier hausen Bären, und wir finden einmal morgens beim Aufbruch frische Spuren, kaum zwanzig Schritte von unserem Lagerplatz entfernt. Sutter, ein leidenschaftlicher Jäger, gerät in eine ziemliche Erregung. Er hat auf dem Anmarsch manchmal Tauben und Böcke geschossen und damit unseren Bedarf an frischem Fleisch gedeckt.

Am 10. Juni gelangen wir nach Gaumuk; hier bricht aus dem Gletscherende die Quelle des Bhagirathi hervor. Roch, Dittert, der Inder Rahul, unser Verbindungsmann und Dolmetscher, Tenzing, mein Sherpa, und ich machen einen Umweg von einer guten Stunde und gelangen direkt zur Quelle. Rahul und Tenzing waschen sich mit dem Wasser und verbeugen sich, Roch und Dittert photographieren, und ich bestaune das Ganze. Obwohl der Ganges für uns nichts Heiliges an sich hat, so überkommt mich doch eine Ergriffenheit, an diesem für die Hindus so heiligen, ja heiligsten Ort zu stehen.

Am 11. Juni, nach sechzehn Tagen Marsch, erreichen wir programmgemäss den Platz, den Roch für unser Basislager ausgesucht hat. Er liegt an der linken Seite des Gangotrigletschers, neben einer Moräne, auf der noch spärlich Gras wächst und ein kleines Bächlein fiesst. Die Höhe beträgt etwa 4400 m. Nun beginnen wir, uns so gemütlich als möglich einzurichten und uns an die Höhen des Himalayas zu gewöhnen.

DER BERG KEDARNATH

von Alfred Sutter

Über dem Basislager hängt der graue, regnerische Morgen des 14. Juni. Hinter Wolkenschleiern verschwinden die Kolosse der Siebentausender. Bei nur geringer Kälte und kleinen Regenspritzern starten wir nach Camp I auf dem Anstieg zum Kedarnath. Die Sherpas werden wie Lasttiere mit grossen Säcken beladen; ein breites Stirnband hilft ihnen, das Gleichgewicht über Stock und Stein zu halten. Die Marschkolonne bewegt sich zunächst am Fusse des Shivling entlang; über Geröll und sandige Halden geht es auf eine grasbewachsene Moräne zu, die wir in einer Stunde erreichen. Hier überraschen uns wohl spärliche, dafür aber hell leuchtende Blumensterne. Weit über der Vegetationszone wagt sich noch zartestes Leben ans Licht; ein Gruss blühender Schönheit, ein scheidender Wink farbigen Lebens.

Wir durchqueren jetzt den breiten Gletschergürtel, der mit Sand, Geröll und riesigen Blöcken übersät ist. Ringsum tut sich eine Wildnis von Felsspitzen, Tälern und Schluchten auf. Ununterbrochen rasselt Geröllhagel in die tiefblauen Eisspalten. Zwischen drohenden Gletscherspalten bahnen wir uns vorsichtig den Weg und gelangen bald auf blankes Eis. Im tief eingeschnittenen Gletscherbett hemmt ein reissender Bach den Weiterweg. Trotz ihrer grossen Lasten setzen die Sherpas mit Schwung hinüber; wir folgen ihrem Beispiel.

Um 13 Uhr erreichen wir das Camp I in 4800 m Höhe. Auch hier, nahe der Fünftausendergrenze, überrascht uns noch eine kleine Wiesenoase mit ihrem Blument Teppich – wieder ein Wunder der Himalaya-Welt! Hurtig wird abgeladen. Die Sherpas machen sich gleich an die Errichtung der Zelte und stellen eine kleine Küche auf.

Doch für Roch, Dittert und Graven ist das Tagespensum noch nicht beendet; sie setzen ihren Marsch fort, um das Gelände für den morgigen Aufstieg auszukundschaften, während wir es uns so bequem wie möglich machen. Über unserer winzigen Oase ragt drohend der Shivling mit seinen ungeheuren, gelblichen Flanken auf. Unerforscht und unerstiegen steht er wie eine Sphinx da. Der Wind beginnt Nebelschwaden heranzutreiben, das Firnenlicht wird grell und blendet, und bald prasselt Graupenschnee auf unsere Zeltdächer. Ein leichtes Kopfweh meldet sich. Ich strecke mich im Zelt aus und dusele ein wenig. Als ich erwache, fällt bereits dichter Schnee, ganz gemächlich und weihnächtlich!

Wir machen uns Sorgen um die Rückkehr unserer Freunde; da endlich, als wir schon unruhig zu werden beginnen, dunkeln ihre Gestalten durch den Schneeschleier; sie sind sehr müde und abgeschlagen. Frau Lohner nimmt sich ihrer rührig an und labt sie mit Tee und Essen.

Bald kriecht alles in die Zelte; die meisten nehmen noch Pillen, um schlafen zu können. Ich teile mein Zelt mit Roch, der mich noch eine Weile mit lebhaften Schilderungen seiner Erlebnisse unterhält; er ist sehr zuversichtlich, glaubt aber, dass die Akklimatisation bei allen Teilnehmern sehr zu wünschen übrig lasse.

Der neue Tag bringt wieder grauen Himmel und dazu tief verschneite Zelte. Feuchte Kälte haucht bis ins Zelt und dringt bis in die Knochen. Wie wir hungrig aus den Zelten kriechen, sind die Sherpas bereits an der Zubereitung des Frühstücks. Doch das Essen wird allmählich kärglich. Es gibt kein Brot mehr, darum wird aus Mehl, Salz und Wasser Chapati gebacken; hätten wir etwas Hefe, könnten es Weggli sein! Eine dampfende Suppe erwärmt unsere Lebensgeister. Mit einem Male kommt über die Sherpas eine merkwürdige Unruhe: Sie haben den Schneevogel Ramchikor gesichtet! Ich interessierte mich sehr um dieses merkwürdige Tier, das in der Grösse etwa unserem Auerhahn gleichkommt. Aber es war aus den Sherpas nichts anderes herauszukriegen als der merkwürdige Name des Vogels, nichts aber über die geheimnisvolle Deutung, die diese Bergmenschen seinem Erscheinen beimessen und nichts über die Gründe, die sie bei seinem Erscheinen in eine solche Erregung versetzen.

Doch bald stechen wieder Sonnenstrahlen durch das Gewölk und lassen uns den heranziehenden Monsun bis in die Glieder fühlen. Nach kurzer Beratung entschliessen wir uns, den Tag abzuwarten und im Lager zu verbringen. Das Stimmungsbarometer beginnt merkwürdig rasch zu sinken und lässt allerhand bedrückende Gedanken aufkommen. Ohne besonderen Anlass steigt in mir die Erinnerung an den toten Kuli auf; sein brechender Blick erhebt vor meiner Erinnerung, die Tragödie des armen Hindu fasst mich an. Jeder sucht nach Ablenkung und findet keine. Schneehühner zeigen sich auf der gegenüberliegenden Moräne; doch sie dürfen sich heute in Sicherheit wiegen, denn von mir droht ihnen keine Gefahr.

Langsam, allzu langsam schleicht der Abend heran, doch keiner wird heiterer. Dittert hat Schmerzen in der Nase und fiebrige Augen. Er denkt schon daran, ins Basislager zurückzukehren, vielleicht muss er sogar nach Uttarkashi ins Spital. Wieder flattern, und diesmal zwei

Ramchikore hart über unsere Köpfe hinweg; sie scheinen in der Luft zu schwimmen und sind viel beweglicher als unsere schweren Auerhähne. Schliesslich lassen sie sich wieder dort nieder, wo wir sie am Morgen zuerst gesichtet haben. Sollten es Unglücksvögel sein? Jedenfalls sind sie wohl eine Art Monsunkünder.

Der nächste Morgen bringt endlich strahlend helles Wetter. Alles Düstere in unserem Innern wie in der Aussenwelt hat sich verflüchtigt. Dittert geht es auch besser; keiner hat mehr Gedanken an einen Rückzug, alles ist in froher Aufbruchstimmung. Es gilt, das Lager um 600 m höher zu legen. Rasch wird es abgebrochen, und mit je drei Zelten für uns und die Sherpas steigen wir schwer beladen empor. Mein Sack wiegt jetzt zumindest 14 Kilo; so muss ich auf die Mitnahme von Kino und Photoapparat leider verzichten.

Mit dem Andauern des Marsches in praller Sonne beginnt sich an der Fünftausendergrenze die Höhe mehr und mehr bemerkbar zu machen. Die Hitze wird unerträglich, und allmählich zeigt es sich, dass es mit unserer Akklimatisierung noch nicht weit her ist. An dem Befinden der Sherpas erkennen wir den Gewöhnungsunterschied, der uns vom Himalaya-Bewohner trennt. Sie marschieren ungeachtet ihrer schweren Lasten ohne merkliche Beschwerden, währenddem wir nur mit grosser Mühe die ungefähr 600 m Steigung endlich überwunden haben.

Die Sherpas errichten wieder unser Lager, wälzen Steine weg, ebnen den Boden und belegen den Platz vor den Zelten sogar mit Steinplatten und sind recht bald mit ihrer Arbeit fertig. Nun gilt es, die Equipe wieder etwas zu verkleinern. Mein treuer Toni und zwei Sherpas werden ins Camp I zurückbeordert. Toni nimmt sich den Abschied wenig zu Herzen; er ist ein Stoiker und kehrt nicht ungerne dem Kedarnath den Rücken, diesem gefährlichen Berg, den die komischen Weissen aus dem fernen Westen in ganz unbegreiflicher Begierde bezwingen wollen. Was mag er sich sonst noch alles über uns sonderbare Käuze denken?

In der Höhe kämpfen die Winde, treiben mit den Wolken ein wildes Spiel. Aber der kalte Luftstrom vom nahen Tibet gewinnt später die Oberhand und vertreibt alles Gewölk; dafür wird es bitter kalt. Wir sind froh, bald in die Zelte und die Schlafsäcke schlüpfen zu können.

Bei prächtigem Wetter erfolgt der Aufbruch zum nächsten Lagerplatz. Zunächst stapfen wir über einen Schneesang und erreichen nach einer Stunde den Grat, den wir weiter verfolgen. Er verflacht

sich dann zwischen dem Bergrücken links und den steil abfallenden Eisbrüchen rechts. Unter tiefblauem Himmel spuren wir auf einer dünnen Schneelage weiter empor. Roch ist noch in bester Form; auch ich will meinen Mann stellen und schreite tüchtig aus, obschon mir mein schwerer Sack den Sauerstoff geradezu wegfrisst. Die anderen meinen, meine Schritte seien zu ausgreifend und mein Tempo zu schnell. Doch gehe ich langsam, dann brummeln die Sherpas, denn trotz ihrer schweren Lasten will ihnen das Schneckentempo nicht zugehen; sie leiden eben gar nicht unter Atemnot. Immerbin sind auch sie geru dabei, von Zeit zu Zeit eine Weile rasten zu können.

Bei allem Eifer vergesse ich nicht die gewohnte Vorsicht. Wohl sind nirgends Anzeichen von Spalten, aber zuweilen stösst mein Pickel doch ins Leere. Dann sondiere ich, zerschlage die Schneedecke und suche nach einer sicheren Brücke. Zu meinen Füßen öffnen sich oftmals dunkle, erschreckende Tiefen. Wie müsste es bei diesem Luftmangel erst beängstigend sein, am Seil in einer Spalte zu baumeln!

Gegen Mittag wird die Hitze schier unerträglich und setzt uns allen sehr zu. Der Buckel des Berges will kein Ende nehmen. Wir haben jetzt eine Höhe von etwa 6100 m. Nun geht Roch voran und quert einige grosse Spalten. Ich wechsele mit ihm in der Führung ab. Der Aufstieg zieht sich endlos in die Länge; man glaubt immer wieder, fast auf dem gleichen Fleck stehen geblieben zu sein, so täuschen die Entfernungen. Unsere Kräfte nehmen so rasch ab, dass wir eine Rast einschalten und Roch sich auf die Suche nach einem Lagerplatz macht. Auf sein Zeichen hin queren wir noch einen Hang und gelangen unter einem überhängenden Felsen auf ein kleines, steiniges Balkönchen. Hier scheint ein guter Platz zu sein, wenn man auf ihm auch nicht gerade Hütten bauen kann. Die Sherpas müssen grosse Blöcke wegräumen, um das Gelände ein wenig zu ebnen. Wir sitzen schlapp herum und bewundern die Ausdauer dieser Bergmenschen. Ihre klimatische Anpassung grenzt ans Unvorstellbare. Wir beneiden sie sehr und müssen uns eingestehen, dass wir diese Riesenberge ohne diese treuen Begleiter nicht begehen könnten. Um Roch bin ich jetzt besorgt, er ist sehr still geworden und verkriecht sich bald im Zelt.

Wieder muss die Equipe verkleinert werden. Drei Sherpas kehren zurück, und wir behalten nur noch drei, die sich schlecht und recht mit unserem Armeezelt begnügen müssen. Am Himmel gehen inzwischen starke Veränderungen vor sich; die Sonne verschwindet hinter Wolkenbänken, und sofort sinkt die Temperatur erschreckend. Während es Dittert wieder gut geht, fühlt Frau Lohner sich elend und

klagt über heftige Kopfschmerzen. Sie, die sonst so jugendlich und leichtfüßig ist, humpelt gebückt und zitternd wie eine Greisin herum. Graven ist regelrecht bergkrank; gerade diesen Riesen hat es zuerst genommen! Er ist in einer elenden Stimmung.

Ein wenig Nachtessen wird ohne Appetit hinuntergewürgt. Dann krieche ich mit Dittert zu Roch ins Zelt und fühle so recht, wie mit einemmal jede Bewegung Ermüdung und Atemnot auszulösen beginnt. Es braucht eine ganze Weile, bis ich mich ins Zelt zwischen die beiden hineingequetscht habe und wie eine Sardine liegen bleibe. Draussen ist der Berg geschäftiger denn je; krachend stürzt eine Lawine über die Felswand in die Tiefe und weckt donnernden Widerhall in den Flanken. Es ist wie urplötzlicher Kriegslärm in Gefahr und lauernder Nacht.

Meine Gefährten kramen Schlafpillen hervor; ich versuche ohne auszukommen, aber dafür wälze ich mich unruhig herum, soweit zum Wälzen überhaupt Platz ist. Dittert macht immer wieder mit Schneuzen und Schnauben seiner verstopften Nase Luft. Auch Roch kann nicht schlafen. Ich versuche, es mir auf den harten Platten durch Unterschieben von Kleidern etwas bequemer zu machen. Aber da beschweren sich schon meine Kameraden, denn sie müssen zur Seite rutschen, damit ich Platz für meine Bewegungen erhalte, und das macht müde, verursacht Atemnot und Ärger.

Da es immer kälter wird, schliessen wir das Zelt völlig. Aber da raunt schon wieder einer, weil seine Atmung jetzt nur noch stockend geht. Was der eine tut, passt dem andern nicht, und von Schlafen ist keine Rede! Roch bäumt sich auf. Ich erbitte von ihm eine Schlafpille; er versteht mich nicht und klagt, er sei in einem regelrechten Delirium.

Als endlich der Morgen heraufdämmt, kriechen wir schlapp und erschöpft aus den Zelten. Graven versucht mit einem Witz Stimmung zu machen; aber mitten im Wort muss er aufhören und schnappt mit offenem Mund nach frischer Luft. Es herrscht eine Polarkälte, dass der Atem gefriert, und nach der schlecht verbrachten Nacht schmerzen alle Glieder empfindlich.

Über unseren Häuptern erstrahlen die Gipfel in der Glorie der Morgensonne. Trotzdem sinkt die Stimmung immer mehr ab. Nur noch Dittert und ich wären vielleicht fähig, den Weitermarsch zu versuchen. Roch hat sich bestimmt eine schwere Erkältung zugezogen.

Schweren Herzens beschliessen wir, so rasch wie möglich zur Erholung ins Basislager zurückzukehren. Unsere Akklimatisierung er-

weist sich noch als ganz unzureichend, und der Berg weist uns Vor-eilige zurück. Dabei leuchtet aus den Höhen ein verführerisch blauer Himmel, und alle Gipfel prangen in einer unvergleichlichen Schönheit, die fast das Auge blendet. Sehnsüchtig und gebannt blicken wir zum Kedarnath empor. So nahe, zum Greifen nahe, winkt das Ziel; in fünf bis sieben Stunden wäre es heute unser gewesen. Doch die Hoffnung wird nicht aufgegeben; die Zelte lassen wir stehen, was erübrigt werden kann, bleibt im Lager III zurück. In einigen Tagen hoffen wir so weit zu sein, um unser Werk mit frischem Mut und akklimatisierten Lungen noch einmal zu versuchen.

Der Rückweg zum Basislager im Sonnenglanz ist weit und mühsam. Glücklicherweise geht es den Kranken bald wieder besser, und mit jedem Meter, den wir tiefer steigen, wird die Stimmung zuversichtlicher; bald verschwindet auch die Atemnot. Graven erzählt jetzt seinen Witz zu Ende, und wir lachen alle aus Herzenslust. Ja, wer da glaubt, einen Himalaya-Berg besteigen zu können wie einen Schweizer Berg, der muss es an seinem Körper selbst erfahren haben; man kann es nicht beschreiben.

ABSTURZ AM WEISSEN DOM

von Alfred Sutter

Wie immer tragen die Sherpas grosse Lasten, als wir zum zweitenmal zum Kedarnath aufbrechen. Wir verfolgen den uns bekannten Weg bis zum Lager II, 5400 m. Da wir die Zelte schon oben haben, tragen die Sherpas meine Ausrüstung, und so kann ich meine Kamera und die Reflex-Korelle mit den verschiedenen Objektiven mitnehmen. Wenn möglich, eile ich mit dem schweren Rucksack der Kolonne voraus und filme. Wir fühlten uns in Form, dementsprechend ist auch das Tempo. Frau Lohner kehrt mit ihrem Sherpa um, weil es für sie nicht ratsam ist, sich allzusehr anzustrengen. Herrn Braham, unsern Gefährten vom Himalayan-Club, drücken die neuen Schuhe, so dass er auch nicht mitkommt. Um 13.45 Uhr erreichen wir den Lagerplatz. Den ganzen Nachmittag sitzen und liegen wir herum und legen uns dann frühzeitig in die Zelte.

Am 24. Juni ist das Wetter sehr gut. Um 6 Uhr ist Abmarsch, und nach eher kühlem, sehr angenehmem Aufstieg sind wir um 12 Uhr

beim Lager III, 6200 m, das aber noch ganz im Schatten liegt. Die von uns das letztmal zurückgelassenen Zelte stehen alle noch. Während die Sherpas ihrer Arbeit nachgehen, sonnen wir uns auf einem Felsvorsprung. Nach einem guten Nachtessen, bei dem allen das Bharalfleisch sehr mundet, lege ich mich zu André ins Zelt. Dittert richtet den Proviant für morgen und erzählt im Zelt nebenan noch lange fröhliche Geschichten. Wiederum blieben nur drei Sherpas, nämlich Wangdi, Ang Norbu und Ang Dawa bei uns, die anderen mussten noch das Lager II vor Einbruch der Nacht erreichen. Wir sind alle gut akklimatisiert und fühlen uns auf dieser Höhe noch recht gut. André rechnet aus, dass wir auf den Weissen Dom vier Stunden, für die Traverse bis auf den Hauptgipfel weitere drei Stunden brauchen werden. Die Nacht ist ruhig, und bis auf Graven schlafen wir alle gut.

Der nächste Tag bricht windstill und mit wunderbarem Wetter an. Heute muss und wird es gelingen! Wir liegen alle noch in den Zelten, während draussen sich die Gipfel im Dämmerlichte erhellten. Wangdi, unser Feldweibel, kocht, erteilt Befehle und trifft unermüdlich alle Vorbereitungen. Doch heute singt auch er nicht, es ist ihm wohl zu kalt. Im Zelt ziehen wir uns um, und bei jeder kleinen Bewegung kommen wir ausser Atem. Auf dem Bauche in den Schlafsäcken liegend, nehmen wir unser Frühstück ein, das nicht sehr reichhaltig ist. Mehr fetten Speck und mehr Käse hätte uns Bern doch gut bewilligen können, denn vor grossen Leistungen sollte man ein entsprechendes Frühstück bekommen. Selbst in dieser Höhe und bei der Kälte esse ich alles wie in den Alpen und vertrage es gut.

Es ist etwas nach 5 Uhr, als wir aus den Zelten kriechen und gut ausgeruht am Steilhang die von Roch und Graven gehackten Stufen verfolgen. Im Rucksack trage ich diesmal fast nichts, um mich nicht unnötig zu ermüden. Wir kommen zwar gut weiter, aber bei dem unendlichen Buckel des Kedarnath weiss man nie, wie weit man ist.

Graven ruft uns von hinten etwas zu; ich drehe mich darauf rasch um, und augenblicklich wird es mir schwarz vor den Augen, dass ich fast das Gleichgewicht verliere. Der kleine Vorfall ist mir eine gute Lehre.

Trotz dem tiefen Schnee sind wir alle um 10 Uhr auf dem Weissen Dom und fühlen uns in bester Form. Wir rasten ein wenig und nehmen uns Zeit, das gewaltige Meer von Gipfeln um uns zu betrachten. Im Süden ragt das wuchtige Massiv des Chaukhamba auf, und wir alle hoffen, auch diesen Berg noch kennenzulernen.

Vor uns zieht ein langer Grat zum Kedarnath. Ich nehme die Kinokamera an mich, um möglichst viele Aufnahmen drehen zu

können. Wir sind jetzt in einer Höhe von 6800 m, und Graven führt. Wie wir in die Felsen kommen, macht Wangdi ein unzufriedenes Gesicht, denn dieser exponierte Grat und zudem noch Felsen sind ihm ungewohnt und beängstigen ihn; er gibt mir zu verstehen, dass er nicht weiter klettern wolle. Ich verständige mich mit Dittert; der aber erklärt mir, Roch fände es besser, wenn wir unsere Sherpas mitnähmen.

Wir klettern nun über mehrere Türme mit sehr griffigem Fels und sichern dabei Wangdi fest am Seil. Am Ende des Felsgrates müssen wir noch einen Turm hinunterklettern, aber wir kommen gut über die Stelle, und Wangdi wird von Dittert und mir wieder gut gesichert.

Nun stehen wir auf einem Schnee- und Eisgrat, der stark überwächtet ist; grosse Schneemassen türmen sich auf ihm und drohen über die Flanken abzubrechen. André geht nun an der Spitze, und Graven hackt die Stufen noch weiter aus. Ich als letzter freue mich, den mir vorausgehenden Seilschaften zusehen zu können. Vor uns strahlt der gewaltige Gipfelblock auf; nach Süden fällt er zerklüftet steil ab und ist mit Eis und Schnee wie überzuckert, auf der anderen Seite zeigt er uns einen mit Spalten und Brüchen durchgezogenen, steilen Rücken.

Die Hackarbeit von Roch brachte die nachfolgenden Seilschaften immer wieder zum Stehen. Ich hatte Zeit und wurde nicht müde, den ganzen Aufstieg zu filmen. Wie immer auf hohen, freien, alles überragenden Gräten, genießt man wie nirgends anderswo eine Bergfahrt.

Ich filme und versorge dann die schwere Kinokamera in meinem Rucksack. Da plötzlich ertönt ein lauter Schrei: «Sahib!» Alle fahren mit den Köpfen herum. Es ist Wangdi Norbu, der gerufen hat, und ich sehe, wie unser Chefsherpa hilflos auf dem Bauche liegend über das Eis hinuntergleitet. Ohne Überlegung handle ich blitzschnell, ramme den Pickel so weit als möglich in das Eis. Schon kommt mir vor, dass ich den Ruck ausgehalten habe, und einen Moment glaube ich, alle Gefahr sei abgewendet, da reisst mich das Seil mit einem Ruck aus meinem Stand. Das Letzte ist ein Blick in die schauerliche Tiefe, dann sehe ich nichts mehr und fühle nur, wie mein Körper kollert und stürzt, ich fühle nichts, nur Gedanken an mir liebe Menschen gehen wie Blitze durch mein Gehirn. Man kann solche Augenblicke nicht beschreiben. Alles geht so rasch, dass man nicht einmal Zeit findet, sich zu ängstigen.

Wie weit mögen wir gestürzt sein? Vielleicht 300, vielleicht 400 m und eine Höhendifferenz von 100 bis 200 m. Wir stürzten über eine

Eiswand und landen im tiefen Schnee. Einige Sekunden brauchte es, bis ich meinen Körper aufrichtete, ich höre die Rufe von Wangdi, sehe ihn aber noch nicht. Erst jetzt wird mir bewusst, dass wir an demselben Seil abstürzten; ich sehe vor mir Schnee und Blut, und Wangdi, tief im Schnee eingepresst. Über uns stehen die Umriss der Freunde auf dem Grat in weiter Entfernung. Hin und her erhalten die Rufe, aber es ist zu weit, um sich verständigen zu können. Aus den Zeichen meiner Freunde verstehe ich, dass sie uns helfen werden.

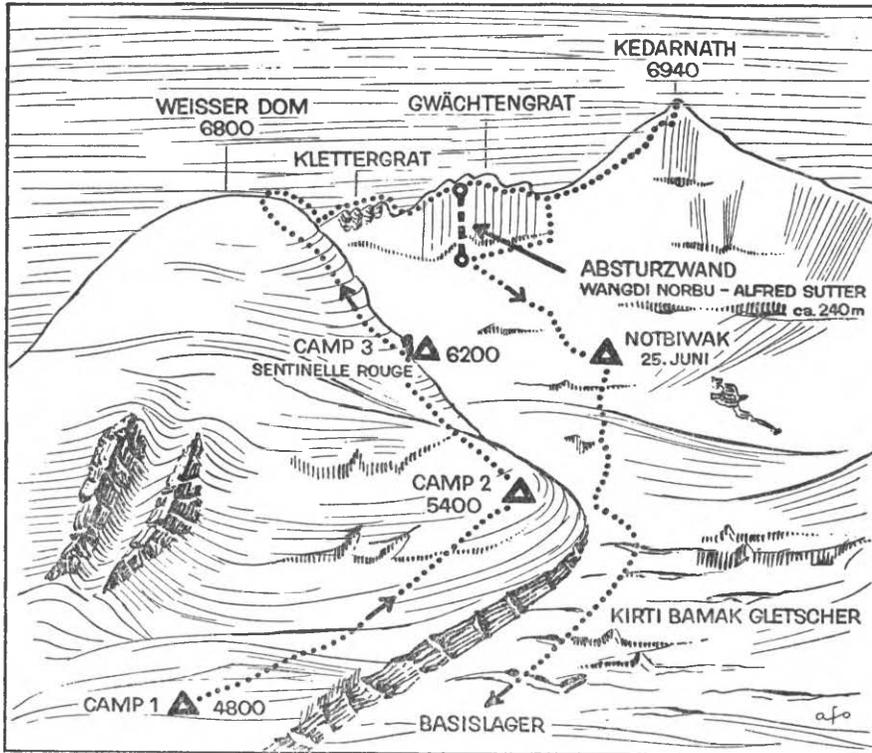
Es ist 13.30 Uhr, wir sind immer noch auf einer Höhe von 6600 m. Die Rolex geht noch. Ich stehe im tiefen Schnee, auf Brusthöhe liegt Wangdi im Schneebett. Mit beiden Händen greift er nach mir. Sein Blick ist wirr, ich verstehe nicht, ob er mich bedrohen will und presse ihn in den Schnee zurück. Er ergibt sich, faltet die Hände und klagt wie ein Sterbender. Meine Furchtlosigkeit und Ruhe besänftigen ihn anscheinend etwas. Er hat das linke Unterbein gebrochen, aus seinen Haaren auf dem Kopfe bricht Blut; diese Wunde bemerkt er nicht, aber innere Verletzungen hat er keine. Bald raucht er eine Zigarette mit mir. Die stechende Sonne erwärmt uns und gibt mir fast ein Gefühl des Wohlseins.

Aber von unseren Freunden, die wohl schon fieberhaft um unsere Rettung bemüht sind, ist noch nichts zu sehen. Die Zeit vergeht sehr langsam. Mit einer Hand halte ich den Verletzten fest, mit dem Ellbogen und den Füßen drücke und trete ich im sonnenweichen Schnee ein Bett zurecht und lege behutsam Wangdi hinein. Er liegt jetzt auf den Rucksäcken und ist mit Kleidungsstücken gut zugedeckt.

Was möchte mich der Tibetaner mit dem verwitterten Antlitz jetzt wohl alles fragen? Er spricht immerzu, und hie und da glaube ich auch, von dem Sinn seiner Worte etwas zu verstehen.

Wie eine Erlösung ist es mir, als die Freunde endlich kommen; sie waten durch den tiefen Schnee, sie sind gar nicht mehr weit entfernt von uns. Und wirklich – jetzt sind sie an unserer Seite, stehen mit gespannten Gesichtern um uns herum, und ich fühle, wie ihnen schwere Sorgen vom Herzen fallen. Es wird nicht viel gefragt und geredet, bald haben sie erkannt, dass der Sherpa das Bein gebrochen hat und ich fast ohne Verletzungen davongekommen bin.

Ich kann nicht helfen, aber die anderen sind im Handumdrehen so weit, dass der Abtransport beginnen kann. Roch geht mit einer schweren Last auf dem Rücken voraus, ich folge ihm, auch mit zwei Rucksäcken beladen; als letzter am Seil geht Ang Dawa. Graven, Dittert und Ang Norbu folgen in unserer Spur; sie schleppen den be-



wegungslosen Sherpa Schritt für Schritt im tiefen, schweren Schnee mit. Die Zeit vergeht rasch, alle sind erschöpft, doch alle mühen sich mit den letzten Kräften ab, weiterzukommen. Graven hält es für ratsam, sich hier für die Nacht einzugraben, aber alle wollen wir von der Unfallstelle möglichst weit weg, wir wollen hinunter so weit wie möglich. Immer wieder müssen wir kleine Rasten einschalten. Die Sonne wird durch graue Wolken verdeckt, und unter uns steigt und wallt der Nebel und nimmt uns jede Sicht.

Es ist Abend geworden, und eine Spritze hat Wangdi eingeschläfert; ruhig und ergeben liegt er im Schnee, während Roch in den Spalten für uns ein Nachtlager sucht. Das Tageslicht wird immer schwächer und trüber, der Schnee färbt sich grau auf dem weiten Gletscher, der von Spalten quer durchgerissen ist. Wangdi liegt auf einer Schneebrücke, während wir tiefer in die Spalte steigen, die offen und breit ist.

In zwei Metern Tiefe finden wir eine Brücke. Leider kann ich mit meinen zerschundenen und frierenden Händen nicht helfen wie die anderen, die versuchen, eine Schneehöhle zu hacken. Aber die Spaltenwandungen sind eisig und unsere Kräfte verbraucht. An einer Stelle, wo der Schrund mit Schnee überdeckt ist, schlagen die Freunde vier Sitzplätze ins Eis. Unterdessen ist es dunkel geworden. Für den ersten Hunger essen wir Biskuits, die zwischen den klappernden Zähnen zu Staub zerfallen und fast nicht mehr zu schlucken sind. Tee und Zucker haben wir nicht mehr, und so ist es besser, wir sprechen nicht vom Durst, der uns plagt.

Doch über die Sorgen für die kommende Nacht kommen wir nicht hinweg. Auf dem Gletscher zieht ein kalter Wind und treibt die frierenden Sherpas zu uns in die Spalte. Wie ich nach Wangdi frage, geben sie mir zu verstehen, er werde wohl sterben. Wir haben ihn nicht zu uns herunter gebracht, um ihn nicht in seinem tiefen Schlaf zu stören.

Graven gibt mir einen leichten, warmen Pullover, der mir teilweise die Windjacke ersetzt. Die Daunenweste hält mir die Brust warm, doch für die frierenden Füße sorge ich mich sehr.

Anfänglich vergeht die Zeit ganz rasch. Der Himmel bedeckt sich, und wir hoffen auf eine nicht allzu kalte Nacht; leider kommt bald der Mond, und es wird wieder kälter. Uns gegenüber können wir im Mondlicht deutlich unser Hochlager von der Nacht zuvor erkennen. Niemals hätten wir es, trotz der geringen Distanz, noch an diesem Abend erreichen können. Nach 2 Uhr bricht die Kälte unbarmherzig durch alle unsere Kleider; ständig bewegen wir uns, bis wir vor Müdigkeit wieder einschlafen, um gleich wieder vor Kälte schlotternd zu erwachen. Wie mag es wohl um Wangdi Norbu, den braven und tapferen Sherpa, stehen? Wird er in seinem erschöpften Zustand der Kälte dieser Nacht widerstehen können und am Tode vorbeikommen? Vielmals plagen mich solcherlei Gedanken in dieser bitteren, eiskalten Bergnacht. Aber der Glücksstern, der schon unseren Sturz hat so glimpflich verlaufen lassen, er hat uns auch durch diese Nacht noch geleuchtet zum rettenden Tag.

Jetzt, nach Tagen, und nachdem alles Unheil von unserer Expedition abgewendet ist, wird im Lager des langen und breiten über die Ursache des Unfalls debattiert und ob ich den Sherpa hätte halten können. Aus Wangdi ist es nicht leicht, etwas herauszubringen, wir verstehen seine Sprache nicht. Soviel ist sicher, dass er längere Zeit, während ich filmte, in den Stufen stand. Dabei muss er eine unbe-

wusste Bewegung gemacht haben, mit den Steigeisen gestrauchelt und zu Fall gekommen sein. Roch und Dittert sind der Meinung, ich hätte ihn nicht halten können, Graven hingegen kritisiert mit Recht, dass ich ihm zuviel Seil gegeben hatte, zudem meint er, ich hätte ihn, nur auf meine Steigeisen vertrauend, eher halten können.

RÜCKZUG UND BERGUNG

von *André Roch*

Am 23. Juni nehmen wir die Moränenstrasse neuerdings unter die Füße, es gilt den zweiten Angriff auf den Kedarnath! Diesmal steigen wir direkt zum Lager II auf ungefähr 5400 m Höhe an. Am Abend schaufle ich noch Stufen aus dem weichen Schnee, um für den nächsten Morgen, wenn der Schnee noch gefroren ist, einen leichteren Aufstieg mit unseren schweren Lasten zu haben.

Kaum ist der Tag erwacht, brechen wir schon auf und gelangen diesmal rasch zu dem uns schon bekannten, überhängenden Felsen; es ist erst Mittag, als wir ihn erreichen. Wir taufen ihn «Rote Schildwacht», entsprechend dem mächtigen Block in der Ostwand des Mont-Blanc. Wir sind alle guten Mutes und hoffen, dass uns diesmal die Besteigung des Kedarnath gelingen wird.

Auch diesmal verbringe ich hier eine sehr schlechte Nacht, ich huste und habe wohl auch etwas Fieber. Aber ich bin entschlossen, durchzuhalten, und so brechen wir um 5 Uhr des 25. Juni auf und klettern die eisstarrenden Hänge hinan. Es ist beissend kalt. Je höher wir kommen, um so tiefer liegt der Schnee, der von einer harten Kruste überzogen ist. Aber die Decke bricht bei jedem Schritt ein, so dass unser Aufstieg immer kräfteraubender wird.

Drei Seilschaften haben wir formiert: voraus geht Alfred Sutter mit unserem Sirdar oder Chefsherpa Wangdi Norbu, dann folgt Alexander Graven mit Ang Dawa, während ich mit René Dittert und dem jüngsten unserer Sherpas, dem bärenstarken, flinken und wendigen Ang Norbu den Schluss bilde. Wir gewinnen stetig an Höhe, aber wir zehren auch ständig an unsern Kraftreserven. Zudem will uns scheinen, dass der vereiste Hang immer um mindestens so viel wachse, als wir auf ihm vordringen. Punkt 10 Uhr haben wir den Weissen Dom (6832 m) erreicht. Unser Stimmungsbarometer steht auf

«schön», scheint uns doch der nur um etwas über 100 m höhere Kedarnath-Gipfel, der sich in seiner ganzen, eigenartig faszinierenden Pracht und über und über von strahlender Sonne überflutet zeigt, geradezu herauszufordern. Schnurstracks begeben wir uns auf die «via triumphalis», den Kamm, der zuerst etwas abwärts, dann aber direkt zum Gipfel führt. Links geht es jäh wohl 2000 m weit hinunter in schründige, für den Himalaya typische Abgründe, die ein unheimliches Schneereservoir bilden, und rechts zielen die kaum weniger steilen, aber glatten Hänge auf den mächtigen Gletscher hinunter.

Von der gewonnenen Höhe müssen wir vorerst wieder etwas abgeben. Wir rutschen, mit aller Vorsicht natürlich, etwas ab und kommen auf einen halb felsigen, halb vereisten Grat, auf dem wir, unter ständiger Umgehung der vielen Gwächten, nur schwer vorwärtskommen. Graven ist voraus, und seine Routine im Erspähen der günstigen Tritte und gelegentlichen Couloirs kommt uns allen sehr zu-statten. Wir brauchen ihm nur zu folgen und seine Bewegungen nie aus dem Auge zu lassen. Die Zeit verrinnt. Die Kedarnath-Spitze scheint uns jetzt wesentlich weiter entfernt als vom Weissen Dom aus, während wir uns in luftiger Kletterei abmühen. Endlich haben wir diese felsige Partie hinter uns, dafür gelangen wir jetzt auf den scharfen, über und über mit Gwächten besetzten Grat. Um ihm auszuweichen, müssen wir in den Hang zur Rechten einsteigen. Noch immer ist Graven vorne, Dittert, Ang Norbu und ich folgen, während hinter uns Sutter und Wangdi Norbu die Karawane beschliessen. Sutter ist ständig daran, von hinten her unsere äusserst schwierige Kletterei und die Traverse zu filmen. Es ist jetzt nachmittags 13.30 Uhr, und ich habe grosse Hoffnung auf das Gelingen.

Aber jetzt kommt die Rache der Berggötter!

«Sahib!» Blitzschnell reisst es uns alle herum! Und alles, was wir jetzt mitansehen müssen, spielt sich in einem Augenblick ab. Der Schrei «Sahib» kam aus dem Munde von Wangdi Norbu, den wir, hilflos auf dem Bauche liegend, die Eiswand hinuntersausen sehen. Er muss mit seinen Steigeisen gestolpert und ausgeglitten sein. Dann kam er, ohne in dem steilen, wohl 50 Grad Neigung aufweisenden, glatten Schneeang irgendwo Halt zu finden, ins Rutschen. Er konnte nur noch schreien.

Geistesgegenwärtig hat Sutter, als der Notschrei ertönte, seinen Pickel mit dem Seil im Eis verankert und, sich anstemmend, mit dem ganzen Körpergewicht auf seinen Eispickel gelegt. Immer schneller

saust unser Sherpa der Tiefe zu. Kann Sutter halten? Da macht Wangdi einen grauenerregenden Salto, weit ins Leere hinaus, und schlägt dann wie ein Sack auf dem Eis auf. Wirklich, einen Moment scheint es, dass der Sturz aufgehalten sei. Da trifft Sutter der Ruck des Abstürzenden mit voller Wucht und reisst ihn aus den Stufen. Schneller, immer schneller sausen jetzt die beiden Körper die wohl an die 300 m hohe, unheilvolle Eiswand hinunter, nach der ein hoher Bergschrund kommt. Über diesen 10 m hohen Schrund stürzen die beiden noch immer angeseilten Kameraden auf ein Schneefeld ab. Dieses ist von der Mittagssonne aufgeweicht, und dadurch geschieht das Wunder, dass Alfred Sutter und Wangdi Norbu nicht zerschmettert wurden. Der ganze Absturz war das Werk eines Augenblicks, in welchem mir wohl das Herz stillstand. Graven hatte sich abgewandt, er konnte das Unheil nicht mitansehen.

Wir machen uns sofort auf zur Bergung unserer Kameraden, die wir noch immer sehen können. Da wird uns wirklich ein Wunder offenbar: Sutter steht auf und macht uns Zeichen mit den Armen. Hören können wir ihn nicht, aber er lebt, er steht sogar auf den Beinen! Aber Wangdi regt sich nicht. Vielleicht hat er die Beine gebrochen, vielleicht auch gar den Schädel oder, bei seinem fürchterlichen Aufschlag aufs Eis, das Genick? Nicht denken jetzt, nur nicht denken!

Um unsere unglücklichen Freunde zu erreichen, müssen wir erst die Spalte, in der wir uns befinden, fertig durchsteigen, dann einen Schrund umgehen und uns über einen andern abseilen. Das kostet uns mehr als anderthalb Stunden, bevor wir auf dem letzten, verhältnismässig sanft ansteigenden Grätchen landen, auf welchem wir jetzt, wohl in nicht viel mehr als einer Stunde, den Gipfel des Kedarnath erreicht hätten, wenn wir noch vollzählig wären. Aber jetzt denkt niemand von uns an die Besteigung! Jeder verbirgt sein Zittern vor dem, was er jetzt wohl zu sehen bekommt. Und dies braucht starke Nerven!

Das Unglück erweist sich als schwer genug, wenn sich auch die allerschlimmsten Befürchtungen nicht bestätigen. Die Kleider unserer abgestürzten Bergkameraden sind völlig zerrissen, und beide sind über und über mit Blut bedeckt. Während es sich bei Alfred Sutter glücklicherweise nur um Risswunden an den Händen und im Gesicht handelt, hat Wangdi Norbu das linke Bein dicht über dem Knöchel gebrochen. Ausserdem erkennen wir eine tiefe, vom Steigeisen herführende Wunde im rechten Knie. So blutüberströmt aber ist er, weil ihm fast die ganze Kopfhaut aufgerissen wurde.

Um den Sherpa zu bergen – Sutter kann glücklicherweise ohne Hilfe absteigen – müssen wir ihn tragen. Gut. Aber wo sollen wir den Abstieg wagen? Von unserer Aufstiegsroute sind wir durch eine tiefe Schlucht getrennt. Wir müssen versuchen, den grossen, verschneiten Gletscher von Nordwesten her zu erreichen, denn es fehlt uns die Zeit, wieder zum Grat aufzusteigen. Die Abseilstelle allein schon könnten wir kaum passieren, ohne zuvor von der Dunkelheit überrascht zu werden. Und dann wären wir wohl alle verloren, ganz abgesehen davon, dass wir nicht wüssten, wie wir unsern Schwerverletzten da hinaufbringen sollen. Eine Morphiumeinspritzung hilft ihm vorderhand über die schlimmsten Schmerzen hinweg.

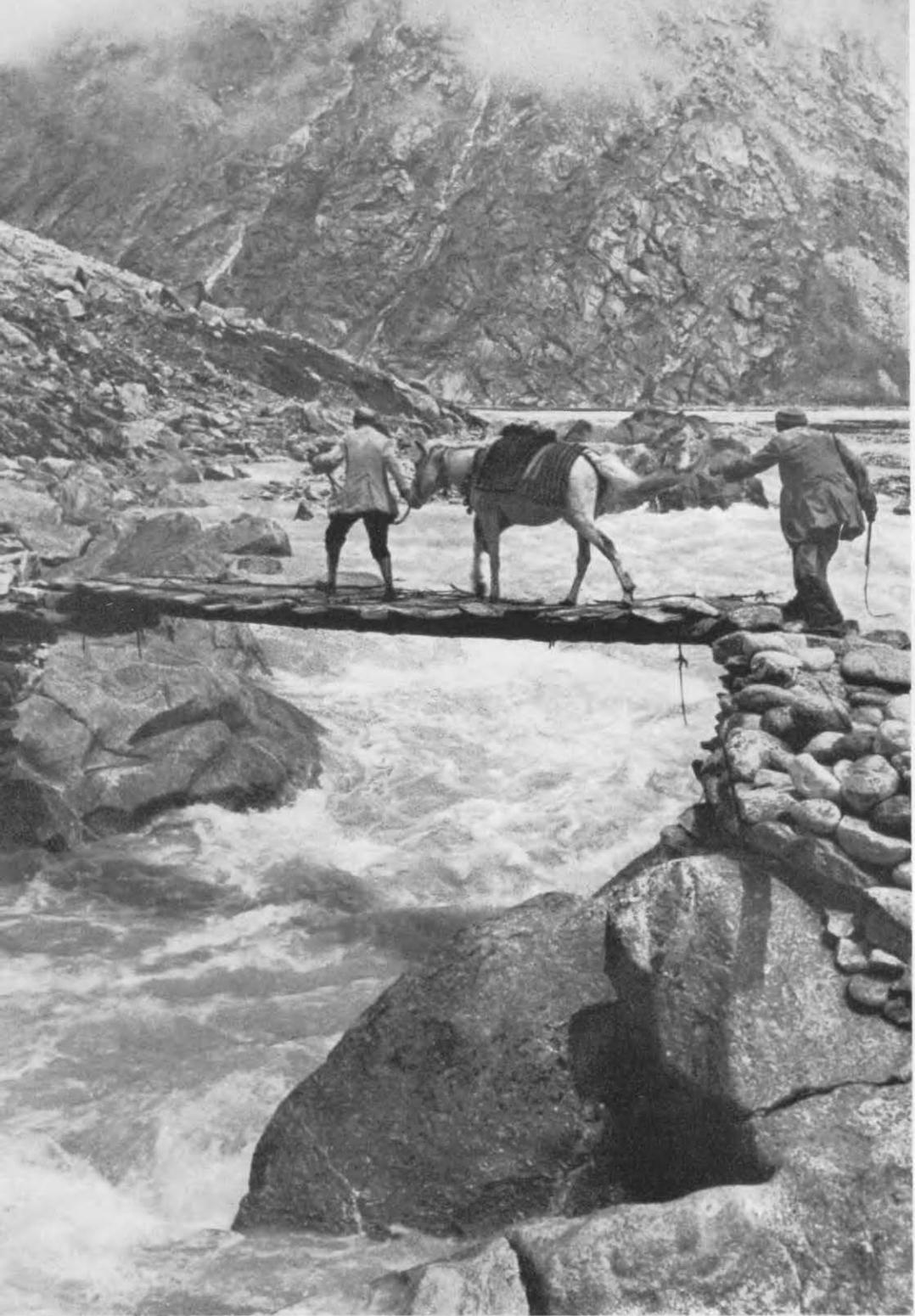
Die Organisation unseres Abstieges bedarf eines Augenblickes der Überlegung und kühlen Berechnung. Ich übernehme die Last eines Sherpas und beginne zusammen mit Ang Norbu und Sutter mit dem Abstieg, die Wand schräg nach links hinüber abquerend, um dort ein Couloir zu gewinnen, das mitten auf den Gletscher hinunterzuführen scheint. Der Schnee ist tief, und nur mühsam komme ich vorwärts. Es ist 16 Uhr – in diesem Tempo können wir der Nacht nicht entinnen. Ang Dawa, Graven und Dittert übernehmen es, Wangdi zu tragen. Was das bedeutet bei diesem halsbrecherischen Abstieg, kann man nicht in Worte fassen! Beim seitlichen Absteigen müssen ihn die Kameraden an Stricken tragen und dabei ständig aufpassen, dass er immer gut im Gleichgewicht bleibt. Wie diese Manipulation an den Kräften zehrt, kann man sich denken. Wenn sie 20 m vorwärts gekommen sind, müssen sie sich in den weichen Schnee legen, um wieder Luft zu bekommen. Es geht länger als eine Stunde, bis wir an dem zum Greifen nahe scheinenden Couloir angelangt sind. Was mich anbelangt, bin ich bereits am Rande der Erschöpfung.

Es geht nicht! Wir müssen aus der Mitte des Couloirs wieder heraus, weil seine Flanken mit Eis überzogen sind, wieder hinaus, auf den Schnee. Dieser wird harstig und ist tief. Nach jedem Schritt muss man mit ganzer und letzter Kraft arbeiten, um das Bein wieder herauszubekommen.

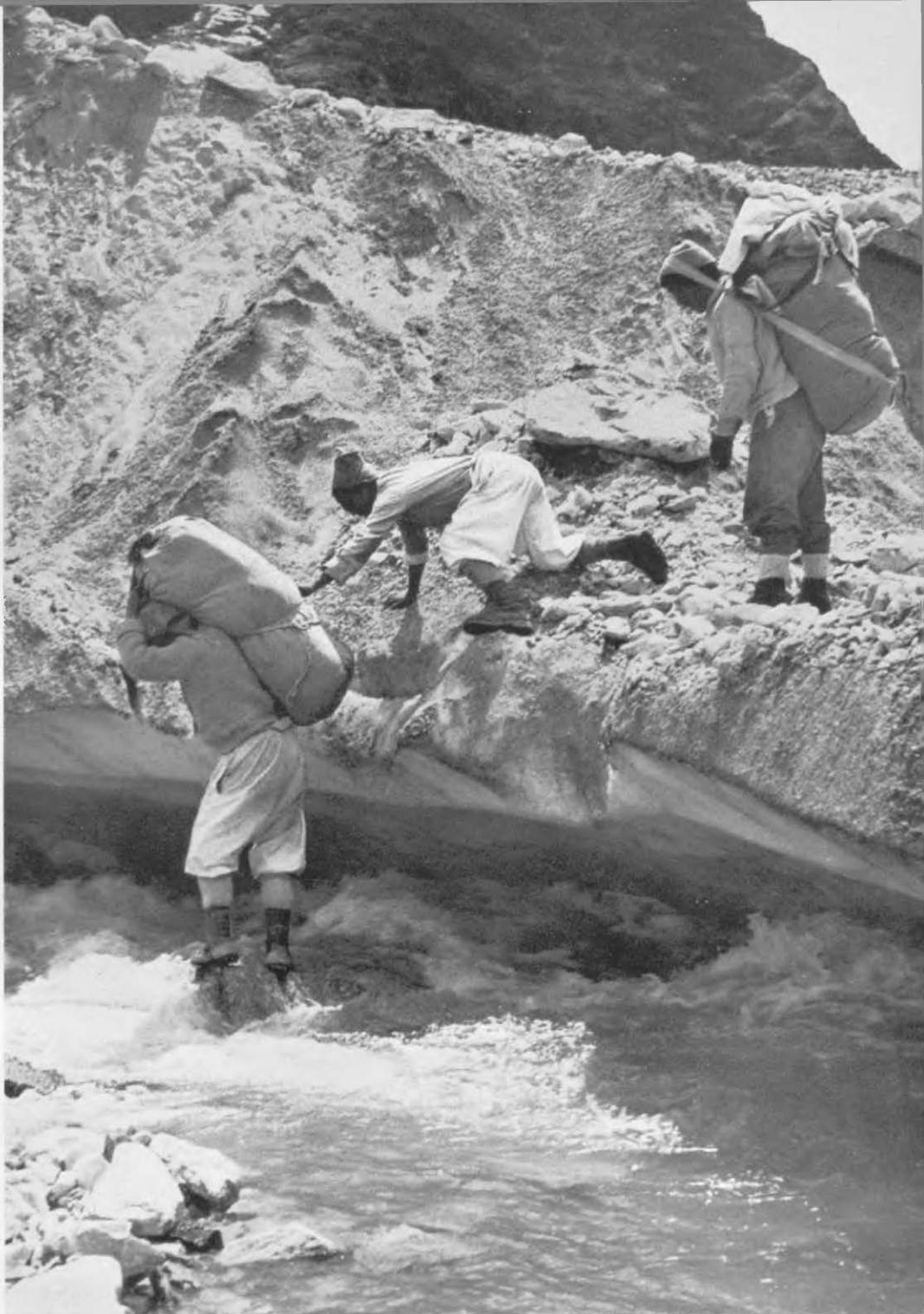
Und es wird dämmerig, es wird dunkel. Und noch immer befinden wir uns auf über 6000 m Höhe, in einer grauerregenden Bergeinsamkeit. Wir traversieren mit viel Mühe eine Spalte. Wir denken, dass wir hier biwakieren könnten, finden aber keinerlei Unterschlupfmöglichkeit und arbeiten uns weiter abwärts. Wieder kommen wir an eine Spalte, in die wir wohl hineinkriechen können, aber uns dann kaum mehr bewegen dürfen, weil die halbe Höhle von Eisblöcken gestützt ist, an die wir uns nicht herangetrauen. Aber Schutz müssen wir



Sherpas nehmen ihre Lasten auf. Im Gegensatz zu diesen, die von der Expedition gut ausgerüstet werden, sind die *Kulis*, die unentbehrlichen Lastenträger bis zur Schneegrenze im Himalaya, meist arme Teufel, ungenügend ausgerüstet und abgerissen; doch Überredung und Bakschisch helfen auch da viel



*Stegbrücke über die reissenden
Wasser des Saraswati bei Ghastoli*



Sherpas überqueren schwerbeladen einen
Gletscherbach auf dem Chaturangi-Gletscher



Tele-Panorama des *Kedarnath* (6940 m) und seines Vor-
gipfels *Weisser Dom* (6832 m) vom Basis-Lager Nandanban



Das Basis-Lager *Nandanban* (4450 m),
im Hintergrund der Shivling (6538 m)



Oben: Rast im Aufstieg zum *Weissen Dom*, im Hintergrunde die Bhagirathi-Gipfel;
unten: Tiefblick auf den *Gangotri*-Gletscher von den Hängen des Weissen Doms (wo in
der Bildmitte der spitze Felsriegel von links gegen den Gletscher vorstösst, war das erste
Basislager (Gangotri-Lager), schräg rechts aufwärts und auf der anderen Seite des Gan-
gotri-Gletschers, wo der Chaturangi-Gletscher mündet, das zweite Basislager (Nandanban)

Tafel 11





Beim Aufstieg zum *Hochlager III* („Sentinelle Rouge“, 6200 m)
am Weissen Dom (rechts: A. Lohner, A. Roch, R. Dittert)

suchen, denn die Temperatur ist plötzlich auf 15 Grad unter Null gefallen, während sie in der Gletscherspalte immer etwa um null Grad herum liegt, was wir als geradezu angenehm empfinden.

Wangdi haben wir auf der Brücke direkt über dem uns zur Not Schutz bietenden Spalt zurückgelassen. Ang Dawa und Ang Norbu haben sich ganz in der Nähe ein Schneeloch gegraben; uns fehlt hiezu die Kraft. Das einzige, was uns gelingt, ist das Aushauen einer notdürftigen Sitzgelegenheit, um, Seite an Seite, uns gegenseitig Wärme spenden zu können und uns die Glieder zu massieren, um sie vor dem Erfrieren zu schützen. Und die Nacht ist noch lange . . .

Es wird immer kälter. Jetzt bekomme ich einen Hustenanfall der sich wiederholt. Und dabei schlottere ich, kann mich einfach nicht mehr zusammenreißen. Meine Windjacke habe ich Sutter gegeben, der die seine zuvor schon an Wangdi abgetreten hat, da dieser ja nur noch Fetzen an sich trug.

Diese Nacht vom 25. auf den 26. Juni wird wohl keiner von uns je vergessen. Bis Mitternacht war es noch einigermaßen mondhell, dann aber umgab uns völlige Finsternis. Nach 3 Uhr morgens brach der neue Tag an, denn auf einmal konnten wir, schwach wenigstens, die Ränder unserer Spalte über uns erkennen.

Armer Wangdi! Wir müssen ihn vorerst zurücklassen, denn wir kennen die Schwierigkeiten, die unser harren, bei weitem noch nicht. Und zudem fehlen uns die Kräfte, ihn mitzutragen. Tapfer nimmt er unsere Kunde hin; wir versprechen ihm, sofort wieder zu ihm aufzusteigen und ihn zu holen. Noch haben wir eine Kleinigkeit zu essen, aber nichts mehr zu trinken, und dabei kommen wir beinahe um vor Durst. Um 4 Uhr wagen wir es, abzusteigen, versuchen es erst wieder im Couloir, das aber allzu vereist ist, so dass wir es vorziehen, wieder in die Höhe zu klettern bis zu einem vorspringenden Eisblock, von wo aus wir den Abstieg und seine Möglichkeiten überblicken können.

Das Schlimmste haben wir überstanden, denn wir finden wieder etwas weicheren Schnee unter den Füßen und gelangen gegen 7 Uhr an den Rand der Moränen. Die zurückgebliebenen Sherpas haben uns glücklicherweise zuvor schon entdeckt, kommen uns entgegen, um uns zu helfen. Ihrer drei sind genügend gut ausgerüstet und mit Proviant versehen, um sofort zu Wangdi Norbu aufzusteigen. Es sind dies Thundu, Pasang Urgen und Arjeeba. Sie haben auch Getränke bei sich, nach denen Wangdi lechzt, und können ihn aus seinem Eisgefängnis befreien und ins Lager zurückbringen. Sie können unsern Spuren folgen, da wird der Aufstieg nicht allzu gefährlich sein.

Restlos erschöpft, aber wenigstens überzeugt, das Schlimmste für alle abgewendet zu haben, schleppen wir uns zum Lager I, wo wir um 9 Uhr ankommen und uns sofort hinlegen und sogleich einschlafen.

Um 13.30 Uhr weckt man mich mit einer neuen niederschmetternden Nachricht: Die Sherpas sind zurückgekehrt; sie haben Wangdi nicht gefunden. Im Schnee, der von der Sonne aufgeweicht wurde, haben sich unsere Spuren verwischt. Und die gähnenden Gletscherspalten haben unsere Sherpas erschreckt; sie wagten die Traversierung nicht und kehrten zurück. Und oben, 6000 m hoch, liegt Wangdi, mit Wunden, die nur notdürftig verbunden sind, mit gebrochenem Bein, mit restlos ausgetrockneter Kehle und in brennender Sonnenglut. Wie können wir ihm Hilfe bringen, ehe es zu spät ist?

An einen Wiederaufstieg gleichen Tags ist nicht zu denken; vor dem Eindunkeln kommen wir nicht hinauf, selbst wenn uns nichts zustoßt. Wir müssen, so schwer es uns fällt, den neuen Morgen abwarten. Inzwischen schicke ich einen der Sherpas ins Basislager hinunter, um Verstärkung und Medikamente zu holen. Um 9 Uhr trifft Tenzing, unser bester Mann, bei uns ein. Sorgfältig bereiten wir alles vor und steigen, in drei Seilschaften, noch in der Nacht von neuem auf. Denn noch haben wir Hoffnung, Wangdi am Leben zu finden. Die Nacht zum 27. Juni war weniger kalt, aber es fiel etwas Schnee. Wenn Wangdi nur nicht verdurstet – die Schmerzen und die Kälte hat er sicher ausgehalten.

Dittert und ich haben je zwei Stärkungstabletten genommen. Wirklich hält dieses Mittel jede Müdigkeit von den Muskeln fern, und wir fühlen, trotz aller überstandenen Strapazen, nochmals eine Höchstleistung aus uns herausholen zu können.

Es geht um ein Menschenleben! Dittert, Tenzing und Ang Norbu wählen einen geradezu höllischen Aufstieg, und in drei Stunden sind sie, immer mehr Vorsprung herausarbeitend, bei Wangdi. Aber – das Wiedersehen ist grausam: Unser Freund liegt in seinem Blut; er hat einen Selbstmordversuch unternommen und sich mit seinem Messer in die Kehle geschnitten. Um ihn herum – roter Schnee. Blut und nochmals Blut! Aber er lebt!

Später dann hat Wangdi Norbu erzählt von diesem unbeschreiblichen Geschehen in der Bergwildnis, das um Haaresbreite nur an einer Tragödie vorbeiging:

«Ich sah drei Gestalten aufsteigen, fasste Mut und wusste, dass dies meine Kameraden sind, die mich retten würden. Dann, als sie

schon in Rufweite waren – Kraft hatte ich keine, mich bemerkbar zu machen –, da kehrten sie um, überliessen mich dem Schicksal, wo sie mich doch schon gesehen haben mussten (was natürlich nicht der Fall war). Die Schmerzen übermannten mich beinahe, aber nicht zum Aushalten war der Durst. Höher und höher stieg die Sonne, dann ging sie nieder. Ich wusste, dass ich die Nacht nicht mehr überleben würde. Jetzt hörte ich eine Stimme, eine Frauenstimme. Ja, ganz deutlich: mein treues Weib war da und sagte mir Lebewohl. Das war das Ende! Ich fand endlich mein Messer und wollte es mir ins Herz stossen. Aber die Jacke war zu zähe, ich kam nicht durch. Und wahrscheinlich hatte ich auch keine Kraft mehr. Und dann riss ich mich zusammen und schnitt mir, zufrieden endlich die Qualen abkürzen zu können, die Kehle durch.» Wir wissen, er schnitt sie nicht durch. Er verfehlte um Millimeter die Schlagader. Und er atmete noch, als wir zu ihm kamen. Sofort gaben wir ihm zu trinken und zu essen. Aber er musste alles wieder erbrechen.

Die Bergung gestaltete sich äusserst schwierig. Ich hatte die zweite Seilschaft aus Braham Rahul, unserem indischen Verbindungs-offizier, Ang Dawa und Tenzing II gebildet, während ich mit Arjeeba, Thundu und Gatuk die dritte Seilschaft stellte. Mein Plan war, eine Gleitbahn in die Eiswände einzuhamern, um jede seitliche Traverse ausschalten zu können. So wollte ich Wangdi direkt über diese 75 m lange Bahn am Seil abgleiten lassen.

Um diese Eisbahn auszuhauen, waren mehrere Stunden erforderlich. Oben erstellte ich einen Anker aus mehreren Eispickeln. Bis wir den Unglücklichen an der Bergstation unserer Seilbahn hatten, verging ebenfalls wieder einige Zeit, aber dann hatten wir ihn so weit und konnten ihn, Knoten um Knoten lösend, langsam wie ein Paket den Hang hinuntergleiten lassen, ohne dass auch nur die geringste Erschütterung erfolgt wäre. Unten nahm ihn Dittert in Empfang, während wir nun noch den Abstieg der Sherpas sicherten. Die grössten Schwierigkeiten waren überwunden, und der nun folgende Abtransport glich demjenigen eines Hundeschlittengefährtes in der Arktis, mit dem Unterschied, dass unser drei vorauszogen, zwei auf jeder Seite bei den Hängen stützen mussten und hinten vier Mann bremsen. In einer Stunde bewältigten wir den Abstieg über die verschneiten Gletscherpartien und gelangten zum blanken Eis und schliesslich auf die Moräne. Es war 4 Uhr nachmittags. Die Sherpas zogen es vor, unsern Verletzten auf die Schulter zu nehmen, und sie gelangten um 19.30 Uhr mit Wangdi im Basislager an.

Dieser Abtransport, das darf ohne Überheblichkeit gesagt werden, stellt eine Glanzleistung dar, besonders im ersten und dann wieder im letzten Teilstück, mit den 70 Kilo des Schwerverletzten auf dem Rücken und, wohlverstanden, nach einem Aufstieg, der einem Wettlauf mit dem Tode gleichkam.

Dittert und ich, die wir uns künstlich über Wasser gehalten hatten, blieben im Camp I, das wieder an seinen ursprünglichen Standort verlegt worden war, zurück. Wir waren restlos erschöpft! Gegen 10 Uhr vormittags kamen auch wir ins Basislager zurück. Natürlich galt unser erster Blick, unsere grosse Sorge dem armen Wangdi; sein Anblick war trostlos, wirklich zum Verzweifeln. Hatten wir ihn oben nie aufgegeben, so durften wir es jetzt erst recht nicht. Wir legten ihm neue Verbände an, gipsten sein Bein ein, schnitten ihm die Haare, um die Kopfhaut endlich desinfizieren zu können und nähten von neuem die klaffende Wunde, die er sich am Hals beigebracht hatte.

Unsere chirurgischen Künste waren aber nicht hundertprozentig, denn am zweiten Tag mussten wir den Gipsverband aufschneiden und neu anlegen. Die Wunde am rechten Knie begann zu eitern und bereitete Wangdi, der nur langsam wieder neuen Lebensmut fassen wollte, kaum erträgliche Schmerzen. Umschläge mit essigsaurer Tonerde und Cibazol halfen schliesslich auch hier, und täglich erneuerten wir die Verbände, desinfizierten wir die Wunden, wuschen wir Wangdi. Er erwies sich, wie nicht anders zu erwarten, als tapferer Patient. Aber wir beneideten doch oftmals die Ärzte, die das Mittel der Narkose und alle nur denkbaren Instrumente zur Verfügung haben, dieweil wir alles improvisieren mussten. Unser Bestreben war, unsern Verletzten so weit zu bringen, dass wir ihn ins Spital von Dehra Dun transportieren können. Denn er hat einen langen Leidensweg zurücklegen müssen, bis er endlich ins Basislager kam. Und nun hat er einen noch weitem Weg vor sich, bis er wieder gesunden wird. Aber er wird seiner Frau und seinen beiden Kindern wieder zurückgegeben; wir haben ihn den Berggeistern, die sich für die beinahe schon gelungene Bezwingung des Kedarnath so bitter rächten, entreissen können.

DER TAG DES KEDARNATH

von *Alfred Sutter*

Es ist der Rüsttag für den neuen Versuch. Der Rückschlag hat uns nur noch verbissener werden lassen, unser Ziel zu erreichen. Meine vom Absturz arg zerschundenen Finger heilen trotz einer Vitaminkur sehr langsam. Die kleinste Schürfung eitert sofort wieder, was offenbar an der Sauerstoffarmut der Luft liegt. Besonders an den empfindlichen Fingerspitzen sammelt sich unter der zerfetzten Haut immer wieder Eiter und verursacht ein schmerzhaftes Pulsen. Dabei stösst man immer wieder irgendwo an und muss einen Fluch verbeissen.

Ich fühle mich oft recht hilflos und bin auf Handreichungen angewiesen. Aber sollen mich diese Lappalien abhalten, nachdem ich diesen Sturz überstanden habe? Nein, und noch einmal nein!

Alle Vorbereitungen für den morgigen Aufbruch sind getroffen. Diesmal wird es sich entscheiden. Die Rucksäcke stehen schon prall gepackt. Karten werden geschrieben. Man weiss ja nie, ob es nicht die letzten sind . . . Graven macht den Coiffeur und schneidet uns das wirt gewordene Haar mit handwerklicher Geschicklichkeit. Dittert mimt den Garçon und serviert uns fachkundig ein Hors d'œuvre riche. Roch hat seine kleine Krisis überwunden und wird wieder recht geniessbar. Nur Frau Lohner ist gedrückt, weil sie nicht mitkommen soll. Aber der Kedarnath verlangt harte Männerkraft, und ihre kluge Entscheidung kann ihr darum nicht hoch genug angerechnet werden. Mr. Braham, unser englischer Expeditionsgast, will uns so weit als möglich begleiten.

Pünktlich um 8 Uhr des 9. Juli machen wir uns mit Sack und Pack auf. Der Wettergott macht keine einladende Geste. Es windet und rieselt leicht, und die Landschaft verschleiert sich. Aber im Gelände zeichnet sich die ausgetretene Steigspur deutlich ab, und wir erreichen Lager II um 13.45 Uhr. In der Nähe des Lagers fliesst jetzt reichlich Wasser. Tenzing schwingt stolz eine Flasche Kognak, die er für uns mitgenommen hat. Der kalte Wind hat inzwischen nachgelassen, und es ist so warm, dass ich barfuss im Lager herumlaufen kann. Die Wolken hängen nur noch in den Gipfeln. Nach einem Nachtessen im Freien mit Käseschnitten, Nudeln mit Bharalfleisch und viel Tee wird noch geplaudert, bis die Dunkelheit uns in die Zelte drängt.

Es ist schon am frühen Morgen des 10. Juli, trotz der Höhe, verhältnismässig warm. Wir verfolgen wieder die Kante, die noch eine Strecke weit schneefrei ist. Über hartgefrorene Schneefelder geht es

dann eine Zeitlang geradezu ideal; schliesslich müssen wir im letzten Teil des Weges zu Camp III aber doch noch Stufen schlagen. Herr Braham geht es schlecht; er macht oft von Ditterts Seil Gebrauch. Da ich eine Hand kaum gebrauchen kann, habe ich ziemlich Mühe, über die Spalten zu kommen. Um 12.30 Uhr erreichen wir Lager III. Roch und Dittert halten ihr Tagewerk noch nicht für beendet und machen sich gleich daran, Stufen für den morgigen Aufstieg zu hacken. Auch hier ist es noch warm, und Wasser rieselt über das Eis. Vom letztenmal liegt noch ungewaschenes Geschirr herum, und der Schaumgummi pickt neben zurückgelassenen Nahrungsmitteln festgefroren im Eis. Im Laufe des Nachmittages verschlechtert sich das Wetter. Dunkle, schwere Wolken kleben an den Flanken, und es wird noch schwüler. Tenzing II und der Shikari kehren ins Camp II zurück. Wir ruhen im Zelt aus, nur Graven fühlt sich auf Steinen liegend unter freiem Himmel wohler.

Wird der morgige Tag die Entscheidung bringen? Das Fieber der Erwartung prickelt in den Nerven. Ang Dawa und Ang Norbu zeigen wenig Lust, den endgültigen Angriff mit uns zu wagen. In ihren Schläfen klopft wohl eine abergläubische Angst beim Gedanken, die Unglücksstelle neuerlich passieren zu müssen. Nur aus Tenzings Augen leuchten forscher Schneid und Angriffslust. Mr. Braham begreift, dass er der Traverse nicht gewachsen sein wird.

Die letzte Nacht vor dem Angriff auf den Kedarnath sinkt herab. Wir lassen das Zelt offen, um in dieser dünnen Luft das Atmen zu erleichtern. Ich suche mir auf dem harten, eisigen Boden eine möglichst gute Lage, dann führt mich ein leichtes Schlafmittel hinüber in die Traumwelt.

Wie ich am nächsten Morgen aufwache, blicke ich in ein leichtes Flockengewirbel. Schneeflocken verfangen sich im dunklen Haar des neben mir noch im Schlaf liegenden Graven. Das Wetter ist wenig ansprechend, Nebelschwaden ziehen durch die tiefen Täler, und oben sammelt sich immer mehr graues Gewölk.

Wir lassen uns trotzdem nicht abhalten und brechen um 6 Uhr auf. Es geht zunächst über trittfesten Schnee. Ein scharfer Südost bläst Nebelschwaden über die Schneefelder, und es wird empfindlich kalt. Vor allem an den Füßen frieren wir immer mehr, indes die Hände in den Daunenhandschuhen leidlich warm bleiben. Bei heftigen Windstössen erhaschen wir hie und da Sonnenblicke durch den Nebel. Wir schnaufen wie Pfluggäule und graben tiefe Spuren im weichen Schnee. Um 10.10 Uhr erreichen wir den Vorgipfel und den Grat zum Kulm. Hier treten Mr. Braham und mit ihm die Sherpas, ausser Tenzing, den Rückweg an und verschwinden bald im Nebel.

Die Sicht ist jetzt von wallenden Nebeln ganz verschleiert. Doch immer wieder taucht wie aus dem Meeresgrunde da und dort ein Gipfel auf, äugt uns blitzend an und verschwindet schnell hinter wogenden Schleiern.

Nach einstündiger Rast geht es weiter. Diesmal führt Graven mit mir am Seil über den Felsgrat; Roch, Dittert und Tenzing folgen. Die Blöcke und Platten sind mit Neuschnee bedeckt. Jede schwere Stelle, wo es gilt, sich auf Griffe zu verlassen, wird mir durch die wunden Finger sehr sauer, und durch die zusammengebissenen Zähne zwischen viele Stosseufzer.

Nach einer Stunde Kletterei folge ich Graven über den letzten Block auf den Schneeegrat; nun übernimmt Roch die Führung. Wir sind noch immer nicht zur Stelle gelangt, die wir das letztmal erreicht haben. Rechts vom Grat schießt die schnee- und eisbedeckte Flanke in nebelverschleierte Tiefe, links steigt senkrecht eine Granitwand auf. Der Grat ist auf seiner ganzen Länge so überwächtet, dass stellenweise unsere Seilschaften über die überhangenden Wächten geradezu turnen müssen.

Jetzt sind wir endlich dort, wo sich am 25. Juni der Absturz ereignet hat. Es ist keine besonders schwere Stelle, und doch kribbelt und prickelt es mich jetzt in allen Gliedern. Es sind wirklich keine Heldengefühle, die sich jetzt in mir regen. Ich kämpfe gegen einen Zwang in der eigenen Brust; ich kämpfe um Haltung und zwingen den Fuss, der in den Gelenken schlottert, fest und ruhig in den Stufen zu treten. Ich sichere mit dem Pickel, der freilich im nachgiebigen Schnee fast keinen Halt findet. So geht es weiter.

Graven hat wohl etwas von meiner inneren Unsicherheit gemerkt und nimmt mich mit väterlicher Sorge kurz ans Seil. Ich fühle, ohne dass ein Wort gewechselt wird, wie er jede meiner Bewegungen im Auge behält und vertraue auf seine starke Hand.

Graven bleibt nahe den Wächten, während sich Roch mehr in der Flanke hält. Graven hackt für jede Seillänge etwa 14 Stufen, dann folge ich nach. Die Seile werden durch den Schnee eiskalt, und jedesmal, wenn man sie einholen muss, erstarren die Finger. Meine Wundverbände lösen sich unter den Handschuhen, und die Wunden beginnen erneut zu brennen.

Graven hackt weiter, wobei er nur mit einem Fuss in der Stufe steht. Durch die feierliche Stille geht von Zeit zu Zeit der Donner stürzender Blöcke und Abbrüche des Gletschers. Jetzt gelangen wir auf unserer Route zu einer Stelle, wo ein Eisbruch uns vom Sattel

trennt. Unsere Meister Roch und Graven richten eine elegante Abseilerei her. Roch und Tenzing gleiten als erste hinunter; kaum haben sie sich vom Seil gelöst, versinken sie urplötzlich bis an den Gürtel; doch können sie sich rasch wieder herausarbeiten und betrachten nun mit Staunen das schwarze Loch, das sie verschlucken wollte.

Endlich sind wir alle unten auf dem Sattel beieinander. Eine lange Strecke trennt uns noch vom Gipfelhang. Die Sonne dringt immer wieder durch den Nebel, die fallenden Schneeflocken zergehen sofort und nassen die Kleider. Der fast greifbar nahe Gipfel verschwindet immer wieder hinter den ziehenden Wolken. Zu den anderen Bergen haben wir längst keine Sicht mehr.

Gerne würde ich das Barometer ablesen, um die Wetteraussichten für die nächsten Stunden zu ersehen, aber die Zeit ist vorgerückt, wir dürfen keine Minute versäumen. Meine gute weisse Mütze und die dunkle Brille liegen seit dem Absturz im Eishang begraben, und so trage ich meinen grünen Jagdhut, der mich nur ungenügend gegen das scharfe Licht schützt, das mir ständig ins Gesicht prallt, so dass ich mich wie durchleuchtet fühle. Dazu verschlagen mir eine unsagbare Hitze und die schwüle Luft fast den Atem.

Etwa 100 m vor uns hocken sich die anderen im Schnee nieder und ziehen den Proviant aus den Säcken. Sie rasten schon, und wir müssen noch mühsam bis zu ihnen hinaufwanken! Schliesslich ist das auch geschafft, aber der Rachen ist ausgetrocknet, die Schleimhäute wie Leder. Graven braut für jeden einen Schluck Kaffee, Dittert hat noch etwas Tee in der Flasche. Obschon ein so kostbares Nass, schlucke ich kräftig, aber es brennt fürchterlich im Halse. Jetzt kommt Roch und steckt mir noch zwei wunderwirkende Pillen in den Schlund.

Bald stampft Tenzing tief einsinkend den Gipfelhang empor. Ich nehme nur den Sack mit den Eisen auf den Rücken, auch das Kino bleibt zurück, da es im Nebel doch nichts zu filmen gibt. Glücklicherweise erhebt sich jetzt ein kühler Wind, der uns für den Rest des Anstieges etwas kräftigt.

Nach der Karte haben wir noch 150 m Höhe zu überwinden. Noch immer spurt Tenzing voraus. Wo nimmt der Mann nur die Kräfte her? Ich versuche, ihn einzuholen, bleibe aber immer im gleichen Abstand. Schliesslich verkündet Ditterts Stimme, die auch hier von ihrer Kraft nichts eingebüsst hat, dass nur noch 50 m zu steigen seien.

Vor der Gipfelkuppe klafft noch eine letzte grosse Spalte; Tenzing umgeht sie rechts. Vor uns steigt eine meterhohe Schneebrücke wie ein «Arc de Triomphe» an. Aber keiner berührt diese Bastion, alle gehen

ehrfurchtsvoll an ihr vorbei. Einige Meter vor dem höchsten Punkt des Kedarnath macht die erste Seilschaft halt. In Bergkameradschaft wollen sie die letzten Schritte zum Gipfel gemeinsam mit uns machen.

Es ist erreicht! Um 17 Uhr stehen wir auf dem höchsten Punkt des Kedarnath (6940 m). Plötzlich fühle ich die struppigen Bärte der Kameraden im Gesicht, Glückwünsche werden getauscht, und Jubelschreie tönen durch die Luft. Ein Freudenrausch durchflutet uns alle, und wir haben wirklich das Gefühl, auf dem Dache der Welt zu stehen.

Im Nu sind alle Mühen und Fährnisse vergessen. Man fühlt nur noch den Augenblick und möchte mit dem Dichter ausrufen: «Verweile doch, du bist so schön!» Der 11. Juli ist also doch zum Tag des Kedarnath geworden. Er wird fortan in festlichem Rot auf dem Kalender unserer Bergfahrten prangen!

Die Rundsicht bleibt uns allerdings versagt, nur einzelne geisterhafte Gipfelhäupter durchbrechen von Zeit zu Zeit den geriffelten Nebel, winken und verschwinden. Aber am Horizont wird die Wolkendecke einzigartig schön von der Glorie der Abendsonne bestrahlt. Der tiefschwarze Kern stuft sich gegen die Ränder zu taubengrau, rosa und silbrig ab; darunter steht eine gelbe Regenwand.

Der heraufziehende Abend zwingt bald zum Abstieg. Wir verfolgen unsere Spur bis zum Sattel zurück, wo wir die Säcke wieder aufnehmen. So rasch es die Kräfte erlauben, eilen wir auf den kürzesten Wegen über die Nordflanke des Kedarnath abwärts. Vorbei geht es an jenem Biwak des 25. Juni in der Gletscherspalte, wo eine zerrissene Windhose noch von überstandenen Stunden zeugt. Was damals harte Not gewesen, ist bei unserer glückhaften Stimmung schon fast Legende, wie Kämpfe und Nöte der Vorfahren im Munde der Nachkommen zu Liedern und Legenden erblühen.

Immer tiefer tauchen wir in den Nebel, und bald leuchten schon die Lampen der uns entgegenkommenden Sherpas. Um 8 Uhr lassen wir uns von ihnen etwas Warmes einschenken und trampeln weiter. Zweimal plumpse ich dabei in eine Spalte, aber es geht gut vorbei. Um 9.15 Uhr sind wir bei Frau Lohner im Lager II. Jeder will nun erzählen, und die Begeisterung schlägt hohe Wellen. Wir essen, trinken, rauchen und reden uns schliesslich in einen glückhaften Schlaf.

In herrlicher Stimmung erwachen wir am nächsten Morgen. Keine Spur von Muskelkater, wir fühlen uns wie neugeboren. Der Kedarnath heilt alle Wunden! Graven ist der Hans im Glück. Er fühlt sich gesund und stark und hat wegen seiner Gesundheit keine Bedenken. Es geht doch nichts über einen Bergsieg in diesem Hochland der Welt!

WIE ICH DIE KEDARNATH-BESTEIGUNG MITERLEBTE

von Annelies Lohner

Nach dem Unfall, der beim zweiten Versuch auf den Kedarnath unserer Expedition zugestossen war, stand fest, dass der dritte unbedingt gelingen müsse, und wenn er die höchsten Anstrengungen erfordern sollte. So schloss ich mich von vornherein aus, zumal nicht alle Sherpas zur Verfügung standen, denn ein Teil war mit Wangdis Abtransport beschäftigt. Auch waren sich meine Kameraden, nachdem sie nun die Verhältnisse am Berg besser kannten, einig, den Rückweg nicht mehr über den Grat und den Weissen Dom zu nehmen, was zu schwierig und zeitraubend wäre, sondern direkt vom Hauptgipfel ins Lager I abzusteigen. Diesen Weg kannten sie durch die Bergung Wangdis, sonst wäre auch er zu problematisch gewesen.

So lasse ich meine Freunde ziehen und bleibe mit dem Sherpa Tundu allein im Lager zurück. Tundu versteht weder Englisch noch Hindustanisch, er kommt von Tibet, und so ist ein Aufenthalt mit ihm allein nicht sehr unterhaltsam. Zum Glück kommen abends Arjeeba, Penoorie und ein Mann aus Harsil, den wir als ständigen Träger bei uns haben, von Gangotri zurück.

Anderntags wandere ich mit Arjeeba und Penoorie ins Kedarnath-Lager (5200 m), das wir nach fünfständigem Marsche erreichen. Das Lager war verlassen, doch mit dem Fernglas konnte ich unsere Karawane beobachten, als sie gerade Lager III (6200 m) erreichte. Die Umgebung des Lagers hat sich seit unserem ersten Besuch hier ziemlich verändert. Ein steiler Schneehang, der sich vom Lager zum Grat hinaufschwung, ist vollkommen verschwunden und hat ein Meer von Felsblöcken und Felsplatten freigelegt. Einige Bäche rauschten herab, die wir schon beim Aufstieg einige Male unliebsam bemerkt haben, weil wir sie überschreiten mussten.

Wir kochen Tee, eine der Hauptbeschäftigungen im Himalaya, und bald darauf kommen auch schon zwei Sherpas vom oberen Lager zurück, wo nur drei von ihnen geblieben sind.

Die Nacht ist warm, aber windig, und Blitz und Donner wechseln miteinander ab. Ich bin in grösster Sorge für das Wetter am nächsten Tag. Wenn uns nur das nicht einen Strich durch die Rechnung macht! Alle Mühen und Anstrengungen wären vergeblich!

Der Morgen bricht zwar nicht so schlecht an, wie ich befürchtet habe, aber auch nicht so schön wie gewöhnlich. Um 6 Uhr sehe ich meine Kameraden aufbrechen. Schliesslich besteht noch die Möglichkeit, vom Weissen Dom umzukehren, wenn das Wetter nicht mitspielen sollte. Und so dachten auch sie, wie sie mir nachher erzählten.

Gegen 10 Uhr verlasse ich mit Arjeeba das Lager, während die anderen zwei Sherpas Weisung haben, zum oberen Lager zu gehen und dieses mit Ang Dava und Ang Norbu, wenn diese vom Weissen Dom zurück wären, zu räumen. Tenzing war als einziger mit den Sahibs zum Hauptgipfel aufgebrochen. Er hatte den Absturz Wangdis nicht miterlebt (er war mit mir damals umgekehrt) und hat so den Mut, mitzugehen, während sich die anderen weigerten.

Als wir einige hundert Meter am Grat angestiegen sind, finde ich ein günstiges Plätzchen, von dem aus ich wohl die ganze Besteigung verfolgen kann. Aber leider gerade da, wo es am interessantesten sein muss, hängen Wolken. Hin und wieder gelingt es, mit dem Glas einen Blick auf die Gefährten zu erhaschen. Stundenlang sitze ich so, während Arjeeba manchmal einnickt. Die Wolken ballen sich immer dichter um den Berg. Regen und Schnee fällt. Dann siegt wieder für einen Moment die Sonne, und der Wind bläst ein Loch in den Wolkenvorhang.

Gegen 4 Uhr nachmittags sehe ich zum erstenmal klar den Gipfel und die zwei Seilschaften der Kameraden. Langsam aber stetig steigen sie empor, und ich fühle es klar, dass sie heute nicht mehr ablassen, und wenn es Nacht würde. Meiner Schätzung nach müssten sie gegen 5 Uhr den Gipfel erreichen, wenn die Spalte, die ihn umkränzt, nicht noch in letzter Minute grosse Schwierigkeiten macht. Aber dies alles zu sehen, bleibt mir versagt, denn immer schwärzer zieht sich Gewölk zusammen.

So beschliesse ich, ins Lager zurückzugehen. Arjeeba hat mich schon früher verlassen, um für die Sherpas Tee zu kochen, die schwer beladen vom oberen Lager herunterkommen. Es ist ein Betrieb am Kedarnath an diesem Tag, wie er wohl lange Zeit nicht mehr sein wird. Sherpas ziehen auf und ab, ich sitze allein auf dem Grat, und die Kameraden kämpfen mit vollem Einsatz um den Gipfel.

Wie ich im Lager zurück bin, finde ich keine ruhige Minute mehr. Unruhig kreisen meine Gedanken: Wann werden sie wohl auf dem Gipfel sein, wie wird der Abstieg sein, werden sie eine Nacht im Freien verbringen müssen, und was wird das Wetter machen? Gegen 7 Uhr steigen zwei Sherpas zum Gletscher ab, um mit Lichtsignalen die Richtung zu weisen. Immer heftiger beginnt es zu regnen.

Da, um 9.15 Uhr, ein Jubelruf der Sherpas! Ich glaube, nicht recht zu hören, aber wirklich, sie sind es! Immer näher rücken die Lichter, und endlich kann ich den Freunden in jubelnder Freude die Hände reichen. Graven und Sutter lassen sich gleich vor meinem Zelt nieder, es ist ihnen ganz gleichgültig, dass es regnet und dreckig ist. Hunger und Durst werden zuerst gestillt, dann beginnt ein freudiges Erzählen und lässt alle Müdigkeit vergessen. Es war eine grosse Leistung, bei diesen Verhältnissen so planmässig ins Lager zurückzukommen. Der Kedarnath wurde damit nicht nur bestiegen, sondern überschritten, was bei Himalaya-Bergen sicher bisher nicht oft der Fall war. Tenzing hat sich hervorragend bewährt, und dabei ist persönlicher Ehrgeiz diesen Burschen ganz fremd, sie wollen nur ihren Sahibs helfen.

Langsam wird es dann doch ruhig in den Zelten, und voll aufrichtiger Bewunderung für die Leistung der Gefährten schlafe ich ein. Am Morgen gibt es ein Frühstück, das mindestens eine Stunde dauert, hierauf wird noch ein riesiger Steinmann errichtet und dem Orte, an dem wir uns dreimal so häuslich niedergelassen haben, gebührend adieu gesagt. Schwerbeladen zieht die ganze Karawane ins heimatliche Base-Camp zurück; der Besteigung des Kedarnath sollen nun andere folgen.

ERKUNDUNG AM CHAUKHAMBHA

von André Roch

Der Chaukhamba ist der höchste Berg in der Region des Gletschers von Gangotri und daher auch das erstrebenswerteste Ziel für eine Expedition. Er besteht nicht nur aus einem Gipfel, sondern aus einem ganzen Massiv, welchem vier Gipfel entragen. Leider sind seine östlichen Flanken sehr steil und von Gletschern bedeckt, aus denen mörderische Lawinen abbrechen.

Im Jahre 1938 versuchten zwei Mitglieder der österreichischen Expedition von Professor Schwarzgruber die Durchsteigung der nord-östlichen Flanke, die ebenfalls riesige Gletscher trägt. Dabei lösten sich zwei Lawinen und schlossen die ganze Karawane ein; die erschrockenen Sherpas weigerten sich daraufhin, den Aufstieg fortzusetzen.

Ein Jahr später errichteten David Zogg, Fritz Steuri und ich mit sechs Sherpas ein Zelt in dieser Flanke. Da am darauffolgenden Tag

das Wetter nicht günstig war, entschlossen wir uns, noch einen Tag zu warten und dann erst den Aufstieg fortzusetzen. Plötzlich, gegen Mittag, löste sich 1000 m über uns eine Lawine und schleuderte die Zelte mit allen Insassen an die 400 m hinab, wobei zwei Sherpas tödlich verunglückten und zwei andere schwer verletzt wurden. Am folgenden Tage konnten die Verunglückten in das Basislager zurückgeführt werden und wurden von da aus zu Tal gebracht.

Im Jahre 1947 folgte unsere Expedition wieder den Spuren der Österreicher, die den Berg von allen Seiten erforscht hatten. Wir nahmen uns vor, die Besteigung von der östlichen und der nördlichen Seite aus zu versuchen. Zu diesem Zweck verliessen drei Mitglieder der Expedition mit sieben Sherpas am 15. Juli das Basislager, um den Gletscher von Gangotri 30 Kilometer bis zum östlichen Fusse des Berges hinaufzusteigen. Dies waren: René Dittert, unser Verbindungsoffizier T. H. Braham aus Kalkutta, und ich.

Das Wetter war durchaus nicht günstig. Nachdem wir auf schwierigste Weise 15 Kilometer den Gletscher hinaufgekommen waren, querten wir auf die rechte Seite und kamen zur letzten Wiese, die in dieser verlassenen Eis- und Felsenregion zu finden ist. Zum Glück finden wir dort auch einen kleinen Bach und rasten so in einem wahren Paradies. Auf der anderen Seite des Gletschers ragt ein Berg mit eisigen Flanken und eindrucksvollen, felsigen Wänden auf; es ist der Karchakund mit 6800 m Höhe. Auf der rechten Seite bewunderten wir die Flanke des Kedarnath, dessen Besteigung uns beim dritten Versuch einige Tage vorher gelungen war. Diese Flanke ist enorm steil und besteht aus gefährlichen Granitwänden.

Am folgenden Morgen geschah es, dass sich ein Eisblock von der Spitze eines Felszackens loslöste und in einer Lawine als prächtiges, weisses Staubgeriesel an den dunklen Wänden entlang herunterfloss. Ich stürzte sofort zu meiner Filmkamera und konnte noch die letzten, sich absetzenden Schneewolken filmen. Es war schade, dass die Beleuchtung nicht günstig war, aber das Schauspiel war herrlich und sehr eindrucksvoll.

Am zweiten Tag stiegen wir wieder den Gletscher aufwärts und stellten am Nachmittag während eines heftigen Schneesturmes die Zelte in 5300 m Höhe auf, wobei wir unter riesigen Gletschertischen Schutz suchten. Wir waren müde, durchnässt und fast erstarrt. Gegen Abend lichtete sich der Himmel, und Dittert, Braham und ich gingen bis zum Fusse der östlichen Flanke des Chaukhamba, um die gefährlichen Stellen zu erkunden. Wir mussten noch eine Stunde lang in

feuchtem Schnee marschieren, bis wir zu den von Gletschern bedeckten, riesigen Abhängen kamen. Auf der linken Seite schneidet der Meade-Pass ein (5890 m), der vom englischen Forscher Meade über den Abhang der anderen Seite erstiegen worden ist. Von unserer Seite aus ist es sehr zweifelhaft, ob der Pass erreicht werden kann.

Im Jahre 1938 überwandten die Österreicher das erste Hindernis, nämlich einen 300 m hohen Eisbruch, aber sie führten ihre Erkundung dann nicht weiter fort, denn dieser Anstieg war für die Sherpas zu schwierig.

Dittert und ich entschlossen uns nun zu dem Versuch, am nächsten Tage den Pass zu erreichen. Um 7 Uhr früh verliessen wir das Zelt und näherten uns dem Eisbruch gerade auf der rechten Seite zwischen dem Eis und den Felsen. Der Beginn war leicht im Schnee, aber dann mussten wir auf unsicheren Brücken grosse Gletscherspalten überschreiten; endlich ging der Schnee in Eis über, in das wir für jeden Schritt Stufen hauen mussten. Diese Arbeit war sehr ermüdend. Eine grosse Eiswand versperrt uns plötzlich den Weg, doch gelingt es Dittert, das Hindernis zu umgehen, indem er mit dem Pickel einen Felsen absprengt. Noch einige Zeit steigen wir an den verschneiten Felsen hinauf, dann stossen wir wieder auf Seracs, wo wir von neuem ununterbrochene Eisarbeit leisten müssen. Inzwischen ist es 10 Uhr morgens geworden und das Wetter immer schlechter; es schneit in grossen Flocken, und so kommen wir zu dem Entschluss, abzusteigen, bevor wir Gefahr laufen, von Neuschneelawinen weggefegt zu werden.

Der Abstieg war riskant. Ein lockerer Felsblock, der durch uns losgelöst wurde, zerschmetterte bei seinem Sturz eine Schneebrücke und schnitt uns damit den Rückzug ab. Das Hindernis wurde mittels eines Doppelseiles überwunden, das an einem ins Eis gehauenen Pfahl befestigt war. Endlich befanden wir uns wieder am Fusse des Eisbruches, ausgehungert, durchnässt und müde. Wir sind abgeschlagen worden.

Auch im anderen Teil der Flanke erspähten wir durch den Nebel hindurch nur steile Felsenwände, die von Eisbrüchen bedroht waren und uns jede Hoffnung nahmen. Wir kehrten wieder zum Lager zurück und gaben den Versuch auf, den Chaukhamba über diese Flanke zu besteigen.

Am nächsten Morgen schickten wir Ang Dawa (den einzigen Sherpa, den wir bei uns behalten hatten) zu dem 25 Kilometer weit entfernten Basislager, um die Lebensmittel- und Materialtransporte aufzuhalten. Er sollte uns weitere sechs Sherpas senden, um unsere Ausrüstung wieder hinunterzubringen.

Am nächsten Tage wetteten wir um die Ankunftsstunde der Sherpas, die die 25 Kilometer auf dem Gletscher wieder heraufsteigen mussten. Dittert meinte, sie würden gegen 15 Uhr in Sicht sein, ich dagegen meinte gegen 17 Uhr. Um 13.30 Uhr sahen wir durch das Fernglas einen einzigen Mann in unserer Richtung heraufkommen. Er war verschwindend klein in der Unermesslichkeit des Gletschers. Bald langte er bei uns ein. Es war Gatuk, der berühmte Träger von Harsil, dessen Ausdauer ausserordentlich war. Eine Stunde später kamen die fünf anderen Sherpas an und übertrafen somit unsere Mutmassung bedeutend. Alexander Graven kam mit ihnen. Wir hatten Tee vorbereitet, und sie brachten eine Flasche Rum mit sowie sehr gutes Bharal-Fleisch, eine Jagdbeute Sutters.

Nachdem wir vier Tage lang am Rande des Gletschers waren, zu Füssen der ungeheuren Felswände, von denen ununterbrochen Lawinen und Steinschläge stürzten, verliessen wir schliesslich, beinahe mit Bedauern, diese unfreundliche Gegend, denn das Leben war dort sehr sonderbar und interessant. Aber das schlechte Wetter und die überall eindringende Feuchtigkeit liessen uns gerne wieder absteigen.

Im Mittellager waren wir endlich wieder im Trockenem und schliefen ausgezeichnet, weil auch die Nacht warm war. Am sechsten Tage gelangten wir wieder zu unserem Basislager. Zwar brachten wir keine Erfolge von unserer Erkundung mit, dafür aber einen Haufen von Eindrücken und herrlichen Visionen der unbezwingbaren Berge dort oben, unbezwingbar, weil sie zu hoch, zu steil und zu gefährlich sind. Der grosse Reiz des Himalayas besteht nicht nur darin, einen Gipfel zu erreichen, sondern auch im einfachen Betrachten der wilden Flanken, die wahrscheinlich niemals erklommen werden können.

JAGDGÄNGE IM HIMALAYA

von Alfred Sutter

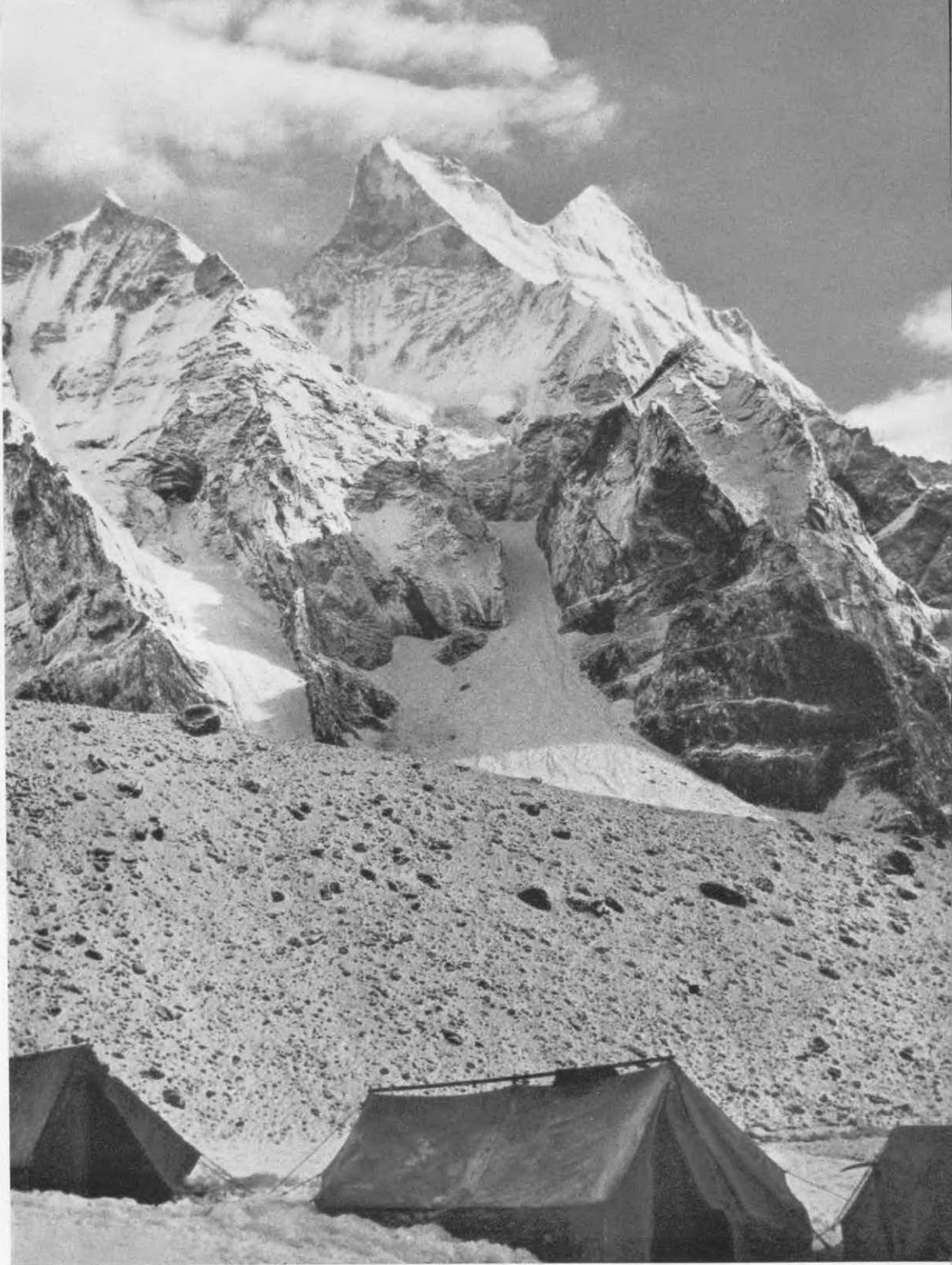
Schon während des elftägigen Anmarsches zu unserem Basislager am Gangotri-Gletscher habe ich freie Stunden und Rasttage der Jagd gewidmet. Nun, da das Lager eingerichtet ist und noch einige Tage für die Vorbereitungen zum ersten Angriff auf den Kedarnath vergehen werden, will ich wieder einmal mein Jagdglück versuchen, denn überall fand sich die Losung verschiedenartiger Tiere. Mit dem Shikari,

meinem Jagdgehilfen, verfolge ich in guter Deckung des Birkenwaldes einen steilen Grat. Ich steige nur mühsam, denn die ausgetrocknete Böschung und das dürre Gras sind glitschig, und das Herz klopft rasch in der dünnen Luft; wir befinden uns ja in einer Höhe von 4000 m. Unsere Bergseite hat zahlreiche, reizvolle Tälchen, der buschige Birkenwald ist saftig grün, im Schatten blühen noch die Rhododendrensträucher und ganze Felder von schimmernd weissen Alpenrosen. Auch andere Blumen gibt es, wenn auch spärlich, aber in den Farben viel lebhafter und leuchtender als bei uns. Immer wieder bewundere ich die uns gegenüber aufragenden eindrucksvollen Kletterberge; ob wir sie wohl jemals bezwingen werden? Ich glaube es nicht, denn die Luft ist zu dünn.

Wir versuchten, über eine schwierige Kante auf einen Block zu kommen, und allein schon bei dieser kurzen Anstrengung wurden wir atemlos. Nun sind wir bereits über der Waldgrenze, eine ausgetrocknete Alpweide dehnt sich vor uns aus; wir spiegeln jeden Meter ab, und auf dem Bauche pirschen wir weiter. Unermüdlich mühen wir uns, immer in der Hoffnung, vom nächsten Grat aus unter uns ahnungsloses Wild anzutreffen. Nach viereinhalb Stunden, todmüde und in meinen Erwartungen bitter enttäuscht, schleiche ich in der Dämmerung ins Lager zurück.

Wo steht das Wild? Ja, braune Bären gibt es, aber die hüten sich, am Tag ihre schönen Felle zu zeigen. Anderes Wild hingegen kann, so denke ich mir, in dieser wasserarmen Gegend nicht leben. Am anderen Morgen bin ich, wie immer, der erste. Mein Sherpa bringt mir mit freundlichem Lächeln den süssen Tee, denn so fängt jeder Tag mit der gleichen kleinen Freude an.

Der Nebel verzieht sich, während wir flussaufwärts wandern, und die Sonne breitet ein Wohlgefühl der Wärme um uns. Graven, mit meiner Büchse bewaffnet, und Dittert trennen sich von uns; sie wollen sich den Shivling von einer anderen Seite ansehen. Vielleicht besteht doch eine Möglichkeit, diesem Riesen auf den Leib zu rücken. Wie ein treues Hündchen folgt mir mein Sherpa, er sucht zu verstehen, und fragend schaut er mich an, als ich die Waffe mit «Weidmanns Heil» Graven übergebe und den Weg im Nebel suche. Selbst das Rauschen des wilden Flusses hat uns verlassen, da wir jetzt die Moräne des breiten Gletschers, die mit Sand, Steinen und ganzen Felsblöcken überdeckt ist, verfolgen. Der dichte Nebel klebt an den Kleidern und durchdringt sie mit seiner unangenehmen Feuchtigkeit. Es scheint auch hier graue, düstere Tage zu geben, doch nein, wir sind



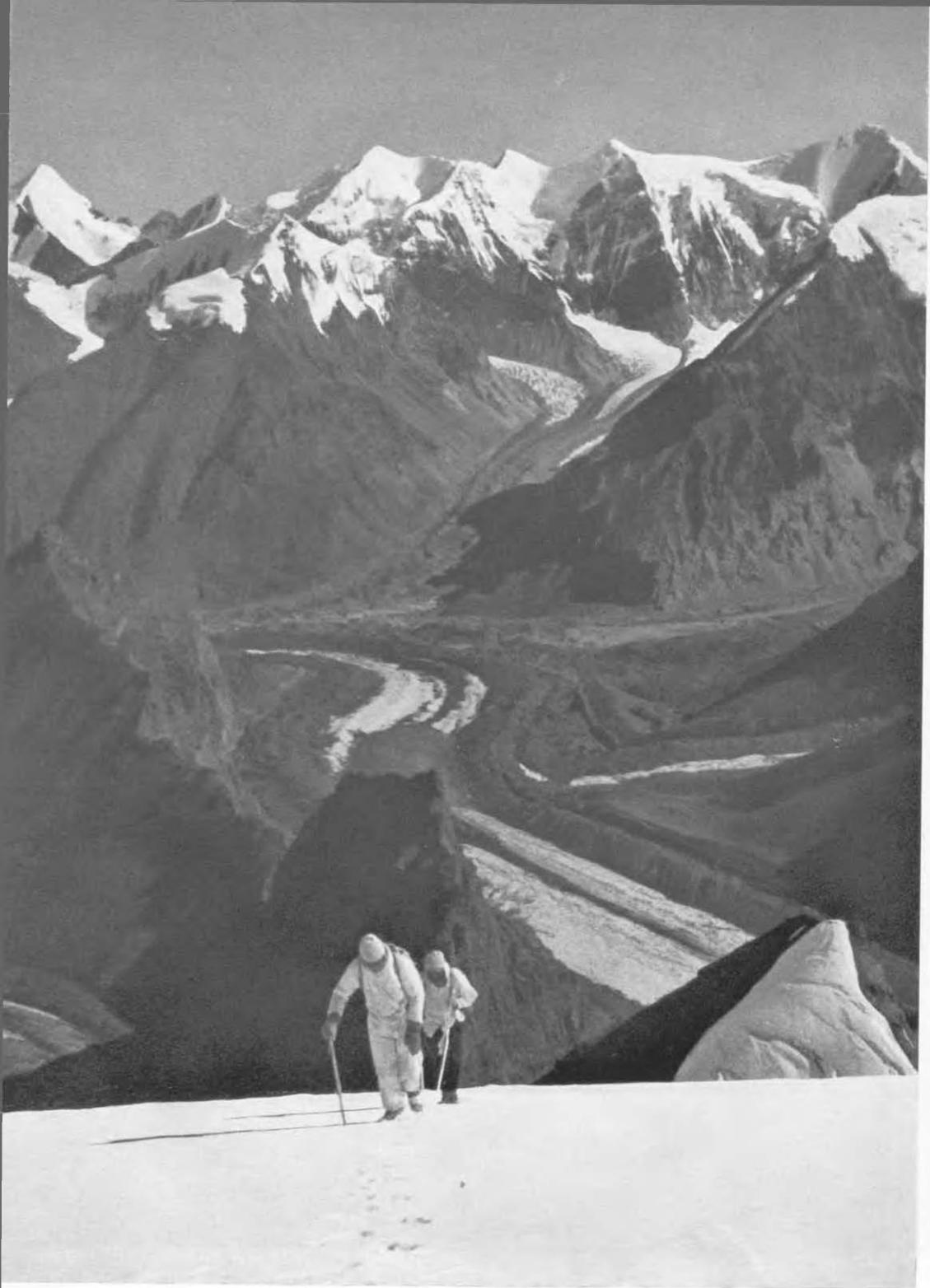
Hochlager I (4800 m) am Weissen Dom mit dem herrlichen Doppelgipfel des Shivling



Himalaya-Vision: Alles ist in diesem höchsten Gebirge der Welt ins Riesenhafte übersetzt, Mühen und Strapazen, Berge, Gletscher und Täler, aber auch Leistung, Erfolg und Genugtuung triumphieren über jedes Mass, wie es anderswo dem Bergsteiger beschieden ist



*Wächten- und Felsgrat zwischen Weissem
Dom (6832 m) und Kedarnath (6940 m),
die Aufstiegsroute der Expedition*



Tiefblick auf den *Gangotri-Gletscher*
vom Aufstieg zum Satopanth

ja in Indien: der Morgenwind reisst Löcher in die Nebelwand, und schon sehe ich, wenn ich zurückblicke, blaue, tiefblaue klare Luft und von der Sonne erhellt, graue, gelbliche Felsen. Die Kulis sind offenbar nicht meinen Spuren gefolgt, weil vom Grate mit lautem Poltern und Getöse grosse Steine kollern. Ich bringe mich in Sicherheit, warte und rauche gedankenlos schon wieder eine Zigarette. Über uns sehe ich jetzt die Kulis. Wie Silhouetten ziehen sie mit ihren grossen, schweren Lasten auf den gekrümmten Rücken vorbei. Trittsicher überklettern ihre nackten, breitgepressten Füsse die Blöcke, und sie gehen rasch, obschon sie niemand treibt. In der vollkommenen Stille höre ich, wie auch sie mühsam und angestrengt atmen. Die Kulis von Mussoorie haben gut getan, in Uttarkashi umzukehren, denn solche Wege der Wildnis und die kalten Nächte unter freiem Himmel hätten sie nie ertragen.

Die Nebel weichen, und schon steht der Shivling in seiner ganzen Grösse vor uns und zeigt uns seine Nordost- und Nordwestwände. Wird es möglich sein, ihn von dieser Seite aus zu bezwingen? Ich bin gespannt auf die Erkundungen meiner Freunde. Uns zur Seite öffnen sich Täler, die ins Unendliche zu ziehen scheinen und von wilden und zerklüfteten, unbekanntem und unbenannten Bergen gerahmt sind. Das Auge wird müde, all die Fülle des Geschauten aufzunehmen.

Unser Tal wird nun breiter und flacher; wir wandern endlich wieder einmal über eine Matte, doch ist sie völlig ausgetrocknet und mit gelbem Gras bewachsen. Fröhlich trillert eine Lerche, lässt sich steil fallen, und, wie sie schon wieder in die Höhe schiesst, pfeift sie ihr Morgenlied weiter. Die Erinnerung an meine liebe, schöne Jagd im Thurgau wird wach. Vor uns öffnet sich jetzt ein unübersehbares Tal; im Gegenlicht und in unheimlicher Höhe glitzern die weissen Kuppen des Bhagirathi. Die Westwände fallen steil ab, stehen noch im Schatten und wirken kalt und abweisend. Immer mehr und mehr weisse Häupter zeigen sich.

Im Sand ist eine Fährte eingedrückt. Der Shikari belehrt mich, dass in der Nacht ein Fuchs über das Tal geschnürt ist . . . Er soll mir den Hobel – diesem Schlaumeier laufe ich nicht nach! Ich will lieber nicht mehr an die Jagd denken.

Unterdessen stellt sich Herr Kedarnath, der Riese, vor. Er erinnert mich, ins Masslose übersteigert, ans Walliser Weisshorn. Ich komme mir vor wie ein kleiner, unscheinbarer Zwerg, der sich's zehnmal überlegt, bevor er den mit Schnee und Eis bedeckten und fast in den Himmel ragenden Riesen angreift. Wird es uns Zwergen gelingen, den Pickel in den Scheitel des Riesen Kedarnath zu schlagen?

Unterdessen sind wir höher gekommen; zu unserer Rechten steht der Shivling, ihm gegenüber erheben sich die drei Bhagirathi-Gipfel. Wangdi, der Chef der Sherpas, steckt den Pickel ein. Sein Kommando widerhallt an den Wänden, und die Kulis setzen sich aufatmend nieder und lösen die Schnüre, um sich von den Lasten zu befreien.

Wir beziehen das Basislager an der gleichen Stelle, wo 1938 die Österreicher ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Der Platz ist ideal: ein flaches, ebenes Stück Erde, einige Felsblöcke, ein kleines, klares, kaltes Wässerchen – mehr brauchen wir nicht. Sofort beginnt emsiges Arbeiten. Die Zelte werden aufgestellt, die Küche hinter einem grossen Block eingerichtet. Wangdi, der Chef, befiehlt und erteilt seine Kommandos wie ein Feldherr, legt aber auch selber arbeitsfreudig Hand an. Wangdi ist tüchtig, unermüdlich und arbeitet temperamentvoll. Dieser Bursche kann nicht gehen, er muss springen, er sieht alles und kann alles. Dabei ist er mit seinen Sherpas sehr freundlich, auch die Kulis führt er sicher und ruhig.

Bis an unser Lager reicht der Schnee nicht, die Gletscher sind mit Schutt bedeckt und die Südflanken der Berge ganz schneefrei. Ich glaube, dass wir besser getan hätten, einen Monat früher in den Himalaya zu kommen, denn die Gutwetterperiode wird nicht mehr allzulange anhalten.

Nachdem die Zelte aufgestellt sind, sitzen die Kulis in Gruppen an der Sonne und ruhen. Einige klagen über Kopfweh. Frau Lohner stürzt sich auf die Kisten und verteilt die Strauss-Wundermittel, fein säuberliche Pülverchen. Die Kulis scharen sich um die Hilfreiche, halten die beiden Zeigefinger an die Schläfen und drehen die Hände hin und her; dabei werfen sie fürchterlich leidende Blicke Frau Lohner zu. Das weisse Pülverchen aber, das sie dann bekommen, stecken sie recht vergnügt ins Gürteltuch.

Tags darauf verlasse ich das Lager allein mit meiner Photoausrüstung im Rucksack. Mit dem grossen Teleobjektiv von 35 cm mache ich verschiedene Aufnahmen und kehre erst nachmittags ins Lager zurück. Graven berichtet mir aufgeräumt, dass wir morgen den Kedarnath angehen werden. So steht dieser Tag ganz unter dem Zeichen der Vorbereitungen für den Kedarnath. Ich bade noch rasch im Bach, wobei mein Körper im eiskalten Wasser fast erstarrt, dann ziehe ich meine Bergkleidung an. Unsere Ausrüstung ist in jeder Beziehung so erstklassig, dass wir sicher auch grosser Kälte widerstehen werden.

Abends kommt Roch vergnügt zurück. Er berichtet hochinteressant, und wir sind voller Erwartung und Hoffnung. Mit einigen

Sherpas war er an der Stelle, wo wir das erste Hochlager beziehen werden und hat zirka 100 Kilo Lasten dorthin gebracht.

Gestern, den 18. Juni, sind wir nach dem ersten, viertägigen Vorstoss gegen den Weissen Dom und Kedarnath müde und abgespant, einzelne auch leicht krank, in das Basislager zurückgekehrt. Unsere Akklimatisierung für die Riesen des Himalayas war noch unzureichend, und so müssen wir bis zum zweiten Versuch noch einige Tage einschalten.

So gehe ich heute, sofort nach dem Mittagessen im grossen Zelt, mit Toni und dem Shikari schwer bewaffnet auf die Jagd, in der Hoffnung, das Jagdglück werde mir wohlgesinnt sein. Graven hat ja in der Nähe von Gaumuk Tiere gesichtet, sie beschossen, aber nicht getroffen. Da ich doch schon mehr Erfahrung als Jäger habe, hoffe ich mehr Weidmannsheil zu haben! In allen Gliedern zuckt es mir, endlich das mir unbekanntes Wild wenigstens durchs Glas ganz nahe zu sehen. Hoffentlich tragen sie grosses, starkes Gehörn, das ich nach meiner Heimkehr neben die Trophäen meiner Rehböcke hängen könnte. Ja, ich wäre zufrieden, wenn ich auch nicht zum Schuss käme und das Wild nur einmal näher vor mir hätte und wüsste, was in dieser Wildnis noch leben kann.

Wir sind gut ausgerüstet. Toni trägt in seinem Sack das Essen für zwei Tage, der Shikari schleppt ein Armeezelt und die Schlafsäcke für mich. Wir wandern zurück gegen Gaumuk. Graven hat sicher mit seinen vier Schüssen die Tiere verscheucht. Ich glaube sie eher mit Erfolg in den ausgedehnten, steinigen Wiesenhalden des Shivling zu finden. Unser Pirschgang führt uns anfänglich an einem beidseitig versandeten, kleinen Bache entlang. Der Shikari zeigt mir alle Augenblicke die Siegel von Gamsen und Schafen und meint es seien Bharal (Ovisnaheer). Wir finden auf Schritt und Tritt ihre Losung und Spuren von Braunbären. Mit dem Spiegel suche ich das weite Gelände ab, ich gebe mein Glas auch dem Shikari, aber auch er sichtet nichts. Die Gamsen lagern bei grosser Hitze und starkem Licht gern im Walde oder im Schatten der hohen Gräte. Wald hat es hier auf diesen Höhen nicht mehr, also müssten die Tiere dort oben in den Klüften des Grates sein.

Schon nach einer Stunde Marsch will mein lieber guter Toni das Zelt aufschlagen. Er bedeutet mir, die Tiere kämen am Abend alle hieher, ich müsse nur warten und dann gut treffen. Nein, so leicht mache ich mir die Jagd denn doch nicht. Angestrengt kraxeln wir die steile Halde aufwärts und durchqueren mit aller Vorsicht jede Mulde;

der Wind ist gut, das enge Tal mit dem übersandeten Gletscher bleibt immer mehr zurück. Weit und breit, und obschon es schon Abend wird, ist kein Wild zu sehen. Wo steht es nur, ich fand doch Losung und Spuren! Seit drei Stunden hoffe und gehe ich vergeblich!

Aber vielleicht haben wir auf der anderen Seite des Grates mehr Glück. 30 m unter den höchsten Blöcken bleibt Toni zurück; er will das Zelt aufstellen und das Nachtessen richten. Wir beide erreichen den Grat und klettern unermüdlich weiter. Wir hätten doch ein Seil mitnehmen sollen, denn der Grat ist exponiert und luftig. Mit aller Gründlichkeit suchen wir jede Mulde, jedes Tälchen unter uns ab und spähen mit Ausdauer nach den gegenüberliegenden Bergen. Aber wir sind und bleiben allein, nirgends regt sich ein Lebewesen. Die Nacht ist nahe, wir müssen zurück zu Toni. Der gute Shikari begreift meine Enttäuschung. Alle schönen Blumen, die er gepflückt, schenkt er freudig seinem Sahib, so dass ich meinen Hut bald ganz gut als Kranz aufs Grab einer Tante hätte legen können.

Am kleinen Feuer essen und trinken wir gemütlich, zuweilen spiegeln wir wieder, bis grosse Schatten das Tal verdunkeln. Toni findet in diesem unwirtlichen Gelände keinen guten Platz, um das Zelt aufzuschlagen. So legt er meine Schlafsäcke auf ein von Felsen überdachtes Plätzchen, während sie beide sich, in Tücher gehüllt, unweit von mir verkriechen. Wir lagern auf einer Höhe von 5200 m. Zwischen den Steinen glimmern in der Dunkelheit die Reste des Feuers. Während ich müde am Einschlafen bin, freue ich mich doch noch dieses schönen Tages.

Als ich im Dämmerlicht des neuen Tages erwache, sitzen meine Begleiter bereits am Feuer. Die Kälte der Nacht hatte sie wohl geweckt. Auf meinem Schlafsack glitzert Eis; ich mache mich so klein als möglich, um die Kälte nicht an mich herankommen zu lassen, und warte auf die Tasse Ovo.

Auch in den frühen Morgenstunden regt sich im suchenden Spiegel kein Wild. Ich weiss mir keinen Rat mehr, und vor allem kann ich die Sache nicht mit dem Shikari besprechen. Er zeigt und weist immer wieder mit dem Finger in ein entferntes Gebiet. Gut – soll er den Bärenführer machen – man kann ja nie wissen! Etwas unwillig nehmen wir den Weg hinunter zur grossen Moräne, überqueren den breiten Gletscher und kommen auf eine Wiese. Nicht weit von hier muss Graven ins Leere gefunkt haben. Hier wollen wir für heute unser Zelt aufstellen; es gibt Holz und Wasser, die nächste Nacht wird also angenehmer sein.

Der Shikari lässt mir nicht Rast noch Ruhe; ich folge ihm müde und willenlos den Fluss abwärts. Er spiegelt und spiegelt, jeder Berg, jedes Tal wird abgesucht. Es ist eigentlich unsinnig, denn es ist schon wieder 10 Uhr, und zu dieser Tageszeit döst das Wild im Schatten der Felsen.

Da – wir sind schon weit vom Zelte entfernt – zeigt er mir die Fährte eines Bären und von Schalenwild. Wir verfolgen die Spur, und er bedeutet mir, dass hinter einem Buckel unser Wild sein müsse. Doch auch diese süsse Hoffnung ist irrig! Ich bin völlig entmutigt und will nicht mehr weiter. Der Platz ist für eine Rast bis zum Abend gut, denn gerade über uns vereinigen sich zwei Täler; wenn wir hier nichts zu sehen bekommen, dann kann ich meine Waffe ruhig versorgen.

Der Rucksack ist leer, trotzdem will ich mein Jagdglück mit Warten verdienen. So legen wir uns zwischen die Legföhren, und bald rauche, bald schlafe ich. Die Zeit vergeht langsam. Das stundenlange Warten ermüdet sehr, aber diesmal muss es sein! Ich werde warten, bis die Sonne hinter dem nahen Berge versinkt und es Nacht wird. Oft kommt es doch anders, als man will oder glaubt.

Es wird kühler, der Shikari fröstelt, ja er zittert am ganzen Körper und bittet mich, weiterzugehen. Ich gebe dem Bitten des guten Burschen nach, und wir wandern stumm und still dem Lager zu. Was werden meine fleischhungrigen Freunde von meinem jagdlichen Können denken, wenn ich morgen ohne Beute ins Lager komme? Obschon wir weit unterhalb Gaumuk sind, hoffen wir, das Zelt noch vor der Nacht zu erreichen.

«Sahib, Sahib», ruft plötzlich der Shikari halblaut, und schon ist er, gewandt wie eine Katze, in Deckung. Wo? Ja, jetzt sehe ich über uns vier Tiere vorbeiwechseln. Rasch noch einige Schritte, dann liege ich, und ein guter Hörner ist im Zielfernrohr; aber der rasche Schlag meines pumpenden Herzens macht das ganze Gewehr erzittern. Ich atme nicht mehr, ich muss die Kugel losbringen, denn im nächsten Augenblick werden die Tiere ausser Sicht sein.

Die Kugel ist verzittert! Fluchtartig springt das Wild über die Blöcke. Ich zittere vor Anstrengung und Enttäuschung; wie eine Vision ist alles vorbei.

Jetzt wird wohl jedes Nachsuchen unnütz sein. Immer in guter Deckung, schleichen wir den Flüchtigen nach. Jetzt hat der Shikari sie von neuem eräugt. Ich suche die mir von ihm gezeigten Felsblöcke ab, aber es geht zu lange, bis auch ich das Wild sehe. Der Shikari hat Augen wie ein Sperber, ohne Glas sieht er viel besser als ich mit dem

ausgezeichneten Feldstecher. Das Wild streicht ab und verschwindet in einer weiten Geröllhalde, wir immer vorsichtig nachschleichend.

Jetzt, ganz plötzlich, ziehen sie wieder an uns vorbei. Stehend und frei versuche ich in aller Eile den Stachel aufs Blatt zu bringen. Nach dem Schuss stürzen sich die Tiere mit wuchtigen Sprüngen talwärts. Zum dritten Male krümme ich den Finger und jage ihnen einen Schuss nach.

Jetzt sehe ich nur noch zwei Stück, sie bleiben stehen und kommen sogar etwas zurück. Soll ich nochmals eine Kugel in den Lauf stecken? Wieso habe ich dreimal gefehlt? Haben die Sherpas etwa mit dem Gewehr gespielt?

Klätzlich und ratlos halte ich die Kugel in der linken Hand. Alle Tiere sind nun unserem Blickfeld entschwunden. Ich kann mich nicht fassen, und schliesslich versorge ich die Kugel und gehe auf den Anschuss. Dem Jäger erkläre ich durch Zeichen, er solle nach Schweiss suchen.

Und richtig – da ist der erste rote Tropfen; ein Lungenschuss! Wie Spürhunde suchen wir das getroffene Wild. Es wird mir klar, dass ich auf zu weite Distanz geschossen habe. Vor uns dehnt sich jetzt ein neuer Talboden aus, über den zwei der Tiere flüchten. Der grosse Bock ist weidwund und kann nicht mehr weiterziehen. Eine zweite Kugel erlöst ihn von jeder Qual. Einige Meter neben ihm liegt regungslos der kleinere Hörner.

Kalter Schweiss steht mir auf der Stirne. Ich mustere die erlegten Tiere. Im Zielfernrohr erschienen sie mir nicht grösser als Rehe. Jetzt liegen Bharal so gross wie Kälber vor mir. Der grosse Bock wog dann ausgeweidet 45 Kilo, der kleinere 33 Kilo.

Ich erwache aus meinem Staunen erst, als mir der Jäger mit glühenden Augen und lachendem Gesicht die Hand schüttelt. Ich kann es fast nicht fassen, dass die beiden Trophäen mein sein sollen. Lange betrachte ich diese stolzen Wesen dieser Wildnis. Während ich sinnend und betrachtend neben den Böcken stehe, erwacht in mir die herrliche Freude, wie sie nur der Jäger kennt, wenn er nach harter und mühevoller Jagd vor seiner Beute steht.

Morgen gehen wir wieder ins Lager II am Kedarnath; vielleicht erwartet uns auch auf diesem Berg eine grosse Freude. Er ist nicht gefährlich, nur sehr anstrengend und hoch.

Im Lager sind alle gesund, mit Fleisch vollgepfropft. Mit André, natürlich auch mit allen anderen, verstehe ich mich gut. Wir haben es wunderschön. Leider vergehen alle diese eindrucksvollen, schönen Tage nur zu rasch.

Der Marsch zu den Zelten hat zwei Stunden gedauert, der Weg war beschwerlich und führte über Stock und Stein. Als wir ankamen, war der Bach ausgetrocknet, und Penoorie holte weit unten aus einer frischen Quelle Wasser im Lederränzlein, während der Shikari Wacholdersträucher zusammenraffte und ein Feuer anfachte. Plötzlich schoss Wasser durch das Bett und füllte es schon nach einer Viertelstunde bis an die Uferländer. Hoch oben hat wohl die Sonne ein Gletschertal erwärmt und Schnee zum Schmelzen gebracht, so dass wir jetzt genügend Wasser zum Bade haben.

Penoorie seift mir mit seinen knorrigen Händen den Rücken ein, bis dieser krebsrot ist. Aber jetzt, da ich mich ganz ausziehen will, um in die Fluten zu tauchen, schicke ich ihn weg zu den Zelten. Aber wenn er nicht will, versteht er auch die Händesprache nicht! Endlich geht er. Ich sitze nun gemütlich am Rande des Baches und lasse mir die Sonne auf den Buckel brennen. Wer pfeift denn diese noch nie gehörte Melodie? Es ist Penoorie, der mit dem Sack daherzieht. Wie er mich sieht, lacht er aus voller Kehle. Er geht weiter, aber schon nach zehn Schritten steht er wieder still und dreht sich noch einmal um, macht seine Studien und zieht dann befriedigt seines Weges. Was hat den Kerl wohl so interessiert, frage ich mich?

Sauber gewaschen und frisch gekleidet wie am Samstagabend zu Hause, trinke ich am lodernden Herdfeuer den Tee. Inzwischen rückt auch Frau Lohner an, sie ist jagdgerecht gekleidet und hat Gravens Spielhahnfeder auf dem Hut.

Wir steigen an der anderen Seite des kleinen Tales empor und schlendern über die hochaufgebaute Moräne dem Karchakund entgegen. Mich erinnert dieses Massiv so ganz besonders an den Lyskamm. An den fast senkrechten Flanken kleben Hängegletscher. Von dieser Seite ist der Karchakund nicht begehbar. In unserem Rücken prangt die gelb leuchtende Südwand des Shivling. Der Ostgrat scheint weniger steil zu sein, doch zweimal fällt er senkrecht ab. Kann man in dieser Höhe, in dieser sauerstoffarmen Luft, senkrechte Wände überwinden? In Gedanken suche ich nach Griffen, nach Ritzen und höre die auf Mauerhaken klingenden Hammerschläge. Gerne würden wir es versuchen; bedenkt man aber, welche Mühe und welche Zeit uns die Traversierung des Kedarnath gekostet hat, so muss man sich solche Gedanken aus dem Kopfe schlagen.

Wir sind gut gestiegen und doch erst unmerklich höher gekommen. Plötzlich eräuge ich hoch oben im Gestein einen Bharal! Es ist eine Geiss. Sichernd steht sie auf einem vorspringenden Felsblock, ihre

krummen Hörner sind kaum sichtbar. Nein, wegen einer Geiss will ich kein Schwitzbad nehmen, denn es ist noch brennend heiss.

Der Regen der letzten Tage hat den kümmerlichen Pflänzchen die Kraft gegeben, sich im Sommerglanze zu entfalten. Bescheiden, aber in klaren, rein leuchtenden Farben, blühen sie, umschwärmt von kleinen, himmelblauen Schmetterlingen. Ich photographiere, bis der Film zu Ende ist. Weiter aufzusteigen hätte keinen Sinn, denn vor uns liegt ein Trümmerfeld, eine wahrhaft unwirtliche Gegend. In guter Deckung, mit dem Rücken an einen Felsblock gelehnt, warten wir, bis die Sonne hinter den hohen Bergkämmen versinkt. Breit und unendlich weit zieht sich das Gletschertal gegen den Srikailash.

Kühl weht der Wind, die Sonne ist untergegangen, aber Bharals zeigen sich keine. Des Wartens müde und mit dem Wind im Gesicht, pirschen wir unserem Wigwam zu. Man muss nur mit Frauen auf die Jagd gehen und mit seinem Jagdglück prahlen, um sicher jede Chance zu verpassen.

Wenigstens hat uns der Shikari einen süssen, heissen Tee gebraut, und erwärmt steigen wir weiter talabwärts. Auf meine Augen vertrauend, suche ich die Halden zur Linken ab.

«Sutter, ich höre einen Bharal kommen!», ruft Frau Lohner, und schon liegen wir beide im sumpfigen Gras. Die Geiss sichert, sie äst, sichert immer wieder, dann scheint sie abzuziehen, doch nein, sie äst weiter; breitseitig auf nur 120 Schritt verhofft sie jetzt. Der Stachel fährt ins Blut, der Finger hat sich gekrümmt, und draussen ist der Schuss! In wilder Flucht stürmt das Tier über die erste, dann über die zweite Moräne und verschwindet im Steinmeer des riesigen Gletschers. Keinen Schweiss, keine Schnitthaare finde ich, die Kugel hat ihr Ziel gefehlt und nur den weichen Boden aufgerissen. Ich ziehe den Hut tief in die Stirne und wandere den Zelten zu, Frau Lohner folgt mir lautlos. Sie hat wohl die Aufregung und die Beschämung des Jägers mitgeföhlt.

MIT SUTTER AUF DER BHARALPIRSCH

von *Annelies Lohner*

Es ist schon lange mein Wunsch gewesen, mit Sutter auf die Jagd zu gehen; jetzt bietet sich hierzu Gelegenheit. Schwer bewaffnet mit Gewehr, Feldstecher und Rucksack ziehen wir los, von unserem Shikari (Jäger) begleitet. Zuerst geht es den Gangotri-Gletscher aufwärts, dann überqueren wir den Kirti-Gletscher und verfolgen hierauf ein Stück Moräne des Gangotri-Gletschers, bis wir in ein kleines Tal kommen, das hinter grünen Hängen liegt.

Als das Kedarnathlager geräumt wurde, schlugen wir zwei Zelte in diesem Tälchen auf, als Zwischenstation für die Chaukhamba-Erkundung. Es ist wirklich ein höchst romantisches Plätzchen und könnte nicht schöner sein: Berggras und Blumen, ein Bächlein, das auffallend warm ist, und ringsum die gleissenden Eisriesen, am höchsten vor uns der Karchakund. Wir lassen es uns wohl sein und erfrischen uns vor allem durch ein Bad.

Gegen 3 Uhr bummeln wir los, weiter den Gletscher aufwärts. Es ist ein strahlend heisser Tag, und Sutter will die Gelegenheit benutzen, Farbenphotos von Bergblumen zu machen. Wir finden auch einige besonders schöne Pflanzen. So vergeht die Zeit schnell, und es beginnt zu dämmern, die günstige Jagdstunde kommt. Wir marschieren wieder ins Lager, wobei wir unsere Augen nicht von den saftigen Hängen zur Linken lassen. Aber kein Tier ist weit und breit zu sehen. Im Lager verabreicht uns unser treuer, dienstbeflissener Shikari eine heisse Suppe, die wir stehend schlürfen.

Ohne Aufenthalt geht es dann weiter. Plaudernd sind wir noch keine 10 Minuten unterwegs, als ich nicht weit von unserem Standort einen Bharal erblicke, der äsend am Wasser steht. Ich rufe Sutter zu, und wie auf Verabredung lassen wir uns niederfallen. Es kommt mir vor wie im Krieg. Mäuschenstill liegen wir so, und mein Begleiter richtet das Gewehr. Das Tier wittert anscheinend Gefahr, bleibt aber ruhig an seinem Ort und schaut aufmerksam in unsere Richtung. Es will weiteräsen, schnellt aber immer wieder mit dem Kopf nervös in die Höhe. Ich muss gestehen, dass dies unerhört aufregende Momente sind.

Da, ein Schuss, das Tier springt auf die Moräne hinaus, blickt sich noch einmal um und – verschwindet! Wir eilen sofort nach, doch es ist umsonst. Das Tier hat Glück gehabt, und Sutter ist sehr enttäuscht. So schön, sagte er, sei ihm noch kein Tier gestanden, und er hat im

Himalaya ja schon einige Prachtsexemplare erlegt. Niedergeschlagen kehren wir zurück und trauern vor allem der Leber nach, auf die wir uns so sehr gefreut haben. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu den Sardinien zu greifen. Mit einem miserablen Öffner versucht der Shikari, der Büchse Herr zu werden, mit dem Erfolg, dass sich das Blech härter erweist als seine Finger. Ich pflastere ihm einen kleinen Notverband zurecht und versorge die kleine Apotheke wieder im Zelt.

Meine Augen schweifen gewohnheitsmässig nach oben, und da – fast wie ein Wunder – steht ein ganzes Rudel Tiere friedlich äsend direkt über unserem Zelt, zum Greifen nahe. Mein Herz klopft, denn noch nie habe ich Wild so nahe gesehen. Sutter holt kriechend die Flinte aus dem Zelt. Die Tiere befinden sich aber noch in einem zu steilen Winkel, deshalb muss er zuerst einige Entfernung gewinnen, um besser zum Schuss zu kommen. Ich kugele mich auch etwas zurück, nicht ohne dabei den Unwillen meines Kameraden zu erregen, der mir immer wieder Ruhe gebietet. Aber meine Abneigung gegen Waffen ist zu gross, als dass ich gerade Lust habe, vor dem Lauf zu liegen.

Nach guter Jägerart beobachtet Sutter die Tiere eine Weile und schießt dann den schönsten Bock heraus. Es ist ein perfekter Blattschuss, und das Tier bleibt nach einigen Überschlügen fast vor unserem Zelt liegen. Die übrigen stehen zuerst wie gebannt, blicken nach allen Seiten und springen dann einige Meter uns entgegen; hierauf sammeln sie sich wieder und verschwinden langsam hinter einem Grat. Es war ein herrliches Bild, die Tiere in ihren eleganten Bewegungen zu sehen.

Schnell wird der Bock ausgeweidet, ein Feuer bereitet und die Leber gebraten. Nacht ist es inzwischen geworden. Unzählige Sterne funkeln am Himmel. Freudig essen wir die frische Beute aus der Pfanne und fühlen uns wie im Reiche Karl Mays. Lange noch klang dieses Jagdglück in uns nach, und Sutter versprach mir begeistert, mich wieder mitzunehmen.

Anderntags früh um 5 Uhr geht es wieder los. Schon vom Zelt aus sehen wir ein Rudel, wahrscheinlich dasselbe von gestern abend, aber viel weiter entfernt. Oft kann man stundenlang die riesigen Hänge abgehen, ohne ein Tier zu erblicken, doch hier kommen sie einem sozusagen ins Haus spaziert. Sutter will aber in eine andere Richtung. Wir gehen und schauen, stolpern über Steine, waten durch Bäche, eine gute Stunde lang. Vor mir der Meister; ich, das Fernglas tragend, wie ein Lehrbub hinter ihm. Die Gegend ist wild und felsig, und es würde mich nicht wundern, wenn plötzlich ein Bär vor uns stände. Bärenspuren haben wir ja immer wieder gefunden.

Wir geben für diesen Tag schon fast die Hoffnung auf, als ich plötzlich nochmals einen Bharal vor mir sehe, wie er aus den Felsen unbeweglich uns entgegenstarrt. Die Tiere haben eine fast wunderbare Schutzfarbe, die sie von den Felsen kaum unterscheiden lässt. Wieder ein kurzes Jagdmanöver, und auch dieser Schuss sitzt!

Wir haben eine riesige Freude, unseren Freunden und den Sherpas zwei Tiere bringen zu können. Frisches Fleisch ist bei unserer Ernährung hier höchst willkommen und gefragt. Schon oft sagten wir uns, dass wir ohne unseren Jäger nicht so zufrieden wären. Graven zerteilt dann die Tiere fachmännisch und lagert sie in unserem natürlichen Gletschereiskasten.

Für mich sind diese Jagdgänge herrliche Erlebnisse gewesen. Als grosse Tierfreundin wollte ich früher von der Jagd nie etwas wissen. Aber im Himalaya empfinde ich es selbstverständlich und natürlich, besonders wenn so weidmännisch gejagt wird, wie es Sutter tut.

SATOPANTH — EIN SIEBENTAUSENDER!

von Alfred Sutter

Wir haben diese Nacht auf den 31. Juli recht und schlecht unter Zelten verschlafen, durch die beständig Wasser rieselte. Der Morgen bricht trübe an, das Wetter verspricht nichts Gutes. Wir machen uns trotzdem auf den Weg. Wie ich den Sack umhänge, scheint er mir nicht schwer, aber in der Steigung drückt er mich fast zu Boden. Durch den Unfall am Kedarnath haben wir zwei Sherpas weniger, die nicht mehr ersetzt werden konnten. Sie fehlen uns auf Schritt und Tritt. Übrigens haben wir Nachricht, dass es unserem Wangdi ganz gut gehe.

Ich ziehe mit Graven gemächlich voraus. Er geht seine grossen, gleichmässigen Schritte und quert wegekundig den bereits ausgekundschafteten, zerrissenen Gletscher. Zweimal muss er über Eisbrüche Stufen ins blanke Eis schlagen, wobei ich wieder einmal seine unvergleichliche Eistechnik bewundern kann. Sobald ich bei ihm bin, befestigt er sein Seil, damit die Sherpas gefahrlos nachkommen können. Bald gelangen wir an steilen, schuttbedeckten Fels.

Ununterbrochen lösen sich Steine und kollern auf den Gletscher hinunter. Um sicher zu gehen, schliessen wir eng auf. Jetzt führt

Dittert, umgeht einen Bruch und erreicht über weichen Schnee den Grat. Dieser hängt über meterhohe Eiszapfen, durchscheinend wie Glas, bedrohlich glitzernd im Sonnenlicht. Bald aber hüllt sich unsere Umwelt in wallenden Nebel, und wie wir über die Kante aufsteigen, fällt Graupenschnee. Dabei ist es fast unerträglich schwül; der Satopanth will uns alle Kraft nehmen.

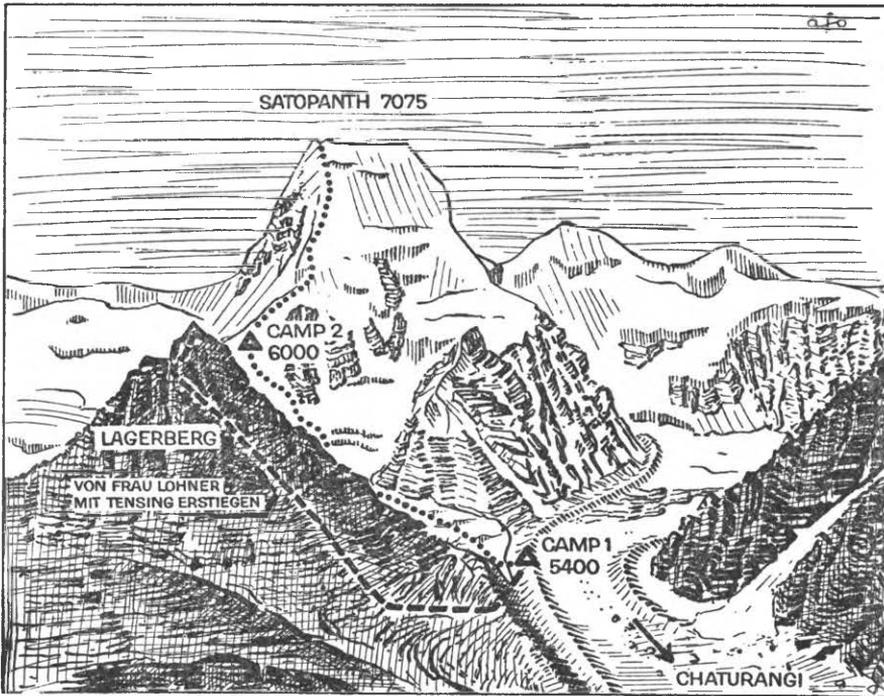
In 3 Stunden 40 Minuten legen wir den Weg von Lager I zu der Stelle zurück, wo wir Lager II aufbauen wollen. Wir sind auf der Ostseite des Grates, der mit Eis und Schnee überdeckt ist. Dem Grat entlang bis zu einem kleinen Felsgipfel im Norden zieht sich ein schmales, abfallendes Geröllband hin. Es ist gerade breit genug, um in gleicher Richtung den Zelten, eines hinter dem andern, Raum zu geben. Mit den Pickeln hauen wir kleine Terrassen, gross genug für die Zelte, heraus. Die arbeitsfreudigen Sherpas stellen sodann die Zelte rasch auf. Es schneit immer noch, und ich drücke mich zu Graven unter das Zelt.

Der Satopanth beherrscht jeden Gedanken. Graven meint, der Grat müsse zuvor gehackt werden, wenn wir an einem Tage den Gipfel erreichen sollen, denn es werde steile Eisabsätze geben.

Den Nachmittagstee schlürfen wir mit Butter, Konfitüre und Knäckebrot bäuchlings liegend ein, die Ellbogen im Schutt verankert. Eine Portion rieselnder Schneeflocken muss dabei mit in Kauf genommen werden. Mählich dringt aber doch die Sonne durch den Nebel, und nun machen sich Roch, Dittert und Tenzing am Grat zu schaffen, um die Stufenreihe für morgen vorzubereiten. Bald entschwinden sie hinter Nebelfetzen unsern Blicken.

Unter uns dehnt sich östlich ein riesiger Gletscher, der wie mit Messern zerschnitten ist. Die Flanke unseres Grates ist höllisch steil. Ich sehe nur einige Meter Schutt vor mir und dann tief unten den Gletscher. Von Zeit zu Zeit schimmert durch die Nebelschwaden der Gipfel des Satopanth. Seine Silhouette stürzt fast senkrecht auf den Gletscher hinunter. Die Freunde kommen zurück, und allmählich senkt sich die Nacht über diese wilde Urlandschaft. Der Mond taucht sie in Silberblau und verstärkt die Schlagschatten der Felsen zu unheimlicher Schwärze. Mit sorgenden Gedanken um den kommenden Tag schlafe ich ein.

Das Blendlicht einer Taschenlampe weckt mich aus einem traumwirren Schlaf. Es ist 3 Uhr morgens. Der lange Graven, der neben mir wie ein Holzschiefel liegt, wird lebendig. Im engen, luftarmen Zelt beginnt er sich anzuziehen, bald krümmt er sich, dann stopft er, sich



herumwühlend, seine Füße in zwei Paar Strümpfe, legt brummend die wulstige Daunenweste, dann Hose und Windjacke an, stülpt die Zipfelmütze über den Kopf. Jetzt muss er sich wieder für eine Weile atmestraubend hinlegen.

Wie aufgeblähte Kröten auf den Steinen hockend, frühstücken wir beim schwachen Licht einer Lampe. Dann werden die Steigeisen angeschnallt, und angeseilt treten wir in die Dunkelheit hinaus. Im Schnee sind die Spuren von gestern abend sichtbar. Der Himmel ist wolkenlos, das Wetter macht uns keine Sorge. Dittert führt und hat bald den ersten Schneeang hinter sich. Er geht den Grat an, überquert eine grosse Spalte und lässt die Kante rechts liegen. Auf der Ostseite des Grates zieht sich ein Felsband hin. Bald über Platten, bald wieder über Schnee, kommen wir verhältnismässig rasch durch die steil abfallende Flanke.

In der ersten Morgenhelle sehen wir die Zinnen unbekannter Berge im fahlen Lichte sich vor uns heben, während die Täler noch in dunkler Nacht liegen. Über tief ausgehackte Eisstufen traversieren

wir eine exponierte Stelle. Unter uns ist wirklich nur mehr Luft. Die den Hang tragenden Felsen sind überhängend, und Eis und Schnee versperren uns den Weg. Es gibt keine andere Möglichkeit, als den scharfkantigen Grat zu nehmen. Graven fasst den Pickel fest in die Faust, und seine Schläge hallen weit in die Morgenfrühe hinaus. Er leistet mühevollen Arbeit, vergisst dabei ganz die atemraubende Höhe und die uns noch erwartenden Strapazen. Wir sind die Nutzniesser und können rasten, während er sich für uns abrackert.

Eissplitter spritzen nur so durch die Luft, rieseln in unsere Schuhe und füllen die geschlagenen Stufen wieder voll. Ich stehe jetzt mit offenem Munde da und frage mich, wie wir da weiterkommen sollen. Der Grat ist links überwächtet, rechts liegt weicher Schnee auf hartem Eis, und zu beiden Seiten fällt der Grat erschreckend steil ab und verflacht sich erst 1000 m tiefer unten.

Aber Graven lässt mir keine Zeit für Überlegungen. Er geht in die westliche Flanke hinaus. Mit der Haue schiebt er den Schnee weg und hackt dann die Stufen in das Eis. Aber immer wieder zwingt ihn die Steilheit hinauf auf den Grat. Er prüft die andere Seite, sichert, und schon findet er eine gute Stelle, um über die Wächte hinüberzukommen. Dabei bleibt er hart am Grat, schlüpft unter einer Wächte durch, wobei die fallenden Eiszapfen klirrend in tausend Splitter zerschellen. Nicht ein einziges Mal wird Graven unsicher.

Nach einer Stunde schwerer Arbeit hat er den Grat gemeistert. Die Füße sind mir vom langen Stehen eiskalt geworden, während die Sonne jetzt unsere Körper wohligh anstrahlt. Wir schalten eine Rast ein und betrachten die imposanten Talkessel zu beiden Seiten. Aber unser Weg ist noch weit. Wir versuchen die Stunden für den Aufstieg abzuschätzen, doch die Meinungen gehen sehr auseinander. So nimmt Roch entschlossen das Seil und stapft den Schneehang empor. Er steigt so rasch, dass ich mich anstrengen muss, um Schritt halten zu können.

Den ersten Buckel hätten wir nun unter uns! Es wird wieder eine kurze Rast eingeschaltet. Dann darf ich an die Spitze der Seilschaft. Ich spüre auf einen grossen Felsblock zu, der aus dem Schnee ragt. Ich atme intensiv und regelmässig und versuche, nicht an die Entfernung zu denken. Ein kühler Ostwind bringt viel Sauerstoff und erleichtert unsern Aufstieg. Trotzdem aber kommt es mir vor, als käme ich dem Felsblock überhaupt nicht näher.

Endlich haben wir den Felsblock erreicht und ruhen eine Weile, auf unseren Rucksäcken hockend. Aber Roch wird ungeduldig und

will bald weiter; Dittert führt jetzt. Die etwas krummen Beine des kleinen, aber starken Mannes hinterlassen dabei eine sonderbare Spur. Der Schnee zwischen dem Fels wird zusehends tiefer. Roch löst Dittert ab und stürmt mit einem Elan ohnegleichen aufwärts, als wären es nicht 7000 m über dem Meer. Ich muss noch fester Atem pumpen, um Schritt zu halten. Aber plötzlich gibt es eine Kunstpause, denn Roch versinkt im tiefen Schnee und braucht etwas Zeit, um sich herauszuarbeiten.

Doch auch seine Kräfte sind nicht unerschöpflich. «Je suis claqué», erklärt er bald, und die Anstrengung zwingt uns wieder eine Weile auf unsere Säcke nieder. Graven braut zum Trost einen Kaffee, und obschon wir keinen Zucker haben, labt uns der Trank und stärkt aufs neue Muskeln und Willen.

Graven will nun spuren; ich lasse ihn aber nicht und quere selbst durch den Schnee, der immer tiefer wird, nach links. Über den Gipfelgrat wirbelt der Wind Schneefahnen in die blaue Luft. Bis zur überhängenden Wächte will ich noch vorangehen, dann soll bis zum Gipfel Graven wieder die Führung übernehmen.

Ich will gerade den Steilhang anschneiden, da hält Graven mich zurück. Er fragt Roch, ob er den Hang für begehbar und die Schneedecke für sicher genug halte. Roch, der Experte vom Schnee- und Laweninstitut, macht eine Schneeprofilprobe und schüttelt bedenklich das Haupt: «Es ist eine Sauerei.» Nun, da der Gipfel zum Greifen nahe liegt und nur noch ein Höhenunterschied von etwa 150 m uns von ihm trennt, droht uns die Gefahr einer Lawine aus Schwimmschnee.

Während uns noch eine verzweifelte Ratlosigkeit erfüllt, schreitet Roch tollkühn zur Tat. Er seilt sich ab und geht allein, Schritt für Schritt prüfend und sichernd, voran. Wir warten atemlos in der illusorischen Deckung eines Felsblockes, den wir an Grösse weit überragen.

Das Wagnis gelingt! Roch steht auf dem Gipfelgrat in Sicherheit, und wir können in seine Spuren treten. Dankerfüllt drücken wir dem Schneidigen die Hand und seilen uns wieder an. Roch ist natürlich todmüde, aber über seine Körperkräfte hinaus verfügt er über eine erstaunliche Willenskraft, und nach kurzer Zeit ist er wieder imstande, weiterzugehen.

Auf dem Grat reihen sich vier weisse Gipfelwächten aneinander. Wo ist da der höchste Punkt? Graven hat die Frage schon entschieden. Er klopft den balligen Schnee aus den Steigeisen und geht weiter. Er traversiert die Flanke des ersten Gipfels, dann nähert er sich ganz vorsichtig dem Grat und prüft mit dem Pickel seine Tragkraft. Mit seinen

grossen Schuhen furcht er sodann Stufen in den messerscharfen Schneeegrat. Zu beiden Seiten gähnen unergründliche Tiefen; der Fuss tritt im nachgebenden Schnee nicht ganz sicher auf, aber es geht und ich kann Dittert und Roch nachfolgen lassen.

Noch einmal hackt Graven eine kleine Traverse, und dann – stehen wir auf dem Gipfel des Satopanth, 7075 m hoch! Es ist 14 Uhr; zehn Stunden hat uns der Aufstieg gekostet.

Der grosse Augenblick ist gekommen. Das Gefühl der ersten Minuten ist unbeschreiblich. Genugtuung, Dankbarkeit, Rührung mischen sich mit Jubel und sprengen fast die Brust. Ein Glücksgefühl sondergleichen! Man möchte die ganze Welt umarmen!

Um uns grüsst feierlich, aber nicht mehr dräuend, eine Gipfel-landschaft, wie sie aus dieser Höhe und mit festem Boden unter den Füssen wohl selten Menschenwesen zu sehen bekommen. Der Chaukhamba, der Kamet – wer nennet alle die Namen? Eine erhabene Versammlung der höchsten Berge der Welt blickt uns an, und wie in einem Kindermärchen haben die Zwerge über die Riesen gesiegt!

Mit einem Hoch auf die ferne Heimat wird die Schweizer Fahne, unser teuerstes Symbol, zum Geburtsfest unseres Landes auf dem Gipfel des Satopanth aufgepflanzt!

Der Abstieg verläuft unter günstigen Verhältnissen gut. Rasch sind wir wieder am Schneeegrat. Roch geht bis zur Wächte, durchhackt sie und setzt sich auf die andere Seite des Grates. Dann geht Graven stufentretend als erster hinunter. Die Hitze wird fast unerträglich, da wir durch nassen Schnee auf die steile Südflanke gelangen.

Jetzt wird ein kleiner Halt gemacht. Ich koche Kaffee, und währenddessen hackt Graven eine kunstgerechte Abseilstelle zurecht und lässt uns dann über das blanke Eis abgleiten. Alle Schwierigkeiten sind nun überwunden, und müde, todmüde, trotten wir bis zum Lager II, das wir um 6 Uhr abends erreichen. Das war Bergsteiger-glück und Erfüllung einer grossen Sehnsucht am 1. August 1947.



Beim zweiten Versuch der Ersteigung des *Kedarnath* stürzte der Chef-Sherpa *Wangdi Norbu* auf dem Wächtengrat ab und riss *A. Sutter*, an dessen Seil er ging, mit. (Rechts oben am Bildrand der weisse Pfeil gibt ungefähr die Absturzstelle an; links unten im kleinen, weissen Kreis die Abgestürzten, stehend *A. Sutter*, vor ihm liegend und schwer verletzt *Wangdi Norbu*; in der linken, oberen Bildecke eine Lupenansicht. Das Bild wurde von den Kameraden beim Abstieg zur Bergung gemacht)



Oben: Unter ungeheuren Anstrengungen wird der schwerverletzte Sherpa über steile Eishänge, Spalten und Schründe abgeseilt; unten: die Sherpas transportieren Wangdi Norbu über den Kirti-Gletscher zum Basis-Lager



Das letzte Stück tragen die Sherpas ihren Chef
(von links: Ang Tenzing, Arjeeba, Tenzing)



Links: *A. Graven* trinkt seine geliebte Ovomaltine; das Gespräch mit *Sutter* geht um die Vorstöße in den nächsten Tagen; unten: *A. Sutter* nach dem Absturz; die verletzten Hände bereiten ihm wegen langwieriger Eiterungen starke Schmerzen

Tafel 20



DER 1. AUGUST AUF DEM SATOPANTH-GLETSCHER

von Annelies Lohner

Ich sitze vor meinem Zelte im Sonnenglast eines festlich schönen Tages, wie er uns schon seit Wochen nicht beschieden war. Mein Höhenmesser zeigt 5400 m. In dieser Höhe haben wir unser Lager rittlings auf dem riesigen Gletscherstrom neben Eis- und Fels-trümmern aufgeschlagen, die wie erratische Blöcke aus den Firnenfeldern des Satopanth hierher verschlagen worden sind. Dieser Gletscherboden ist wohl an sich kein guter Platz für unsere Zelte. Tenzing, mein Sherpa, meint dies vielleicht, wenn er sagt: «Not too good, not too bad.»

Aber sein Auge ist wohl zu nüchtern, um all die Schönheit zu trinken, die der weite Gletscher- und Felszirkus uns bereitet. Zu meiner Rechten türmt sich der Vasuki Parbat in den Himmel, ein zauberischer Riesenkristall, mit der imposanten Krone eines hängenden Gletschers überkrustet. Schräg gegenüber steigt raketenhaft eine Felspyramide auf, von der beständig Steinlawinen donnern, so dass es wie nach Granateneinschlägen in grauen Staubwolken aus den Felswänden raucht.

Der Satopanth aber steht in königlicher Hoheit da und wie von zwei Leibwächtern flankiert. Diese beiden sind stotzige Felsriesen, und von jedem strebt ein steiler Schneeegrat zum Gipfel hinauf. Darunter liegt ein Lawinengebiet par excellence, das mit wilder Steilheit zum Gletscher abfällt.

In schwindelnder Höhe sehe ich über mir auf weissem Hintergrund vier schwarze, bewegliche Punkte. Es sind meine Gefährten Graven, Roch, Dittert und Sutter, die eben einer Felspartie zustreben. Ich verfolge gespannt jede ihrer Bewegungen und versuche, die Distanzen abzuschätzen. Sie haben meiner Berechnung nach zeitlich einen guten Vorsprung, und wenn sie das Tempo durchhalten, scheint ihnen das Ziel sicher zu sein. Das Prachtswetter begünstigt sie. Auf dem Gipfelgrat treiben Schneefahnen ein lustiges Spiel, und es muss oben sehr kalt sein, aber Kälte ist den Besteigern sicherlich lieber als entnervende Hitze.

Nachdem sie gestern losgezogen waren, unternahm ich noch vom Camp aus einen kleinen Anstieg zu einem zirka 5700 bis 5800 m hoch gelegenen Punkt, der in einigen Stunden gut zu erreichen war. Ich dachte mir den Ausflug als ausgesprochene Phototour. Und wenn es

auch keine schwierige Kletterei war, so gab es doch nirgends einen festen Tritt und nur lose Felsbrocken, die man überspringen musste und die einem dabei ausser Atem brachten.

Ich hatte es gut gemeint, aber der Satopanth wollte es anders. Er zog seine Brauen zusammen, verfinsterte seine Stirn und liess eine Schnee- und Regentaufe auf uns los. «Photographieren verboten», hiess das offenbar in der Sprache des Berggeistes, als wären wir auf untersagtem Festungsgebiet. Zumindest liess ich mich nicht von der Erreichung des angestrebten Punktes abschrecken und baute mit Tundu, dem mich begleitenden Sherpa, einen Steinmann als trotziges Wahrzeichen menschlicher Widerborstigkeit.

Gegen Abend klärt es wieder auf. Um 1 Uhr nachts weckt mich die Kälte, mein Thermometer zeigt -12 Grad. Ich trete vor das Zelt, und da verschlug es mir den Atem, zur Abwechslung nicht wegen Sauerstoffmangel, sondern vor der Pracht des Anblicks. Die Welt ist wie zu einem Traum geworden, gewoben aus dem Mattsilber einer Vollmondnacht, und die Berge stehen wie in einem verzauberten Märchentempel, an dessen Decke die Sterne farbige Lichtfunken versprühen.

Schnell schlüpfte ich in den Daunenanzug und hole mir die Sternenkarte, die ich gerade mit der letzten Post von daheim bekommen habe. Aber diese Regung menschlichen Erkenntnisdranges kann nicht lange anhalten, denn die Kälte fällt mich grimmig und bissig an und treibt mich kleines Menschlein aus dem Paradies der Wundernacht in den erbärmlichen Schlafsack zurück.

Schlafen kann ich freilich auch trotz Zelt und Schlafsack nicht mehr, denn die Kälte peinigt mich zu sehr. Ich schöpfe daraus wenigstens den Trost und die Gewähr, dass ein prächtiger Morgen heraufzieht, der den Freunden, die mehr als 1000 m höher biwakieren, einen herrlichen Tag zum Gipfelsieg bescheren wird.

Und so kommt auch wirklich der 1. August, unser Nationalfeiertag, strahlend heraufgezogen, und es ist so klar, dass ich meine Freunde in hoher Ferne auf ihrem schwierigen Anstieg beobachten kann. Bald entschwinden sie allerdings eine Zeitlang meinen Blicken, und so benützte ich die Pause, meine Spannung zu lockern und mit Tundu das Mittagessen zu besprechen. Trotz Nationalfeiertag fällt es nicht sehr üppig aus; einige Sardinen und etwas Tee, das ist alles.

Die diplomatischen Verhandlungen mit Tundu sind freilich etwas schwierig, da er nur tibetisch spricht und vom Englischen lediglich das «yes» kennt. Ich versuche es mit einem Gemisch von Englisch

und Hindustanisch, mit dem Erfolge, dass Tundu zwar «yes» sagt, aber das Gegenteil von dem tut, was ich wollte. Der gute Wille muss eben für die Tat langen.

Immer wieder erhebt sich der Blick zu den Gefährten oben, und es glückt mir, sie auf einem Schneefeld zwischen Felsen zu entdecken. In schnurgerader Linie steigen sie aufwärts. Es ist aufregend, zu sehen, wie diese starke Seilschaft ihrem Ziel entgegenstrebt. Wird es glücken? Es muss, und es muss! Ich werde keine ruhige Minute mehr haben, bis ich sie nicht auf dem Gipfel sehe.

Hätte Graven sich dies vor einem Jahr träumen lassen, als wir am gleichen Tage zur Hörnlühütte aufstiegen, dem Furggengrat zu? Hätte er es auch nur entfernt für möglich gehalten, dass er ein Jahr später am gleichen Tage die Siebentausendmetergrenze überschreiten würde? Wir waren in den letzten Jahren an unserem Nationalfeiertage immer irgendwo auf einem Gipfel, und ich wäre glücklich, wenn er den grossen Tag mit einem Bergsieg über seinen ersten Siebentausender krönen könnte.

Inzwischen hat die Sonne den Zenith erreicht, und die Freunde scheinen nicht mehr weit von ihrem Ziel. Auch die beiden Sherpas Tundu und Skikari verfolgen mit Spannung den Aufstieg und versuchen, mir durch Gesten und Freudenlaute ihre Anteilnahme zu bekunden. Ich erkenne gut die sich bewegenden Punkte und sehe sogar die Spuren auf dem Schneefeld.

Jetzt erreicht die erste Seilschaft den Gipfelgrat, die zweite folgt nach. Es ist 1 Uhr. In den Augen wird's mir heiss und nass.

O Freunde! Von eurer stolzen Höhe könnt ihr nun Gedanken und Wünsche in die ferne Heimat senden. Jetzt ist wohl der Augenblick, da ihr mit müder Hand, aber stolzen Herzens die Schweizer Fahne auf einem der höchsten Gipfel der Erde einpflanzt. Mein Herz fliegt euch zu, mein ganzes Sinnen ist bei euch, und während die rote Fahne knattert und das weisse Kreuz durch die Lüfte blinkt, umarmt ihr im Geiste alle Lieben in der teuern Heimat.

KALINDI KHAL UND KALINDI PEAK

von René Dittert

Im Lager Nandanban herrscht ein aufgeregtes Durcheinander. Überall liegen Kisten und Säcke herum, die unsere lärmenden Kulis, die gestern von Harsil heraufgekommen sind, auf ihre Rücken laden werden. Die Sherpas sind mit den allerletzten Anordnungen für den Aufbruch beschäftigt. Sie verteilen die heiss umstrittenen leichteren Ladungen. Ich beobachte die Kulis, die uns drei Tage lang begleiten sollen. Die meisten sind sehr ärmlich gekleidet, ihre Schuhe durchgelaufen. Einer von tibetischem Typ mit langem, schwarzem Haar, fleischigem Mund und mächtigen Kiefern, will sich absolut nicht photographieren lassen! Ein anderer, in Fetzen gekleidet und mit einer dreckigen Sturmcappe als Kopfbedeckung, trägt seine Schuhe sorgsam in der Hand, damit sie ja nicht abgenützt werden! Alle sehen höchst bedauernswert aus, jedoch klagt keiner über sein wenig beneidenswertes Los; sie sind sogar recht glücklich mit dem, was sie haben. Es scheint mir unfasslich, dass diese lächelnden Männer, ausgemergelt, wie sie durch das harte Leben sind, den täglichen Kampf gegen den Hunger, den Dürre oder Überschwemmungen ihnen immer wieder bringen, stundenlang in so schwierigem Gelände so schwere Lasten werden tragen können. Diese Männer essen nur einmal im Tag, und das ganze Mahl besteht aus einer Handvoll Mehl, das mit lauwarmem Wasser angerührt wird. Wenn es genug Holz gibt, bereiten sie sich Chapatis. Bietet man ihnen jedoch Fleisch an, dann nehmen sie es mit Freuden!

Um 8 Uhr des 11. August ist alles bereit, und wir brechen das Basislager von Nandanban ab. Diesmal gehen wir endgültig fort und verlassen damit das Gangotri-Becken für immer. Unsere Sherpas haben sich selbst übertroffen, und wir sind froh, so früh aufbrechen zu können. Der Himmel ist weiterhin bedeckt. Wir folgen den Moränen entlang dem Chaturangi-Gletscher. (Chaturangi ist ein Hinduwort und bedeutet «Vier Farben».) Ich bin erstaunt, wie gut der Name zu diesem Gletscher passt. Er ist nämlich von Moränen bedeckt, wovon die mittlere aus weissem Granit ist; die anderen hingegen sind schwarz, gelb und vanillefarbig. Diese letzte Moräne reicht sehr hoch an den Berghängen, die den Gletscher einrahmen, hinauf und ist harmonisch abgestimmt zum glänzenden Weiss des Schnees, der die höchsten Spitzen bedeckt.

Einige Aufhellungen ermöglichen uns, den frisch verschneiten Bhagirathi zu bewundern. Unsere Kulis schreiten gut vorwärts, denn der Weg ist vorzüglich; nur die Traversierung des wilden Vasuki-Gletschers verlangsamt ein wenig das Tempo. Um 12 Uhr erreichen wir unseren alten Lagerplatz von Chaturangi, wo wir einen Teil des Materials und der Ausrüstung zurückgelassen haben.

Nachmittags regnet es, jedoch ist alles schon unter Dach, auch die 25 Kulis, die im grossen Zelt, wo wir sonst unsere Mahlzeiten einnehmen, leidenschaftlich dem Kartenspiel frönen. Am Abend herrscht darin ein penetranter Geruch, der nicht mehr derjenige der Küche von Tenzing ist . . .

Schon vor 6 Uhr früh stehen wir auf, und schnell sind die Vorbereitungen erledigt. Als wir im Begriffe sind, die reizende Lagerwiese mit dem klaren Bächlein zu verlassen, weigern sich mehrere Kulis, weiter zu gehen und klagen über verschiedene Gebrechen. Wir teilen Schneebrillen aus, andere bekommen Pillen, und so bringen wir es schliesslich so weit, dass nur zwei Kulis uns verlassen.

Wir müssen jetzt die Mündungen des Sundar- und des Suralaya-Gletschers, die in den Chaturangi-Gletscher einfließen, überqueren. Roch und ich umgehen zahlreiche Höcker, um den Kulis den Weg zu erleichtern. So brauchen sie sich nicht selber den Weg zu suchen zwischen diesen mächtigen, schuttbedeckten Eishügeln, deren loses Geschiebe unter den Füßen nachgibt und den Marsch sehr ermüdend macht. Bei einem jadefarbenen Eissee halten wir eine kurze Rast. Die Ufer sind tief eingeschnitten, und dunkle Felsenhalbinseln mit schroffen Eiswänden spiegeln sich im klaren Wasser.

Wir sind zwar rechtschaffen müde, jedoch heisst es durchhalten, denn unser Sirdar hat uns gebeten, heute so weit als möglich zu marschieren, denn morgen würden sich die Kulis vielleicht weigern, auch nur einen Schritt mehr mitzukommen. Also gehen wir weiter, auf und ab, dann an Hängen entlang, wo der Kies unter den Füßen elendiglich nachgibt, bis zum Kalindi-Gletscher. Am Nachmittag finden wir endlich einen günstigen Standort zwischen den Moränen, wo die Zelte aufgestellt werden; der Boden ist zwar ziemlich hart, aber was tut's! Die Nacht verbringen wir gut, obschon es auch sehr kalt ist.

Der Himmel des 13. August ist klar, und es friert. Die ungenügend bekleideten Kulis haben das Ganze übersatt und wollen umkehren. Lange Palaver sind nötig und viele Überredungskünste, um sie dazu zu bringen, doch weiter zu marschieren. Wir müssen trachten, sie so weit als möglich zu lotsen. Jetzt sollen wir den Kalindi-Gletscher über-

queren, und das passt ihnen schon nicht. Erst als ein Beherzter sagt: «So gehen wir doch!», folgen sie alle. Wir kommen gut durch zwischen den vielen «Büsserinnen» (bis 2 m hohe, spitze Gebilde aus besonders weissem Schnee, der weniger schnell schmilzt als der andere; die Sonne meißelt sie sozusagen aus dem Schnee) und tiefen, noch zugefrorenen Spalten. Trotz aller Vorsicht brechen einige der Kulis ein und nehmen unfreiwillig kalte Fussbäder. Das macht ihnen aber nicht viel aus; sie schütten das Wasser aus ihren leichten Sandalen und gehen weiter. So viel Gleichmut setzt mich in Erstaunen.

Während des Marsches ist die Sonne langsam am Himmel gestiegen, und plötzlich steht sie über einem hohen, weissen, ganz zerfurchten Grat: der Mana Parbat. Angenehme Wärme ermutigt uns, und die Kulis lassen sich jetzt leicht überreden, noch weiter zu gehen. Am Rande des Gletschers, dort, wo sich Seracs türmen, und am Fusse der letzten Hänge, die zum Kalindi Khal führen, werden die Lasten abgelegt. Wir rufen die Kulis der Reihe nach vor, zahlen sie aus und danken ihnen. Befriedigt machen sie sich auf den Heimweg.

Der Himmel hat sich inzwischen langsam bedeckt, leichte Nebel ziehen über den Gletscher und steigen die glänzenden Hänge des Chandra Parbat hinan. Dann kommen schwere Wolkenmassen in den Kerben zwischen den Gipfeln zum Vorschein, vergrössern sich wuchtig und verdecken nun die letzten blauen Flecken des Himmels, die uns soeben noch zulächelten. Das Licht trübt sich; immerhin regnet es noch nicht.

Am frühen Nachmittag ist die Passhöhe erreicht. Die Sherpas machen ebenfalls zum erstenmal diesen Übergang. In weniger als einer Stunde gelangen wir zum Grat, der die Grenze zwischen Tehri-Garhwal und Garhwal bildet. Der Wind hat die Wolken einigermassen vertrieben, und wir können unseren Weg auf der Ostseite des PASSES auskundschaften. Sanft senken sich weite Gletscher gegen das Tal hinab, das wir noch schwach erkennen können. Schon spiegelt uns unsere Phantasie das Grün der Wälder und bunte Blumenpracht vor. Es ist kalt, und leichte Schneeflocken tanzen durch die Luft, als ich mich in mein Zelt zurückziehe. Ich wickle mich behaglich in meine «Federn» ein und träume vor mich hin, während ich auf den Schlaf warte, der sich in diesen Höhen oft nicht sehr bald einstellt. Vor meinem geistigen Auge tauchen die verschiedenen Lager auf, in denen wir oft angenehme, ruhige, aber auch lange und bange Nächte verbracht haben. Von jedem dieser Lager bewahre ich jedoch eine leuchtende Erinnerung, die nie verblassen wird. Da ist das Lager II

am Kedernath unter den überhängenden Felsen! Die Kälte war beissend, allen schmerzte der Kopf wegen der Höhe, dazu waren wir zu dritt wie Sardinen im Zelt verpackt. Alle warteten elend und ungeduldig auf den Morgen, der uns erlauben würde, abzusteigen, auf dass sich das eiserne Band um die Stirne löse, die Lungen wieder frei atmen könnten! Und die Nacht auf 6200 m in der Gletscherspalte! Und diejenigen am Fusse der Wand des Chaukhamba, wo es so feucht war und die kein Ende nehmen wollten! Dann die grauen Morgendämmerungen, die Schneehimmel . . .

Aber auch an die behaglichen Lager denke ich, an die warmen Nächte, die blumigen Wiesen von Nandanban und im Shivling-Lager. Ja, ich denke jetzt ganz besonders gern daran, da uns wieder Schnee und Felsen umgeben. Ich kuschele mich noch tiefer in meinem Sack und schlafe sanft ein.

Über Nacht hat es geschneit, und der Himmel ist grau. Heute müssen die Sherpas zweimal den Weg zum Pass machen, um den Rest unserer Habe hinaufzubefördern. Im Himalaya stellt eine Passüberquerung ganz andere Anforderungen als etwa in den Alpen. Hier muss man alles, aber auch alles, was der Mensch zum Leben braucht: Zelt, Schlafsack, Material, Proviant, Küche, Apotheke und weiss der Kuckuck was noch mit sich schleppen, denn man findet rein nichts vor. Das Land ist so einsam, dass man die leisesten Spuren eines Biwaks, etwa eine verrostete Konservenbüchse, die ein Topograph zurückgelassen hat, mit grosser Freude begrüsst! Da die Kulis nicht über die Schneegrenze steigen, müssen wir vom Lager III aus die ganze Ladung zum Pass hinauf, und dann auf der anderen Seite bis zu den Moränen hinuntertragen. Unsere Sherpas transportieren so 25 Kisten und Säcke. Wir helfen so gut wir können mit und tragen gerne und gut 20 Kilo, während sie sich aus 40 nicht viel machen! Auf dem Pass verteilen Tenzing und seine Kameraden das ganze Zeug auf 16 Lasten; so müssen sie nur einmal zurückkommen.

Während sie diese mühevollen Arbeit verrichten, versuchen wir Punkt 6102, der den Pass im Nordwesten überragt, zu besteigen. Der Grat, der zu dieser Felsspitze führt, ist schmal und vorerst leicht zu nehmen. Dann kommen mehrere Türme, die wir umgehen. Der Fels ist schlecht und zwingt zu grösster Vorsicht. Vor dem Gipfel traversieren wir eine steile, exponierte Wand. In dieser Höhe sind alle Anstrengungen höchst mühsam, so dass wir nur langsam vorwärts kommen. Oft müssen wir anhalten, um wieder zu Atem zu kommen und den Organen ein normales, regelmässiges Funktionieren zu ermöglichen.

Die letzten Meter bieten keine grossen Schwierigkeiten mehr, und bald stehen Alfred Sutter, André Roch und ich auf der luftigen Spitze, deren Flanken zerfurcht und wild abfallen. Wir taufen den Berg Kalindi Peak. Hoch über dem Kalindi-Gletscher stehend, bewundern wir die zahlreichen «Büsserinnen» unten, die an eine Herde weisser Schafe gemahnen. Die Wolken ziehen auf halber Höhe hin, die höchsten Berge sind unsichtbar, nur die grossen Gletscher, die sich wie ungeheure Schlangen einen Weg durch diese lebhaft gefärbte Bergwelt bahnen, und die Tiefsicht, die wir von der Höhe aus geniessen, ermöglichen uns, die gigantischen Massstäbe des Himalayas abzuschätzen.

Auf dem Pass erwarten uns die Sherpas; schnell steigen wir zu ihnen ab und beginnen den Abstieg in das Garhwal hinunter, das heute (14. August) noch britisches Territorium ist, morgen Dominion sein wird.

Der Schnee ist tief, und die Sherpas haben sichtlich Mühe, vorwärts zu kommen. Eine Felsrampe erlaubt uns, den Schnee zu verlassen, jedoch wird uns bald eine Überraschung zuteil: Nach dem Fels erwartet uns ein erdbedeckter Eishang, und wir müssen Stufen schlagen. Ein Sherpa geht vor, gleitet aus und schlittelt ganz hinunter. Wir müssen ein Seil spannen, um den Abstieg zu erleichtern. Eine gute Stunde vergeht, bis alle wieder vereint sind. Von hier an finden wir keine Hindernisse mehr. Wir sind alle müde, denn die Lasten schneiden tief in die Schultern ein. Auf 5300 m, zwischen zwei ziemlich zerwühlten Moränen, schlagen wir das Lager auf.

In der Nacht regnet es, und als die Sherpas am 15. August morgens früh um 5 Uhr aufbrechen, ist das Wetter ganz schlecht, nur Schnee und Nebel. Sie steigen wieder zum Kalindi-Khal hinauf, um die letzten Lasten zu holen, die hier zuerst deponiert, dann von Kulis aus Badrinath abgeholt und nach Garhwal gebracht werden. Noch bevor die Sonne im Zenith steht, sind die Sherpas schon wieder zurück.

Der Aufstieg sei mühsam gewesen, erzählen sie. Auf der Passhöhe hätten sie mit Erstaunen festgestellt, dass auf der Tehrseite der Himmel klar war. Solche Überraschungen bringt der Monsun, der von der indischen Ebene Feuchtigkeit und Regen heraufführt, täglich. Diesen Nachmittag sind wir mehr als sonst noch im Zelt eingeschlossen und müssen der monotonen Melodie der Tropfen auf dem gespannten Zeltdach lauschen. Überall dringt das Wasser ein; es bleibt aber nichts anderes übrig, als sich zu fügen und diese Unbequemlichkeit in Kauf zu nehmen.

Sehr früh verlässt André Roch am nächsten Morgen das Zelt, wo er es nicht mehr aushält, und bald folge ich ihm nach. Die Sonne entschliesst sich nicht, hervorzukommen, und unsere Sachen werden nass eingepackt. Wir steigen das Arwatal hinunter in Richtung auf Ghastoli. Zuerst über den Gletscher, dann auf einer steilen Moräne gelangen wir zum reizvollen Anfang des Tales, Raj Pavao genannt. Früher hatte es hier einen See, der aber ganz verschwunden ist. Gegen Norden zeigen sich zwischen Wolken nackte Berge. Wir gehen am rechten Ufer des Baches, der durch den Regen dieser letzten Tage stark angeschwollen ist. Ein Gletscherbach, der erste Zufluss der Arwa, zwingt uns zu einem weiten Umweg. Mehrere Sherpas, die es kurz machen wollen, werden ganz nass. Ich wage mich auch durch und bin überrascht von der wilden Strömung des Wassers, das so gutmütig aussah! Ich kann mich kaum halten, die Füße werden zerschunden von Eis und Felsbrocken, die der wuchtige Bach mitreißt. Das Wasser reicht mir bis zu den Knien, und die Kälte packt mich. Zum Glück haben die Sherpas eine Kette gebildet, und ich kann mich an sie klammern. Die Erfahrungen, die ich hier gemacht habe, lassen mich beim zweiten Übergang die Socken ausziehen. Die Sonne scheint nun etwas ausgiebiger und trocknet uns. Durch einen langen Umweg hat Graven das Fussbad vermieden. Er holt uns ein und bringt uns einen wunderbaren Vogel mit, einen jungen Stelzenläufer, den er in den Felsen gefangen hat. Wir bewundern das feingliedrige Tier, das Beine so dünn wie Stricknadeln und einen langen, spitzen Schnabel hat. Sein Gefieder ist rauchgrau und schwarz. Wir filmen und photographieren den Vogel und schenken ihm dann wieder die Freiheit.

Der Marsch währt noch lange und wirkt ermüdend. Wir müssen über Moränen, queren Bergstürze, deren Felsen sehr brüchig sind, dann folgen wir wieder dem Bach. Man sieht jetzt auch den Sherpas die Müdigkeit an, doch sind sie einverstanden, noch eine Stunde zu gehen, um die morgige Etappe abzukürzen.

Das Lager V wird am Ufer des Arwa errichtet, der seine tobenden Wasser zwischen mächtigen Granitblöcken führt. Im Zelt horche ich lange dem dumpfen Getöse des Wassers, das grosse Blöcke abwärts wälzt. Ich gewöhne mich bald an den Lärm und schlafe tief ein. Die Nacht vergeht vorzüglich, da wir bis auf 4300 m hinuntergekommen sind und der Sauerstoffgehalt der Luft sich angenehm auswirkt.

Der 17. August wird ein Festtag werden, wenn wir Ghastoli erreichen! Wir steigen das Tal weiter hinab, das seinen wilden Charakter bewahrt. Wir kommen tiefer, und die ersten Blumen begrüßen uns

und künden, dass hier wieder Leben anhebt. Rhododendronpflanzen erfüllen die leichte Luft mit einem süssherben Duft. In dem jetzt weiten Tal, in das der Herbst schon Einzug gehalten hat, prangt die Pflanzenwelt in den schönsten Farben; rot, orange, safrangelb leuchtet es aus den Steinhängen. Wir sind tief ergriffen und verstehen erst jetzt, was wir so lange entbehrt haben und sind dankbar, dass uns diese Welt neu geschenkt wird.

Jetzt stossen wir auch auf die ersten Anzeichen von Zivilisation: ein Pfad führt uns weiter, dann kommt eine weite Ebene, durch welche die zahlreichen Wasserarme des Arwa rollen. Noch wenige hundert Meter, dann vereinigen sie sich mit dem Fluss Saraswati, der von der Grenze Tibets herunterkommt.

Eine Brücke, eine Wiese, und wir sind in Ghastoli, auf dem Karawanenweg, der über den Manapass in das Land des Lamas führt. Schon haben wir eine Herde von Schafen gesehen, die Salz und Borax transportiert. Sie kommen vom Norden, vom geheimnisvollen Land, wo ewig der Wind weht und die Sonne scheint. Ihr Führer, ein junger, kräftiger Tibeter mit pelzgefüttertem Hut, dessen Krempe aufgeschlagen sind, dem langen, dunklen Rock und Stoffmokassins, hat noch nie einen Europäer gesehen. Er versucht einige Worte mit uns zu wechseln, jedoch ist eine Verständigung unmöglich. Da bietet er uns von seinem Niespulver an, das er sorgsam in einem Fläschchen mitführt. Zwei Händler aus Mana sind auch schon vorübergekommen. Sie steigen langsam, denn fünf Tagesmärsche trennen sie noch vom ersten bewohnten Dorf auf ihrem Weg.

Ghastoli¹ liegt auf einer reizenden Wiese, die von Tausenden von Edelweiss übersät und von Bergen umgeben ist, an deren Hängen sich die letzten Kräfte des Monsuns brechen. In wenigen Tagen wird der Südwind ausgeblasen haben, in Indien wird die Sonne wieder scheinen. Schon spüren wir die ersten Anzeichen dieser Wandlung; die Regengüsse sind weniger häufig, der Himmel wird gnädiger.

¹ In Ghastoli geht unsere Reise, die uns von Nandanban (Gangotri) zum Garhwal geführt hat, zu Ende. Wir haben dazu sieben Tage gebraucht. Der höchste berührte Punkt war der Kalindi Peak (6102 m) im Nordwesten des Kalindi Khal. Ghastoli liegt knapp unter 4000 m. Seit dem ersten Juni ist die Expedition noch nie so tief hinuntergekommen.

BESTEIGUNG DES BALBALA

[von René Dittert

Tibet ist ein Land voll tiefer Geheimnisse. Gerade weil allen Fremden das Betreten verboten ist, übt es eine ungemeine Anziehungskraft auf sie aus. Auch wir sind davor nicht bewahrt geblieben, um so mehr, als wir fast täglich Schaf- und Yakkarawanen mit Salz und Borax beladen am Lager vorbeiziehen sehen. Die Männer, die sie führen, machen mit ihren lebhaften, stechenden Augen und dem pechschwarzen Haar einen sehr entschlossenen Eindruck und wirken sehr anziehend in ihrer eigenartigen Tracht und dem Messer im Gürtel.

Der Wunsch, dieses Land zu sehen, die Berge, die seine südliche Grenze säumen, zu besuchen, wurde in uns jeden Tag mächtiger. Endlich, am 22. August, konnten wir Ghastoli verlassen und dem Manapass zustreben. Unser Ziel war die Besteigung des Balbala, eines unbekanntes Berges, über dessen Gliederung, Form und Aufstiegsmöglichkeiten wir nichts wussten, was aber den Reiz des Unternehmens nur noch erhöhte. Die Besteigungen im Himalaya sind ja gerade wegen der Spannung interessant, mit der man all dem Unbekannten, Geheimnisvollen entgegengeht, das sich nur nach und nach enthüllt, während man den Gräten entlang ansteigt und immer weiter in die Stein- und Eiswüste vordringt . . . Immer wieder taucht Neues vor einem auf: hier imponiert die Weite, dort die Wildheit der Formen; leuchtende, ferne Bergspitzen entreissen uns oft Rufe der Bewunderung; wildtobende Wasser, die in tiefe Schluchten stürzen, offenbaren die Urkräfte dieser Bergnatur. Wir wollen mehr und mehr sehen und entdecken in dieser unendlich weiten Bergwelt, deren Mächtigkeit uns unsere Unzulänglichkeit so recht bewusst werden lässt.

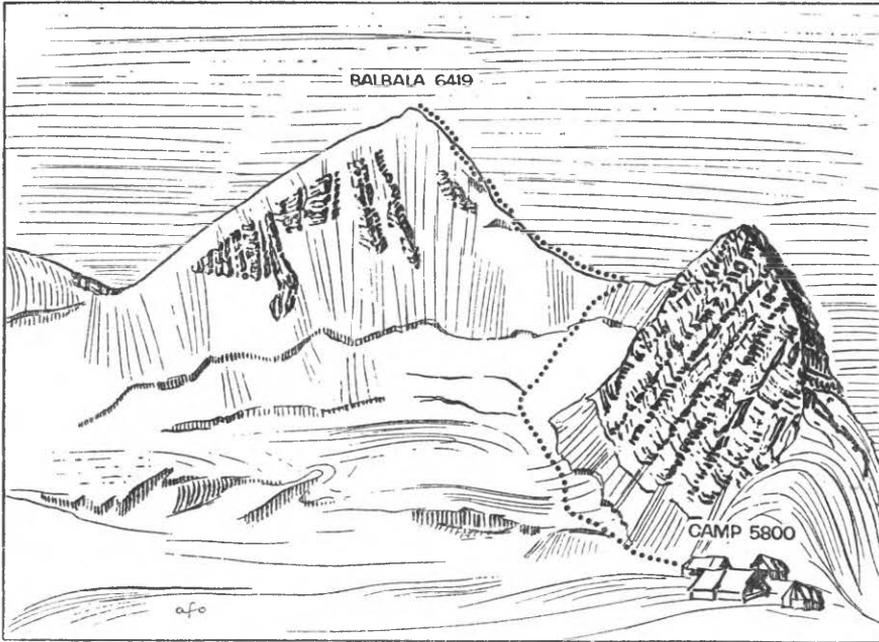
Wir folgen der Karawanenstrasse, die zum Manapass führt, und von dort aus geht es nach Tolingmath. Der Weg ist kaum markiert. Gleich nachdem wir Ghastoli verlassen haben, umfängt uns die Dürre und die Wildheit des Landes. Das Tal ist tief, die Bergflanken unheimlich nackt. Hie und da müssen wir Wildbäche überqueren, doch unsere Sherpas und die 15 Kulis, die uns begleiten, bezwingen die schwierigen Stellen glänzend. Moränen breiten sich allüberall aus, und stundenlang geht der Pfad zwischen ihnen durch. Dann kommt eine weite Ebene, in der der Saraswati-Fluss sich mit ungezählten Wasserarmen verästelt, die uns zu langwierigen Umwegen zwingen.

Das Wetter ist schön, und am Himmel ziehen grosse, weisse Kumuluswolken, aus denen sich die kühnen, fast unwirklichen Linien einer phantastischen Bergspitze abzeichnen. Auf der Karte der Indian Survey steht einfach: Point 18860. Bei uns in den Alpen wäre dieser Berg berühmt, hier weiss man kaum von seiner Existenz. Im Himalaya warten noch ungezählte Berge sozusagen zweiten Ranges auf ihre erste Besteigung. Zu oft begegnet man der Meinung, dass eine Himalaya-Expedition nur die höchsten Spitzen in Angriff nehmen müsse – den Mount Everest selber oder einen seiner 13 Trabanten, die über 8000 m aufragen. Warum soll man da nicht eine Ausnahme machen? Unsere Expedition hatte andere Richtlinien. Nach den Erfahrungen, die die Engländer, die Franzosen und die Deutschen gemacht haben, und den Ergebnissen, die ihnen der Angriff auf die höchsten Gipfel eingebracht hat, entschieden wir uns, lieber an den weniger hohen einen vollen Erfolg zu erringen, als an den grossen abzublitzen.

Nachdem wir in Danrao zu Mittag gegessen haben, gehen wir noch bis nach Chandhumka (4400 m) weiter. Es ist 13 Uhr, und wir sind froh, diese ungeheuer ausgedehnte, langweilige Ebene hinter uns zu haben, auf der loser Kies den Marsch gehemmt und sehr ermüdend gemacht hat. Der Lagerplatz liegt sehr günstig, auf kurzem, spärlichem Gras, ein feiner Minzenduft hängt in der Luft, und dabei ist es wohlig warm.

In der Nacht regnet es. Ang Norbu bringt uns schon um 5 Uhr den Tee. Ein feuchter Nebel lagert überall, doch ist er nicht sehr dicht, und so können wir hoffen, dass er sich verziehen werde . . . Doch diese Hoffnung trügt, der undurchdringliche Nebelschleier hängt den ganzen Tag in der Luft. Wir folgen immer dem linken Ufer des Baches, der bald ruhig dahinfliesst, bald in sprudelnden Schnellen sich ein Bett durch die Moränen gräbt. Die Erosion ist gross, denn der Boden ist sandig, überall schneidet das Wasser tiefe Schluchten. In Tarai gehen wir auf das andere Ufer über; die Furt ist gut. Wenn ich sage: In Danrao essen wir, in Tarai gehen wir über den Fluss, darf man sich ja kein Dorf oder einen Weiler darunter vorstellen! Es sind ganz einfach Rastplätze, die durch irgendeine Schutzmauer oder einen Steinhaufen als Windschutz markiert sind. Die Karawanen verbringen hier die Nacht, die Schafe weiden einige Stunden lang das spärliche Gras, dann wird die Reise wieder aufgenommen.

Heute ist die Etappe lang. Wir warten auf die Kulis, und nach langwierigen Verhandlungen gelingt es uns, alle zu überreden, noch drei Kilometer weiter zu marschieren. Bald kommen wir in Jagrao an, einer winzigen, grünen Wiese inmitten von grauen Moränen. Zerstreut



liegen die verblichenen Knochen einer Kuh herum, die von Adlern zerrissen wurde, stumme Zeugen des beschwerlichen und gefährlichen Lebens hier oben.

Roch und ich steigen noch weiter, um das Gelände zu erkunden und wenn möglich den Balbala zu entdecken. Da zeigt sich im Nebel ein wunderbarer Berg. Mit Begeisterung bestaunen wir ihn, zeichnen mit den Augen einen Weg längs eines Grates ein und träumen von der Eroberung! Die Aussicht zum Manapass, in der Richtung gegen Tibet, ist grossartig. Diese Mondlandschaft macht mir grossen Eindruck: hügeliger, steiniger Boden, dunkelgraue, fast rötliche Berge, hell glänzende Gletscher, die bis in das grüne Wasser des Doetalsees lecken . . . Sinnend kehren wir zum Lager zurück. Die Worte fehlen uns, um unsere Empfindungen auszusprechen; die Schau war so einzigartig schön und gross! Im Lager haben sich schon alle in die Zelte verzogen. Tenzing schlägt sich mit dem schlechten Petrol herum und versucht eine Mahlzeit zu bereiten, und – o Wunder – es gelingt ihm.

Am 24. August verlassen wir Jagrao um 8 Uhr. Über den Fluss und die Moräne steigen wir zum Gletscher auf. Der Berg, den wir gestern erkundet haben, ist nicht der Balbala, sondern Punkt 20610.

Der Balbala zeigt sich jetzt weiter weg, höher noch und schöner. Wir wechseln die Richtung. Die schlecht beschuhten Kulis klagen und wollen nicht weiter. Wie immer endlose Palaver. Endlich lassen sie sich überreden, für zwei Rupien mehr noch bis zum Pass (5800 m) zu steigen. Sie ziehen vor, dort zu übernachten und dann wieder herunterzukommen, um das Lager zu räumen.

Als wir um 5 Uhr aufwachen, liegen einige Zentimeter Neuschnee, und der Nebel ist dicht. Roch und ich bereiten das Frühstück und essen. Es schneit immer weiter. Die Kulis hinter ihren Steinwällen klappern vor Kälte, aber sie machen sich wenig daraus. Sie sind ungenügend bekleidet, ertragen aber alles mit stoischer Ruhe, weil sie unglaublich abgehärtet sind. Der eine läuft barfuss über den Schnee, andere rauchen seelenruhig ihre lange Pfeife, ohne sich um die Temperatur zu kümmern.

Endlich sind wir alle fertig, und um 7 Uhr ziehen wir in drei Seilschaften los; Roch und Ang Dawa, Frau Lohner, Graven und Tenzing, und endlich Sutter, Ang Norbu und ich.

Gestern haben Graven und ich einen Grat und eine zweitrangige, 6000 m hohe Spitze bestiegen, was uns ermöglicht hat, den besten Weg auf den Balbala ausfindig zu machen. Nachdem ich eine gigantische Spalte umgangen habe, traversiere ich einen steilen Eishang. Es ist sehr mühsam, in dieser Höhe Stufen zu schlagen. Nachdem ich ganz ausser Atem geraten bin, kann ich mich endlich auf dem Schnee in einem weiten Sattel erholen. Vor uns steigt ein scharfer Grat auf. Graven übernimmt die Führung, wir folgen dicht auf. Die Sicht ist gleich Null, und es schneit immer noch. Wir verlieren alle Hoffnung, dass sich das Wetter noch aufhellen werde, obschon von Zeit zu Zeit eine bleiche Sonne durch den Nebel schießt. Weiter oben verlassen wir den stolzen Schnee Grat und steigen in die Felsen rechts ein. Abwechselnd führen wir. Wir steigen weiter und versuchen, den Spitzengrat zu erkennen. Endlich hält Roch an, reckt sich auf und ruft uns zu: «Da sind wir!» Wenige Schritte noch und der Gipfel ist erreicht.

Wir freuen uns sehr über diese neue Eroberung und beglückwünschen besonders Frau Lohner und die Sherpas. Ein wenig wird unsere Freude gedämpft, denn gar zu gerne hätten wir in das tibetische Land hineingesehen, diese wunderbare, einzigartige Vision tief in uns eingepägt und als unvergessliche Erinnerung mit heimgenommen. Denn dieses seltsame Land hat es uns angetan.

Hier auf diesem Gipfel stehen wir an der Grenze zweier Welten, zweier Religionen, am Rande der Zivilisation, am Rande Tibets, des

abgeschlossensten Landes der Welt, dessen Einwohner glücklich im Altgewohnten leben.

Es schneit und windet, und wir stehen noch immer auf 6400 m Höhe. Schnell bauen wir einen Steinmann und kehren so rasch als möglich auf unseren Spuren zurück. Am Pass brechen die Kulis schon das Lager ab. Wir gehen über tibetisches Gebiet zum Manapass hinunter und werden die Träger in Jagrao wieder einholen. Es hat zu regnen begonnen. Am Ufer eines farbigen, vom Winde gepeitschten Sees machen wir halt. Langsam heben sich die Nebel, und die Sonne spielt mit dem grünen Wasser. Letzte Vision dieser seltsamen Gegend! Wenige Minuten später sind wir im Lager. Es regnet weiter, doch wir haben uns ja daran gewöhnt, und Regen gehört hier einfach dazu; wer ihn nicht ertragen wollte, der müsste lange Tage im Zelt verbringen! Wir glaubten, dass der Monsun ausgespielt habe, aber er wütet weiter und wirft riesige Wolkenhaufen gegen die Berge.

In einem zweitägigen Marsch von 25 Kilometern erreichen wir am 26. August unsere Basis wieder. Alle sind sehr übermüdet. Wir kaufen ein prächtiges Schaf, und bald kocht Fleisch in allen Töpfen, und die ganze Mannschaft lächelt wieder! Buddhisten, Inder und Christen tun sich an diesem Festessen gütig.

Heute, den 27. August, geht sozusagen die Rückreise an. Wir verlassen einstweilen die hohen Berge und erreichen das weite Tal, das nach Badrinath führt. Die Vegetation wird üppiger und die Luft schwerer. Auf einer natürlichen Felsbrücke über eine so tiefe Schlucht, dass man sich nicht getraut, länger hinabzuschauen, wechseln wir auf das andere Ufer hinüber. Die ersten bepflanzten Felder zeigen sich, das erste Dorf: Mana. In einem Bauernhaus trinken wir einige Becher Chang (Reislikör). Bald sind wir dann in Badrinath, der Stadt an einer der heiligen Quellen des Ganges. Gewaltige Pilgerscharen (59 000 waren es 1946, 41 000 im Jahre 1947) kommen alljährlich, um sich in den Fluten zu reinigen.

Ganz wie am Tage unserer Ankunft staunen wir über das lebhafteste Leben in den engen Strassen. Überall stellt man in Buden bunte Waren aus: Kokosnüsse, Backwerk . . . das man nicht gerade «einladend» nennen kann. Ich koste es doch, aber es ist so süß, dass ich es fast nicht hinunterbringe; auch sind Koch und Zubereitungsart nicht gerade appetitlich . . .

Am Morgen des 28. August besuchen wir den Tempel. Wir werden mit allem Zeremoniell empfangen, Blumenkränze werden uns umgelegt. Dann trinken wir heiliges Wasser mit Milch vermischt, und

unsere Stirnen werden gelb und rot bemalt, Ehrenzeichen höchster Heiligkeit. Mittags bringen uns zwei Tempeldiener die Mahlzeit, die uns der Grosspriester spendet.

ERFÜLLUNG EINES HIMALAYA-TRAUMES

von Annelies Lohner

Um 6.30 Uhr morgens des 23. August ist Aufbruch nach Jagrao. Durch ein wahres Steinmeer schleppt sich der Weg. Bald über Moränen, bald über endlose Hochwege geht es aufwärts bis auf 5200 m durch eine karge, gelbbraune Landschaft von typischer Tibetstimmung, wie mir Tenzing versichert. Eine Schaf-, Yak- und Ziegenkarawane vom Pass her kommt uns entgegen und zieht talwärts. Müde und abgeschlagen langen wir um 3.30 Uhr in Jagrao an, unserer heutigen Etappe.

Der nächste Tag erwacht neblig und feucht. Wir sitzen beim Frühstück, als ein Tibeter ganz allein und hüpfenden Ganges von der Höhe herabkommt. Sein langes Haar ist nach Landessitte in einen Zopf gewunden. Eine Tasche, eine Steinschleuder, ein Messer und eine Nadel zum Schuhflicken bilden seine ganze Ausrüstung für eine wochen-, ja monatelange Wanderung. Wir laben den Naturmenschen mit einer Tasse heissem Tee und machen uns startbereit.

Wir queren den Saraswati und folgen einer Moräne aufwärts zum Gletscher. Sonne und Nebel kämpfen miteinander. Die Hitze macht das Steigen so beschwerlich, dass die Kulis mit ihren Lasten nicht mehr weiter wollen. Ein Bakschisch von zwei Rupien pro Mann macht ihnen wieder Beine. Sie fertigen sich jetzt selber merkwürdige Sonnenbrillen aus aufgerollter, schwarzer Schafwolle an, während mich die Augen trotz meiner Sonnenbrille schmerzen.

Vom Gletscher biegen wir auf einen Seitenhang ab und erreichen über Schnee und Eis einen Sattel in 5800 m Höhe. Auf einem schmalen Schuttstreifen neben dem Gletscher schlagen wir unsere Zelte auf. Von hier aus soll ein Versuch auf den Balbala unternommen werden.

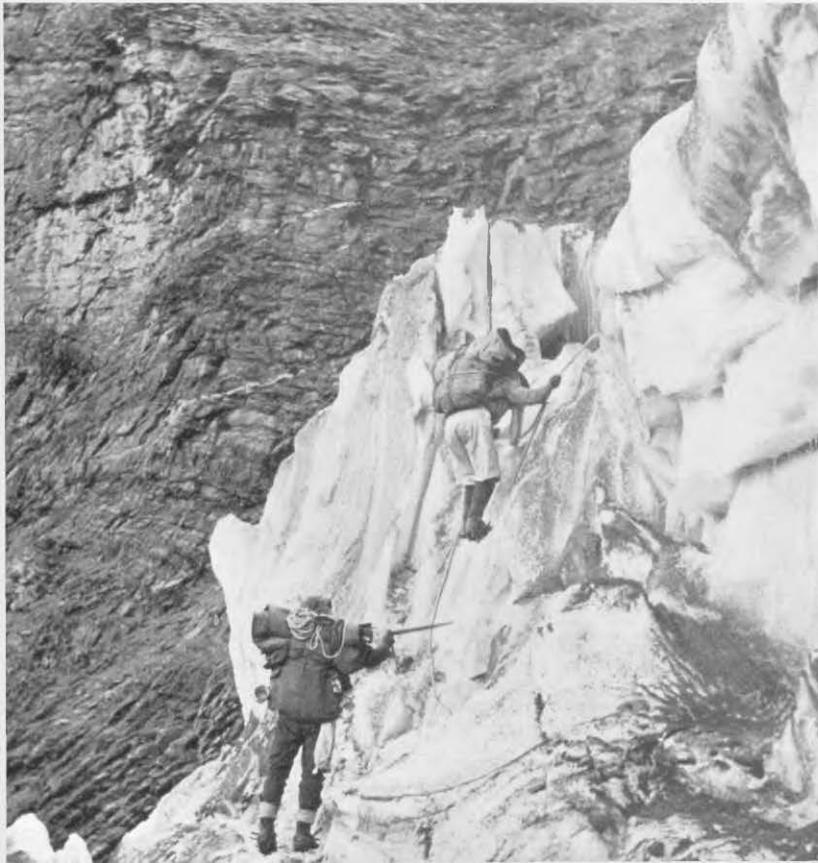
Die ganze Nacht zum 25. August hindurch hat es geschneit. Ich erwache mit leichten Hals- und Ohrenscherzen, doch nach einer Tasse heissem Tee wird es besser. Wir warten noch eine Stunde die Aussichten des Wetters ab und entschliessen uns um 7 Uhr, dem Nebel und Schneefall zum Trotz, zum Aufbruch.



Oben: Der dritte Versuch ist von Erfolg gekrönt, die Bergsteiger stehen auf dem Gipfel des *Kedarnath* (6940 m)! (Erste Besteigung am 11. Juli 1947 durch A. Sutter und R. Dittert mit den Bergführern A. Graven, A. Roch und dem Sherpa Tenzing; von links: Tenzing, Sutter, Dittert, Graven); unten: Aufstieg über den Verbindungsgrat vom *Weissen Dom* zum *Kedarnath*



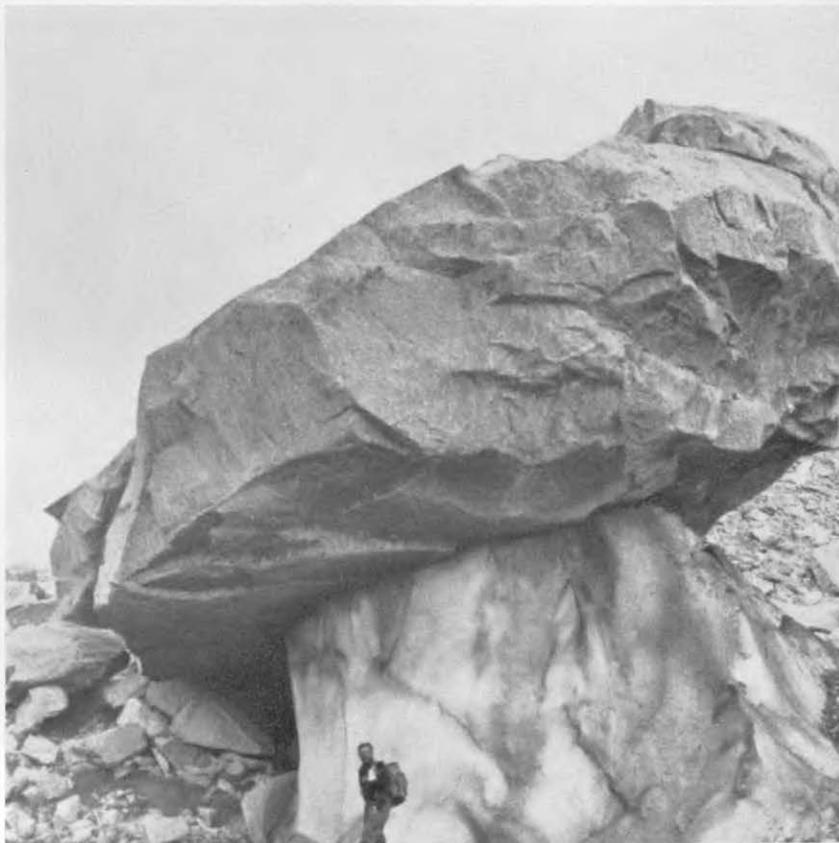
Im *Büßerschnee* eines
Himalaya - Gletschers



Sherpas werden bei der
Eiskletterei zum Sato-
panth - Sattel gesichert



Gletschertische von ungeheuren Ausmassen, wie sie im Himalaya zahlreich anzutreffen sind





Oben: Die westlichen Trabanten des *Satopanth*; unten: Sherpa-Kolonne beim Erkundungsvorstoss gegen den Chaukhamba (7138 m); sie tragen Fahnen, mit denen A. Roch Gletschermessungen vornahm

Aufwärts queren wir einen Gletscher, der uns zu einem Bruch und an den Fuss der Wand des Balbala bringt. Dittert, Sutter mit Ang Norbu sind voraus. Stufen werden gehackt, und auf diesen wird nach vieler Mühe der Grat erreicht. Nun gehen Graven, Tenzing und ich an die Spitze. Der Grat ist von weichem Neuschnee verblasen, und bei schlechter Sicht muss ein schweres Stück überwunden werden; es ist ein Rätselraten, ob man auf einer Wächte oder in der Wand ist. Querspalten klaffen wie schwarze Mäuler, jeder Schritt muss abgewogen werden.

Mit einem erleichternden Aufatmen können wir endlich auf Felsen hinüberwechseln. Roch spurt nun. In pfeifendem Wind kämpfen wir uns bei klatschnassem Wetter und sehr beschränkter Sicht vorwärts. Bei einer kleinen Rast werden die weitem Chancen besprochen. Eine Besserung des Wetters ist heute nicht mehr zu erhoffen. Sollen wir also aufgeben? In der Stille schwankt die Waagschale der Gedanken... Aber kein einziges Wort fällt für einen Rückzug. So ist denn der Beschluss gefasst, und ohne viel Reden wird einfach weitergemacht.

Es ist, als ob jetzt der gemeinsame Wille jedem Muskel die Suggestion des Gelingens vermittele. Wind und Wetter, Mühsal und Gefahr wird jeder Schritt abgerungen. Endlich um 10.30 Uhr erreichen wir den Gipfel des Balbala, 6419 m. Umarmungen und Glückwünsche brechen aus dem Überschwall von Freude. Für mich ist dieser Gipfelsieg mehr als für die glücklicheren Kameraden die lange versagte und heiss ersehnte Genugtuung, der Preis für Mühen und Nöte, die Krönung meiner abenteuerlichen Himalayafahrt!

Die Missgunst des Wetters nahm uns freilich die Aussicht, die uns von dieser erhabenen Zinne aus erwartet hätte, diesem Grenzgipfel zwischen Indien und Tibet; ein Tropfen Wermut im Becher der Freude, aber viel konnte uns das doch nicht anhaben.

Der Abstieg geht trotz Schneetreiben flott vonstatten. Nach einem kurzen Imbiss wird das Hochlager abgebrochen, und während die Sherpas den Weg nach Jagrao zurücknehmen, machen wir einen Umweg gegen den Manapass zu. Eine kurze Aufhellung zieht für Augenblicke den Vorhang vor einer Unendlichkeit von Gipfelgruppierungen weg: in violetten, braunen und gelbroten Tönungen strahlt uns eine Märchenwelt an, um sofort wieder hinter dem Traumschleier der Nebel zu verschwinden.

Wie wir im strömenden Regen an den zwei Seen des Saraswati vorbei zum Lager eilen, hält uns noch eine Steintafel auf; sie trägt die tausendjährige Gebet-, Meditations- und Zauberformel: Om Mani Padme Hum – Ewiges Indien!

ÜBER DEN KUARI-PASS

von René Dittert

Aus ganz Indien strömen die Pilger in die heilige Stadt Badrinath, am Ufer des Alaknanda, einer der Quellen des heiligen Ganges, zusammen. Die ganze Stadt lebt vom Handel mit den zahlreichen Indern, die hierher pilgern, um sich von ihren Sünden reinzuwaschen. Von diesem bunten Treiben abgesehen, den fremdartigen Gestalten, denen man begegnet, abgehärmt meistens durch die Mühsale der manchmal sehr langen Reise, bietet die Stadt wenig, was sehenswert wäre. Nach zwei Tagen schon ziehen wir weiter, sind jedoch über den herzlichen Empfang, der uns hier bereitet wurde, sehr erfreut.

Unsere ganze Habe, Koffer und Kisten, alles steht bereit, aber noch fehlen die Kulis, die aus dem Dorfe Mana kommen sollen. Gegen 9 Uhr endlich entdecken wir sie hoch oben auf dem steilen Weg, der zur Stadt herunterführt.

Zwei Tage folgen wir einem üppig grünen Tal, dessen reiche Vegetation uns, die wir das schon lange entbehrt, in Staunen und Begeisterung versetzt. Je tiefer wir kommen, desto dichter werden die Wälder, aber auch die Hitze lastet immer schwüler auf uns. Durch eine tiefe Schlucht rollt der Alaknanda seine lehmigen Fluten, die Szenerie ist wildromantisch, die Natur scheint wie im Urzustand zu sein. Wir begegnen zahlreichen Pilgern, die mager und abgehärmt einherwandeln. Die Nacht verbringen wir sehr angenehm im Bungalow von Pandukeshwar. Am nächsten Morgen brechen wir sehr zeitig auf, um die tropische Hitze möglichst zu vermeiden. Bei dem Zusammenfluss des Dhauli mit dem Alaknanda verlässt der Weg den Talgrund und steigt steil gegen Joshimath hinauf. Mehr und mehr wird uns bewusst, dass wir uns den Niederungen Indiens nähern: die schwüle, erstickende Hitze, märchenhafte Schmetterlinge und riesige Eidechsen . . . und dann die Affen! Phantastische Akrobatenkünste führen sie stundenlang uns zur Belustigung vor. Welch ein Gegensatz zu den Tieren in einem Zoo oder einer Menagerie! Ihr seidig-brauner Pelz ist wunderschön, ihr Gesicht ist von einem Kranz langer, weisser Haare umrahmt, und wenn sie uns mit ihren grossen, erstaunten Augen anstarren, könnte man sie leicht für Veteranen unserer Rasse halten . . . Nichts für ungut!

Joshimath erscheint uns zuerst als eine armselige, schmutzige Stadt. Dieser Eindruck verliert sich jedoch, sobald man in der Um-

gebung herumspaziert, denn die Gärten sind prachtvoll angelegt und reich an Gemüse und Früchten.

Unser gastlicher Bungalow¹ ist angenehm kühl. Zum Nachtessen bekommen wir Tomaten, Bohnen und Äpfel, was uns so recht an die heimatliche Küche erinnert. Allmählich wird die Rückkehr für uns zur Wirklichkeit, und wir freuen uns, heimzukommen, so wie wir uns seinerzeit auf die Reise ins fremde Land gefreut haben.

Joshimath hat einen malerischen Tempel, eine Schule und ein Krankenhaus, so dass man daraus schliessen könnte, es sei eine wichtige, lebensvolle Stadt. Das trifft aber nicht zu, denn alles hier ist im Gegenteil verträumte Ruhe. Die Leute besorgen ihre Arbeiten ohne Hast, sie sind freundlich und ziemlich sauber. Der Anbau von Gemüse scheint die wichtigste Einnahmequelle zu bilden.

Wir haben die Ehre, ein «Sadou-Haus» zu besuchen.² Der Prior ist ein prächtiger Greis, sein Gesicht ist sehr einnehmend, seine lebhaften, gütigen Augen sind die eines lauterer Priesters; er erklärt uns, dass das Kloster, dem er vorsteht, speziell zum Studium des Sanskrits bestimmt sei. Er begleitet uns beim Abschied ein Stück Weges und macht uns auf einen kolossalen Baum aufmerksam, der mehr als 2000 Jahre alt sein soll; der mächtige Stamm hat viele Meter Umfang.

Später liegen wir auf der Veranda des Bungalows und geniessen die wunderbare Nacht. Lange lauschen wir dem gleichmässigen Zirpen der Grillen, dem Rauschen des Windes im Blätterwald, und sehen, wie der volle Mondschein die Wolken silbern aufglänzen lässt und seine Strahlen langsam die Berghänge hinunterziehen und alle Konturen schärfer abzeichnen.

Aber man muss alles bezahlen auf dieser Welt, und so werden wir hier von böartigen Stechmücken geplagt, die uns die Ohren vollsummen und uns bei lebendigem Leib martervoll zerstechen. Am Morgen ist die Stimmung daher allgemein schlecht, alle kratzen sich und verschlimmern so erst recht die Stechwunden.

Um 6 Uhr morgens verlassen wir Joshimath. Der Weg ist gut, er schneidet den Hang zirka 1000 m über dem Fluss Dhauli, führt durch bebaute Felder, Weiler und Wälder. Feuchter Nebel hängt an den Bäumen, den grossen Koniferen perlt eine Träne an jeder Nadelspitze.

¹ Die Bungalows sind von der Regierung gebaute Rasthäuser, die Reisenden und Beamten zur Verfügung stehen. Sie befinden sich ausschliesslich an den wichtigsten Strassen, meist in Stadtnähe, oder in Etappendörfern.

² Die „Sadou“ sind Inder, die ausschliesslich der Religion leben, von einem Pilgerort zum anderen wandern, in vollkommenem Verzicht auf alle weltliche Betätigung.

Nach Bargaon, einem hübschen Dorf, das mitten in Feldern liegt, fällt der Weg und vereinigt sich mit demjenigen des Kuaripasses von Tapoban aus. Wir verlieren immer mehr Höhe, jeder Schritt bringt uns mehr aus dem Tale, über dem sich, aus den Wolken stossend, die eisige Pyramide des Dunagiri türmt. Stundenlang gehen wir durch einen wunderbaren Wald von Himalaya-Zedern (Deodor), die sich majestätisch im Winde wiegen; darunter sind ungeheure Stämme, die von Orkanen verwüstet oder durch Feuer zerstört sind, und doch halten sie sich wie durch ein Wunder noch aufrecht.

In einer Lichtung würden wir gerne unser Lager aufschlagen, doch die Kulis haben einen anderen Weg eingeschlagen, und wir müssen noch eine halbe Stunde steigen. Wie wir ankommen, sind die Zelte schon aufgerichtet, und der ausgewählte Lagerplatz erinnert irgendwie an unseren Jura. Schnell wird zwischen drei grossen Steinen ein Feuer angefacht, und bald kocht das Wasser im Samowar. Wir hoffen, noch vor dem Einnachten ein Abendessen zu bekommen. Unterdessen ruhen wir in den Zelten ein wenig aus, aber das Prasseln des Regens auf den Zeltbahnen weckt uns bald wieder auf. Jetzt durchzucken Blitze den schwarzen Himmel, ein wütendes Unwetter ist ausgebrochen, und ganze Wildbäche stürzen mit einem infernalischem Getöse auf die Zelte nieder. Immer mehr häufen sich Blitze und Donnerschläge. «Das ist richtiggehendes Himalayawetter», raunt mir Roch zu, und fügt bei, der Tod durch Blitzschlag müsse recht angenehm sein, da man ja nichts merke. Allmählich beruhigen sich die Naturgewalten, nur der Regen rauscht weiter auf unsere Zelte nieder.

Am Morgen scheint sich der Himmel aufzuhellen, ein leichter Wind treibt die Wolken fort, und bald zeigen sich die ersten Berge wieder. In einer Stunde sind wir am Kuari-Pass. Die Nebelschwaden, die noch an den Berghängen kleben, zergehen und geben den Blick auf ein grossartiges Landschaftsbild frei. Eine unendlich weite Bergwelt breitet sich vor uns aus – von Osten nach Westen nichts als Berge! Der mächtige Chaukhamba, der schlanke Nilkantha, der Kamet, der Ghori Parbat und der Hathi Parbat und eine unendliche Reihe anderer, namenloser Gipfel, die deswegen nicht weniger schön sind. Nur kurz wird uns diese Schau geschenkt, denn schon raubt uns eine weisse Wolkenwand das Wunderland wieder. Vielleicht ist es gerade gut so, denn diese kurze Erscheinung prägt sich uns unvergesslich ein. Wir warten fast zwei Stunden: hie und da, mit einem blauen Aufhellen, zeigt sich wohl eine der sonnenüberfluteten Spitzen, doch die ganze Kette wird nicht mehr sichtbar.

In scharfen Kehren schlängelt sich der Fussweg an den waldigen, grünen Berghängen des Pui Gads entlang. Silberne Bäche graben sich ihr Bett durch die üppige Vegetation. So weit unser Blick reicht, sehen wir nichts als Berge und Hügel, alle mit mächtigen Wäldern bedeckt; die Landschaft scheint immer grüner zu werden, und eine unvergleichliche Blumenpracht prangt in reichen Farben. In den Wäldern ist es feucht, überall sickert Wasser durch, und die Stämme der Bäume sind mit Moos bewachsen, denn die Sonne vermag kaum das dichte Blätterwerk zu durchdringen. Plötzlich – auf dem steinigen Weg vor uns eine Bewegung, etwas krümmt sich schleichend – eine grosse Schlange, Indiens Plage! Unser Sirdar Tenzing haut mit seinem Pickel das gefährliche Reptil blitzschnell entzwei und wirft es in die Schlucht.

Kolossale Wasserfälle stürzen über hohe, von Efeu und Farnen bewachsene Wände hinunter. Das Wasser ist klar und kühl, und hier, wo es noch nicht durch Dörfer verunreinigt wird, können wir es ohne Besorgnis trinken; weiter unten kann man es dann nur noch gekocht geniessen.

Die Etappe ist heute lang, denn wir wollen bis zum Dorf Kaliaghat gelangen. Während wir eine weite Lichtung passieren, werden wir von einem Schwarm wütender Wespen angegriffen. Frau Lohner, Tenzing und noch einige andere werden erbarmungslos zerstoehen. Die Schmerzen sind fast unerträglich, aber die Betroffenen hoffen jedoch, sie würden bald vergehen. Hingegen schwellen die Stichstellen, Hals, Augen und Beine, immer mehr an, und die Schmerzen werden noch ärger.

Aller Grund um das Dorf Kaliaghat ist sorgfältig bebaut, so dass wir keinen Platz finden, um unser Lager aufzuschlagen; schliesslich richten wir uns auf dem Weg selbst ein. Ich begleite unseren Verbindungsoffizier ins Dorf, um Früchte und Gemüse zu besorgen.

Im Hofe eines Hauses treffen wir auf viele Eingeborene, die eifrig miteinander reden und gestikulieren. Es sind die Männer des Dorfes, die gemeinsam die öffentlichen Angelegenheiten beraten! In allen indischen Dörfern findet man solche Ratssitzungen. Die wichtigsten Entschlüsse aber werden durch die fünf Dorfältesten, die den «Panchayat» bilden, gefasst. Erstaunt über unser Erscheinen, brechen sie ihre Reden ab und begrüssen uns mit dem traditionellen «Ram-ram» («Guten Tag» in hindustanisch, während «Salam» muselmanisch ist). Unser Offizier tut ihnen unsere Wünsche kund, worauf sie freundlich und zuvorkommend das Gewünschte bringen. Sie erkundigen sich eingehend bei Rahul über das Wie, Woher und Warum unseres Hier-

seins. Alt und jung blicken mich unverwandt an. Als einziges Kleidungsstück tragen sie über die Schulter eine grobe Wolldecke, die auf eine besondere Art befestigt ist. Wohl sind sie alle sehr schmutzig, aber doch sympathisch. Die in Indien gebräuchliche Wasserpfeife «Hookah» (auf englisch «Hubblebubble») macht die Runde, jedoch berührt keiner das Mundstück der grossen Pfeife, sondern sie umschliessen es mit der Faust und saugen den Rauch durch die Hand. Von den niedrigen, breiten Haustüren aus beobachten uns ängstlich die Frauen. An der Nase baumelt ihnen ein grosser Ring, glänzende Halsketten und Armringe tragen sie in Massen, aber ihre Kleider sind wie die der Männer höchst primitiv, schmutzstarrend und zerrissen. Die Frauen verrichten, wie es scheint, die mühsamsten Arbeiten. Ich bin in kein hindustanisches Haus eingetreten, der Anblick von aussen genügt mir! Das höchst einfache Leben spielt sich alles auf dem Boden ab, man isst, kocht und schläft auf dem Boden. Da es keine Fenster gibt, ist es im Innern dunkel. Man begnügt sich mit einer kleinen Tür, durch die man nur gebückt eintreten kann. Nachdem wir unsere Ware in Empfang genommen und bezahlt haben, verlassen wir den Hof und lassen die Männer weiter parlamentieren. Einer von ihnen läuft uns noch mit einer schönen Melone nach – «Bakschisch» (Geschenk!).

Im Lager sind alle eifrig tätig. Die Mahlzeit ist bereit, die Zelte aufgerichtet. Der bis jetzt klare Himmel bedeckt sich langsam, und der Regen spielt uns zum Nachtessen wieder seine Musik.

Früh am Morgen brechen wir ohne Frühstück auf, denn wir müssen einen gefährlichen Wildbach passieren, der die Brücke fortgeschwemmt hat. Es geht steil hinunter ins Birehigangatal, mitten durch zwei Meter hohe Brennesseln, deren Blätter gross sind wie Platanenblätter. Ein blosses Streifen genügt, um ein höllisches Brennen zu verursachen; Hemd und Pullover schützen nicht genügend, sogar durch die leichte Kleidung hindurch wird die Haut gereizt. Am schlimmsten ist es an den Beinen, und hier sind Shorts entschieden nicht zu empfehlen.

Bald müssen wir auch unsere Schuhe ausziehen, denn Blutegel sind eingedrungen und haben sich durch die Strümpfe hindurch in unser Fleisch eingebissen. Frau Lohner bleibt zurück, ein Sherpa meldet uns, dass sie einen Fieberanfall hat, wohl als Folge der gestrigen Wespenstiche. Wir werden uns in zwei Gruppen teilen müssen, da unsere Kameradin heute nicht mehr marschfähig ist.

Nach dem Mittagessen brechen wir auf; wir müssen noch 1000 m steigen, um einen Pass zu überschreiten. Es ist sehr heiss, zum Glück

aber liegt die Wegstrecke im Schatten vielgestaltiger, wunderbarer Bäume. Noch nie habe ich so hohe, gerade Stämme gesehen, und kreischend fliegen grosse Scharen bunter Papageien aus ihnen auf. Auf dem Pass liegt dichter Nebel. Wir haben es unterlassen, Proviant mitzunehmen, sind jetzt hungrig und werden schwach in den Beinen. Ungefähr fünf Stunden, nachdem wir die Ufer des Birehiganga verlassen haben, entdecken wir das Dorf Ramni auf einer Terrasse über dem Tal. Im Halbkreis stehen die Häuser eng aneinandergeschmiegt, und die Schieferdächer glitzern in der untergehenden Sonne. Auf einer schönen Wiese schlagen wir unser Lager auf. Der Weg hierher ist weit, und die Kulis lassen auf sich warten. Langsam wird es Nacht, am tiefblauen Himmel färben sich die mächtigen Kumuluswolken rosa und golden. Ein friedlicher Büffel zieht langsam vorüber und weidet da und dort noch ein letztes Grasbüschel ab. Adler schweben über dem Dorf und ziehen weite Runden. Von fern her ertönen die Gebete indischer Pilger. Und plötzlich sinkt die Nacht wie ein schwarzer Vorhang herunter. Das ganze Tal liegt vollkommen still da, die Luft ist warm, der Wind hat sich gelegt. Die indische Nacht ist tiefer und vollkommener als anderswo.

NANDA GUNTHI — EIN SCHÖNES ABENTEUER

von André Roch

Im Dorfe Sutol finden unsere Sherpas Gurken, einen Kürbis, Kartoffeln und frisches Gemüse. Ausserdem haben sie einen Führer für den Dschungel ausfindig gemacht, der uns heute abend besuchen wird. Sutter und Graven befinden sich bei uns, Dittert und mir. Das Zelt ist auf einer grasigen Ebene aufgeschlagen, welche über die zusammenfliessenden Ströme ragt. In einem dieser Ströme haben wir ein herrliches Bad genommen.

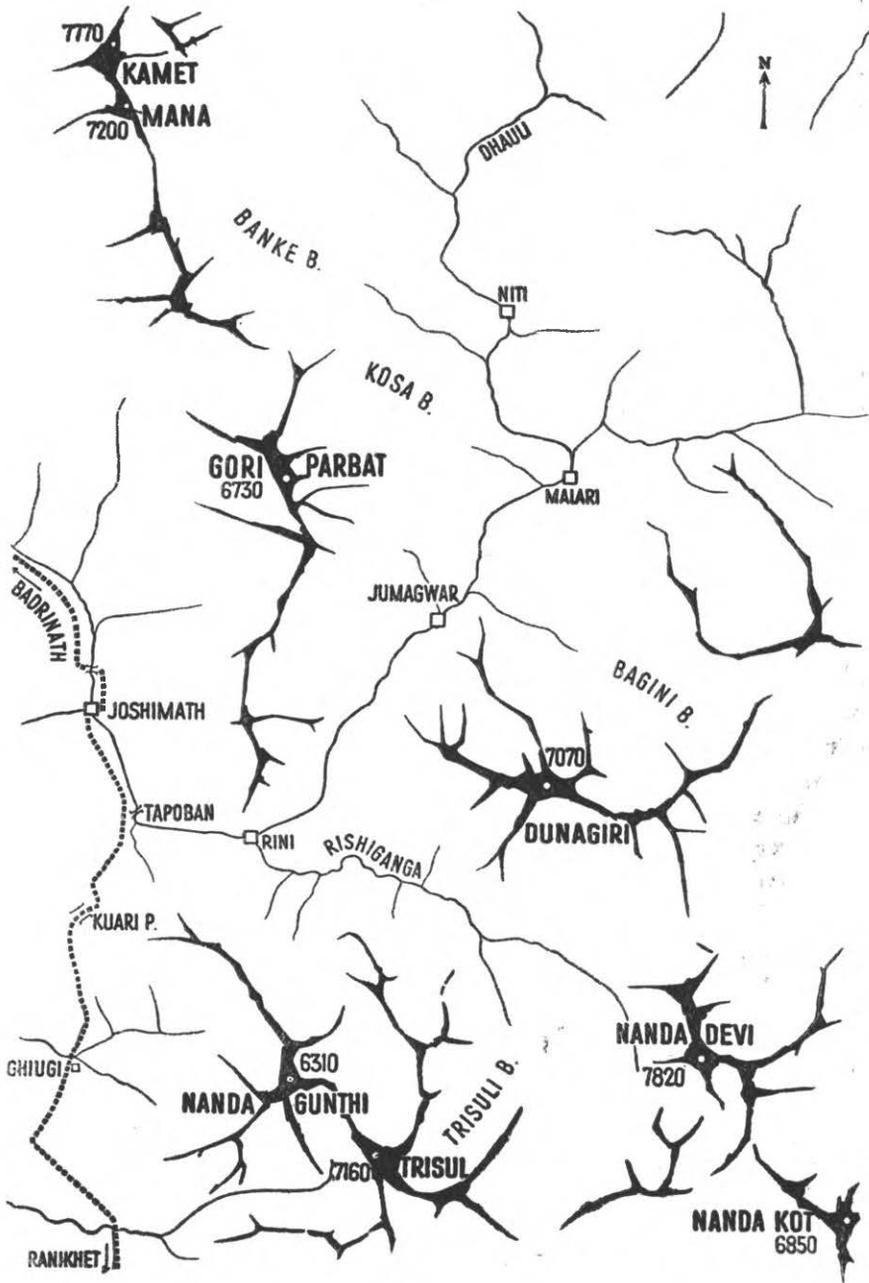
Ein paar Affen spielen in einiger Entfernung im Walde. Vor dem Abendessen kommt unser Führer an. Er ist teilweise in eine Decke gehüllt, die die Beine bis an die Oberschenkel frei lässt. Er trägt Ohringe und hat zerzauste Haare, die von einem kleinen indischen Hut bedeckt sind. Wir taufen ihn gleich «Orang-Utan» – sein Name ist Gulav Singh. Nachdem wir ihm seinen Lohn mit drei Rupien pro Tag plus eine Rupie für das Essen, das er selbst mitnimmt, festgesetzt

haben, sagt er uns, dass am ersten Tage die Spur schlecht sei, am zweiten Tage sehr schlecht und am dritten Tage überhaupt keine Spur mehr da sein werde.

Sutter und Graven begegnen einem indischen Soldaten, der drei Monate in Italien und einige Monate in Jugoslawien war. Er spricht gut italienisch, was Sutter sehr gut versteht. Dieser Soldat ist als Shikari (Jagdführer) für Bären engagiert, aber unsere Kameraden werden kaum Glück haben, eines dieser Tiere zu erlegen, von denen immerhin genug im Dschungel leben.

Am 7. September verlassen wir Sutol mit drei Sherpas: Ang Tenzing, Ang Norbu und Penoorie; ferner mit drei Trägern von Harsil: Gatuk, Buang Singh und Gabar Singh sowie neun Trägern von Mana. Ein steiler Pfad auf einem guten Weg führt uns an den Weiler von Tatra, von dem aus eine Spur an der Seite des Tales von Nandakini entlang geht. Diese Spur mündet in das Gestrüpp von Fichten, Maulbeer- und Feigenbäumen, unter denen Bambusrohre und Brennnesseln so dicht aneinander wachsen, dass – wenn der Weg nicht durch Kuhri (Gurkha-Messer) zerhackt worden wäre – für uns ein Weiterkommen unmöglich sein würde. Das Wetter ist nicht gut. Die Sonne scheint am Morgen ganz schwach, verschwindet dann ganz, um einem strömenden Regen Platz zu machen. Von den Bäumen tropft es herunter, und wir sind ganz durchnässt. Am Anfang des Nachmittages kommen wir an eine Lichtung bei Lat Kopri, wo alles so dicht mit Pflanzen bewachsen ist, dass man die Pflanzen zur Linken und zur Rechten niederstrecken muss, um überhaupt weiterzukommen.

Das Zelt ist unter einer Art Eiche aufgestellt, und ein Feuer für unsere Kleider ist angezündet. Es regnet die ganze Nacht, und vollständig durchnässt beginnen wir die zweite Etappe der Dschungeldurchquerung. Wir nehmen an, diese kann bestimmt nicht schwieriger sein als diejenige des Vorabends, denn sie erschien uns als der Höhepunkt aller Schwierigkeiten. In der Tat konnten wir gar nichts sehen. Ein schöner Weg führt in das Dickicht, hört plötzlich auf, und wir müssen uns durch eine so dichte Pflanzenwelt durchschlagen, wie man sie sich kaum vorstellen kann. Sehr anstrengend ist es, niemals zu sehen, wo man den Fuss hinsetzt. Oft rutscht man aus oder fällt in ein Loch! Manchmal erschweren uns auch moosbedeckte Felsen das Weiterkommen. Eine Menge von Schluchten haben wir überschritten, deren Flanken beinahe senkrecht sind und wo man sich an Grasbüschel klammert und aufpassen muss, nicht an Disteln, Brennnesseln oder wildes Gestrüpp zu greifen, denn die letzteren sind sehr ver-



breitet. Sie zerreißen unsere Kleider, zerkratzen unsere Hände und das Gesicht und gehen uns auf die Nerven.

Nördlich der anderen Seite des Stromes ist der Abhang des Gebirges sehr gefährlich. Felsige, grasbewachsene Scheidewände erheben sich senkrecht im Abstand von einigen hundert Metern, und Wasserfälle höhlen in reissendem Plätschern die Felsen aus. Am Fusse der Felsenwände beherbergt ein dichter Wald einige Rudel Wild. Wir sehen plötzlich eine Gruppe von siebzehn Tarrs (eine Art Antilope), die bei unserem Herannahen davonjagt.

Nach und nach wird die Vegetation spärlicher, und wir hoffen, bald aus diesem Labyrinth hinauszukommen. Aber nach dem Birkenwald kommen Abhänge, die mit Alpenrosen bewachsen sind und wo der Durchgang viel schwerer ist, denn man rutscht mit den Füßen auf dem Gestrüpp aus und muss sich dauernd mit den Händen festhalten.

Wir sind ganz verzweifelt. Doch bald können wir bis zum Fluss hinuntersteigen und wieder am linken Ufer hinaufgehen, wobei wir auf Steinen und rundem Kiesel weiterlaufen. Da wir den ganzen Sommer durch Moränen gelaufen sind, fühlen wir uns auf diesem neuartigen Boden sehr wohl.

Das Tal wird hier, östlich vom Trisul, von einem riesigen Strom abgeschlossen. Der Trisul hat eine Höhe von mehr als 7000 m, und wir haben seine Felswände noch nicht sehen können, da sie von dichtem Nebel umgeben sind. Ein von Steinen bedeckter Gletscher fließt auf der rechten Seite hervor, während sich der Nanda Gunthi am Ende des Tales befindet, welches links gegen Norden abbiegt.

Um weiterzukommen, müssen wir das linke Ufer des Gletschers aufwärtsgehen bis zu der Stelle, wo wir ihn überqueren können. Ein seitwärts gelegener Strom hindert uns am Übersetzen. An verschiedenen Stellen könnten wir hinüberspringen, aber falls wir dabei ausglitten, wären wir ganz verloren. Endlich gelingt es uns weiter oben, über das Wasser zu setzen, wobei wir auf den Steinen, die mit Eis bedeckt sind, Halt suchen. Der Übergang ist schnell getan, und wir landen in feuchtem Gras, das uns bis an die Hüften reicht und die Hänge bedeckt.

Wieder gehen wir am Fluss abwärts und entdecken einen grossen, hervortretenden Felsen, dessen unterer Teil trocken ist. Dort können die Kulis lagern, ohne nass zu werden. Wir zünden Feuer an, und das Zelt für Dittert und mich wird aufgestellt. Den Berg, den wir erklimmen möchten, haben wir bis jetzt noch nicht erblickt, und unter diesen Verhältnissen ist es schwer, festzustellen, von welcher Seite aus wir die Besteigung riskieren können.

Gegen Abend zerteilen sich die Wolken etwas, und ein strahlendes Himmelsgewölbe erscheint. Auf der linken Seite verläuft der südliche Kamm, der oben von Schnee bedeckt ist, in grossen Felsvorsprüngen nach unten zu. Rechts gehen vom östlichen Kamm sanfte Abhänge hinunter, vom Gipfel bis zu einem Vorberg, von wo aus ein verschneiter, dann felsiger und von Steinblöcken bedeckter Kamm bis zu einem Pass hinunterführt. Es ist der Humkum Gala von 5233 m Höhe.

Dittert meint, wir sollten am südlichen Kamm einen Versuch machen – ich bin aber dazu noch nicht entschlossen, denn ich sehe sehr wenig vom Berge, und von so weit weg ist es schwer, ein Urteil zu fällen –, aber ich bin eher für den östlichen Kamm.

Ich weiss, dass die Besteigung des Nanda Gunthi während des Krieges versucht worden ist, doch habe ich keine Ahnung, von welcher Seite aus und kenne auch nicht die Gründe der erlittenen Schlappe.¹

Auf alle Fälle sind wir dadurch nicht beeinflusst und stützen uns nur auf unser eigenes Urteil. Am folgenden Tag ist es am Morgen sehr klar, und eine strahlende Sonne überflutet das Tal. Rechts verlieren sich riesige Felsenwände des Trisuls im Blau des Himmels – ein unbeschreiblicher Anblick! Der Nanda Gunthi erhebt sich gewaltig und erhaben, und er schliesst nördlich das Tal ab. Nach dem, was wir sehen, scheint der östliche Kamm des Berges – obgleich viel länger als der südliche Kamm – keine grossen Schwierigkeiten zu bereiten. Wenn die Felsvorsprünge am unteren Teil des Kammes umgangen werden können, scheint der verschneite Kamm bis zum Gipfel des Vorberges nicht zu steil zu sein. Vom Vorberge bis zum Hauptgipfel muss es ein richtiger Triumphmarsch sein, der wohl leicht auszuführen ist. Voller Optimismus schliesst sich Dittert meiner Meinung an, die Besteigung von der Ostseite aus zu versuchen, und ich beschliesse, das Zelt auf dem Pass des Humkum, 5233 m hoch, aufzuschlagen.

Weite und bequem zu überschreitende Moränen machen uns das Weiterkommen leicht. Dann, nach einem zugefrorenen See, wo wir fünf Bharale aufscheuchen, steigen riesige, mit Geröll bedeckte Hänge zu dem Pass hinauf. Diese sind sehr schwer zu erklimmen. Das letzte Stück besteht aus einem kleinen Gletscher, auf den wir rechts zusteuern. Aber bald müssen wir auf die linke Seite zurückkommen, an

¹ 1944 wurde der Versuch einer Besteigung von einer Expedition unternommen, die aus folgenden Personen bestand: Basil Goodfellow, John Buzzard, Innes Tremlett sowie den Sherpas: Pasang Dawa und Nuri. Sie versuchten den südlichen Kamm, wurden aber von unüberbrückbaren Klüften des Gletschers aufgehalten. «Himalayan Journal», 1946, Seiten 96–100.

einer Gletscherspalte entlang, und beim Abstieg müssen wir Stufen einhauen, um die Felsen zu erreichen.

Während dieser Zeit hat sich der Himmel bewölkt, Nebel versperren die Aussicht, und es regnet. Zwanzig Minuten später sind wir am Pass mit den Sherpas und den drei Trägern von Harsil. Wir setzen unser Gepäck ab und machen uns auf, um die Lasten der Kulis zu holen, die noch heute bis zum Zelt am Felsvorsprung zurückkehren müssen. Aber die Sherpas lassen uns nicht wieder hinuntergehen. Sie brechen allein auf und verschwinden bald im Nebel. Drei Viertelstunden später befinden sich alle Lasten auf dem Pass. Inzwischen haben wir angefangen, das Geröll auf dem Abhang wegzuräumen, um die Zelte aufstellen zu können. Diese sind sehr bald errichtet, und nach einer warmen Mahlzeit legen wir uns schlafen.

Am nächsten Tag herrscht statt der gewöhnlichen, allmorgentlichen Aufhellung ein dichter Nebel über den Pässen, und wir können gar nichts sehen. Ich beschliesse also, ein besseres Lager, so hoch wie nur irgend möglich, auf dem östlichen Kamm zu errichten. Da wir am Rande entlang laufen, umgehen wir im Süden die erste Gruppe von imposanten Felsblöcken und kommen dann, über einen gefährlichen Abhang voller Geröll, zu dem Kamm zurück, den wir verfolgen. Mehrere Felsvorsprünge werden überklettert, und wir bewundern dabei die Sicherheit unserer Sherpas, die diese Hindernisse mit ihrer schweren Last leicht bewältigen. In 5450 m Höhe kämpfen wir gegen einen senkrechten Felsvorsprung, der aus einer Reihe von ziegelartigen Platten besteht. Angeseilt und verwegend versucht Dittert die Besteigung, aber seine Füße gleiten auf den feuchten Platten aus. Um es wagen zu können, hinaufzuklettern, müssten wir Nägel haben. Wir überlegen, wie wir das Hindernis umgehen können. Auf der linken Seite ist nichts zu machen, denn der Abgrund verliert sich in eisigen Furchen. Rechts klettern wir eine verwetternete Felsenschlucht hinunter und kommen zu gefährlichen Absätzen, die zu Platten führen. Über diese Platten erreichen wir wieder den Kamm 50 m höher. Wir sind auf einem Felsblock, dessen Rand weiter vorne an den Schnee grenzt.

Dieser letzte Übergang erscheint uns zu schwierig für die Sherpas, die mit Lasten beladen sind, und wir beschliessen, zwei Zelte 30 m tiefer auf einer Fläche des nördlichen Abhanges aufzuschlagen. Die für das Legen der Fundamente, auf die die beiden Zelte aufgeschlagen werden sollen, erforderliche Arbeit ist beträchtlich, denn der Berg droht bei jedem Weitergraben einzustürzen. Ausserdem ist das Wetter

sehr schlecht geworden. Es giesst in Strömen, was uns sehr beunruhigt, denn wir befürchten, dass dieser Regen über unserem Lager Steine loslösen könnte. Zwei Sherpas bleiben bei uns, und die anderen gehen wieder zum Pass zurück. Sobald wie möglich gehen wir schlafen, um unter Dach zu sein. Es ist 2 Uhr nachmittags. Wir sind ganz mutlos und des Hoffens müde. Trotz allem Optimismus will das Wetter nicht wieder schön werden – im Gegenteil, es erhellt sich nicht einmal mehr am Morgen! Wenn es nachts schneit, werden die Verhältnisse jämmerlich sein, und die Besteigung wird misslingen. Wir nehmen Beruhigungsmittel ein, um schlafen zu können, um von dem Alpdruck befreit zu werden und um auch nicht mehr auf das Geräusch der unaufhörlich fallenden Steine zu achten. Um 2 Uhr morgens wache ich auf und stecke den Kopf aus dem Zelt. Ich erblicke Sterne und rufe voller Freude Ang Tenzing, damit er Feuer mache und das Frühstück vorbereite. Eine halbe Stunde darauf schaut Dittert von neuem gen Himmel, der jetzt ganz bewölkt ist – kein Stern mehr, das bedeutet schlechtes Wetter! Aber nein! Ein Stern leuchtet durch die Nebel hindurch, und es braucht wirklich viel Optimismus, um dieses Wetter schön zu finden. Ang Tenzing ist aufgestanden, und wir fragen ihn, ob die Aussichten gut sind. Statt einer Antwort wirft er uns einen Stein herüber. Beim Schein der Kerze sehen wir, dass dieser Stein von Glatteis bedeckt ist. Dittert und ich sehen uns ganz verdutzt an, denn wir werden die Felsen mit Steigeisen erklimmen müssen.

Um 3.40 Uhr ziehen wir mit einer Laterne los. Dittert ist vorne, als zweiter komme ich, und Ang Tenzing ist dritter. Wir lassen Norbu im Zelt zurück, denn wir vermuten, dass das Unternehmen sehr schwer sein wird. In der Dunkelheit brauchen wir für das Erklimmen der total vereisten Blöcke beinahe eine ganze Stunde. Der feine, felsige Kamm liegt hinter uns, und wir kommen an den Schnee heran. Er ist wunderbar, und man braucht nur mit der Zehenspitze aufzutreten, und schon ist der Weg gemacht. Dittert ist schonungslos und steigt schnell höher. Der Abhang wird ausserordentlich steil, aber unter so guten Umständen macht es Freude, emporzusteigen, obgleich es mir doch schwer fällt, mit meinen Kameraden Schritt zu halten. Der Tag fängt an, und mit ihm klärt sich der Himmel fast ganz. Zur Rechten, gegen Norden, fällt unser Blick auf das wilde Panorama des Gletschers von Ronti, über welchem die beiden Gipfel des Nanda Devi auftauchen. Zur Linken von einer Gebirgskette von zirka 6000 m Höhe erhebt sich der sehr spitze Dunagiri und die noch unheilvollere Gruppe des Changabang und des Kalanka. Hinter uns schliessen die

gletscherbedeckten Felsenwände, die vom östlichen Abhang des Trisuls unterbrochen werden, das schöne Bild ab.

Der Kamm, auf dem wir laufen, wird langsam flacher, um dann wieder gen Himmel aufzusteigen und in einem schmalen, gezackten Gipfel zu enden. Hier ist die Eiswand äusserst steil, und bei jedem Schritt muss eine Stufe gehauen werden. Zum Glück ist der Schnee ausgezeichnet, und Dittert fühlt sich ganz in Form. Wir erklettern schnell die Felswand, die immer steiler wird, und bedenklich nähern sich unsere Fusstapfen dem weissen Gipfel. Bald ist die Höhe der grossen Felswand erreicht, während der Grat in sanfte Hänge verläuft. Aber der Grat ist so scharf, dass er uns äusserst gefährlich vorkommt. Dittert hackt ununterbrochen Stufen auf der Nordseite. Wir sind bald am Gipfel der Schulter angelangt, können den Kamm überqueren und einige Meter auf einem Felsensteg abwärts steigen, wo wir uns ausruhen und von wo aus wir das grossartige Panorama photographieren können. Von diesem Fleck aus, in Richtung des Nanda Gunthi, wird der Kamm immer schmaler.

Ein Schauern überfällt uns, und wir fragen uns, ob wir nicht am besten die Besteigung aufgeben sollen. Der Gipfel des Berges, der sich einen Kilometer weit von uns und 300 m über uns erhebt, glänzt in der Sonne und scheint leicht erreichbar zu sein. Ich ermutige Dittert, noch dieses Stück des Kammes zu bewältigen und versichere ihm dabei, dass es hinter dem, was wir sehen, besser sein wird und wir auf grosse Schneeflächen kommen müssen.

Er nimmt seine Arbeit mit genau dem gleichen Eifer, wie ihn die besten Führer haben, wieder auf, und vorsichtig gehen wir weiter. Hier ragt die Gipfelzacke wie ein Adlerschnabel himmelwärts und überdacht einige Meter weit den südlichen Abhang, weshalb wir gezwungen sind, an der nördlichen Wand, die ausserordentlich steil ist, abzusteigen.

Das Unternehmen ist sehr schwierig. Ein zweiter Felsvorsprung ist uns sehr willkommen, aber welche Enttäuschung! Der Kamm geht nicht in Schneeflächen über, sondern zieht sich noch einige hundert Meter so hin. Die Wächten formen einen entzückenden Rand, der über die Kegel der steil abstürzenden Hänge ragt. Wir würden weniger Schönheit, aber dafür mehr Bequemlichkeit vorziehen. Immerhin geht Dittert auf den letzten Kamm zu, in der Hoffnung, dass alle Schwierigkeiten bald hinter uns liegen werden. Dieser Kamm läuft wieder abwärts, was das Stufenschlagen besonders erschwert. Wir gelangen oben an einen letzten, steilen Abhang, den wir rückwärts gehend

mit unseren Steigeisen überschreiten, und kommen endlich auf eine Schneefläche.

Ach! Der Felsvorsprung ist hinter uns – es ist 9 Uhr –, es waren für uns fünf Stunden harte Arbeit nötig, um bis hierher zu gelangen, und immer mehr bedeckt sich der Himmel mit Wolken! Wir sind aber fest entschlossen, uns unsere Anstrengungen zunutze zu machen. Aber von einem sofortigen Weitersteigen versprechen wir uns nicht viel. Wir müssen entweder ein bestimmtes Stück auf dem spitz zugehenden Kamm laufen oder an diesem abwärts auf den Schneeflächen entlang gehen, die wir «Canapés» nennen. Aber diese «Canapés» sind voneinander durch sehr steile Abhänge und durch eingestürzte Seracs getrennt. Wir erwägen beide Möglichkeiten: Eine Weile gehen wir auf dem Kamm entlang und steigen auf der Südseite auf eine Fläche hinunter, von wo aus wir noch eine zweite Fläche erreichen wollen. Doch der Abhang ist beinahe ganz senkrecht. Wir suchen eine andere Lösung, kommen aber zu keinem Resultat. Wir geben es auf und steigen in eine Höhle voller Pulverschnee, um weiter unten einen sehr steilen Abhang, ganz von schmelzendem Schnee bedeckt, zu überqueren. Der Versuch gelingt. Wir befinden uns auf dem unteren «Canapé», Nebel umgibt uns, aber er kann uns nicht mehr aufhalten, denn nach dem, was wir schon erlebt haben, dürfen wir bis zuletzt keine Mühe scheuen. Ang Tenzing bahnt uns den Weg. Ein nicht zu schwer zu erklimmender Abhang führt uns an einen grossen Serac heran, den wir in einer Kluft voller Schnee umgehen. Stufe für Stufe erklimmen wir mit grosser Anstrengung den letzten Abhang, der bald durch einen Riss gespalten ist. Über diesem Riss liegt ein feiner, sehr steiler Kamm, der das letzte Hindernis darstellt. Auf der rechten Seite kann man nichts unternehmen, und zur Linken zeichnet sich bald unsere Spur in dem schmelzenden Schnee des Kammes ab.

Die weisse Schicht ist dick und könnte abgleiten, aber wir müssen unser Glück versuchen. Der Abhang verflacht sich langsam, aber der Gipfel ist weiter entfernt, denn der Kamm steigt noch. Endlich erreichen wir zu Mittag den Gipfel, oder wenigstens glauben wir, dass dies der Gipfel sei, denn wir sehen nichts und können auch nicht mehr höher steigen. Unsere Freude über dieses Gelingen, das wir so sehr ersehnt haben, ist gross! Wir lassen uns aber für einen Gefühlsausbruch keine Zeit, und nach einigen nüchtern ausgetauschten Glückwünschen über diesen Aufstieg kehren wir um und steigen wieder abwärts.

Es schneit; die Spuren sind entweder verschmolzen oder wieder bedeckt. Auf den «Canapés» verfehle ich den Weg und steige zu weit

abwärts. Wir müssen wieder hinauf. Um 14 Uhr befinden wir uns wieder am Anfang des scharfen Schneegrätchens. Es hat gar keinen Zweck, dem Kamm entlang zu laufen, denn der Schnee ist schlecht und friert nicht mehr am Eise fest. Es würde Selbstmord bedeuten!

Die Spalten haben wir besichtigt, aber keine davon eignet sich für ein Nachtlager. Wir entschliessen uns, ein «Iglou» zu bauen. Mit einer Hacke werden die Felsblöcke zerhauen, dann aufgeschichtet, und um 15 Uhr ist unser Unterschlupf fertig. Wir kriechen auf den Knien in den Flur und versuchen alle drei, zusammen auf einer Steinbank sitzend, so bequem wie möglich die Nacht zu verbringen. Ang Tenzing hat vorsorglich drei Pakete Metatabletten mitgebracht, damit wir nach Bedarf uns heisse Getränke machen können. Unser Sherpa macht uns tibetischen Tee und eine «Chapati»-Suppe. Es gelingt uns, unsere Strümpfe ein wenig zu trocknen und auch unsere Handschuhe aufzutauen.

Ich schlage einen sehr frühen Aufbruch vor, aber Dittert hat es gar nicht eilig. Zum Glück schienen in der Nacht die Sterne, und es war sehr kalt. Vom Innern unseres Unterschlupfes aus haben wir nichts sehen können.

Erst um 5.20 Uhr sind wir für den Aufbruch bereit. Ang Tenzing ist zwischen Dittert und mir angeseilt. Ich bin noch ganz benommen, und in diesem Zustand begeben wir uns auf den steilen, ersten Hang. Das Gehen erwärmt mich. Am Kamm entlang können die Stufen mit einem einzigen Pickelhieb wieder ganz hergestellt werden, aber manchmal sind zwei oder drei nötig; das erleichtert ungemein unsere Arbeit. Unser Weiterkommen würde sehr schnell vor sich gehen, wenn wir nicht jede Seillänge sichern müssten. Die Aussicht ist ganz klar, und alle Berge des Garhwals kann man sehen, vom Kedarnath bis zum Kamet, bis zu den Gipfeln, die über den Niti-Pass hervorragen.

Die Sonne geht auf. Sie lässt die Schneerinnen am nördlichen Abhang noch glänzender hervortreten und bescheint mit ihren warmen Strahlen die äussere Seite. Wird es zu spät sein, um den grossen Abhang hinabsteigen zu können? Trotz aller Bequemlichkeit unseres Nachtlagers hat es uns doch angestrengt, und wir halten es nicht mehr aus, wegen unserer persönlichen Sicherheit dauernd aufpassen zu müssen.

Der Abstieg an dem steilen Gipfel, der sich über dem letzten grossen Abhang erhebt, ist äusserst beschwerlich, denn wir müssen noch eine Zwischenstufe zwischen die bereits bestehenden Stufen schlagen.



Lager II am Kedarnath mit seiner herrlichen Bergumrahmung; Oben in der Bildmitte: der *Namenlose*; unten links: *Brigupanth*; unten rechts: die kapriziöse Gestalt des *Meru*



Graven hackt Stufen beim Aufstieg zum *Satopanth* (7075 m)



Sutter in einem steilen
Eishang am Satopanth



Die gewaltigen Eiswülste in der Flanke des *Satopanth*, unter denen die Ersteiger queren mussten

Endlich haben wir das hinter uns. Wir steigen alle drei zusammen abwärts und stampfen dabei unsere Absätze in den schmelzenden Schnee. Zum Glück schmilzt dieser Schnee nur an der Oberfläche, da es so arg kalt gewesen ist, dass die untere Schneeschicht fest an das Eis gefroren ist.

An einigen Stellen ist die Schneeschicht so dünn, dass die Spitzen der Steigeisen auf Eis stossen.

Der Abstieg gelingt genau so, wie wir es erwartet haben. Um 9 Uhr sind wir an den Felsen, und einige Minuten später kommen wir an den Felsplatten vorbei, die das Lager überragen, jetzt trocken sind, und uns viel weniger steil vorkommen als beim Aufsteigen.

Ein einziges Zelt bleibt, das andere ist heute morgen geräumt worden. Penoorie und Norbu haben Tee vorbereitet. Wir essen und trinken, dann legen wir das Zelt zusammen und steigen zum Pass hinunter, wo wir von Buang Singh und Gabar Singh von Harsil erwartet werden. Das Zelt am Pass wird auch zusammengelegt, und gegen Mittag laufen wir auf den weiten Moränen hinab zu dem Zelt auf dem Felsen. Gatuk hat die Träger von Mana geholt, die uns auf einer Grasebene erwarten. Die Lasten haben wir verteilt, und gegen 16 Uhr schon, noch ganz benommen von unserem Abenteuer, befinden wir uns im Grünen.

Im Zelt erhalten wir schlechte Nachrichten. Die Träger von Mana haben doppelte Rationen aufgegessen, und es ist kein Reis und kein «Ata» (Mehl) mehr da, worüber sich die Sherpas sehr ärgern.

In den folgenden Tagen nehmen wir die Etappen durch den Dschungel wieder auf, wo es jetzt viel einfacher ist, durchzukommen als beim Hinaufgehen, weil wir die Spuren verfolgen können.

In Lat Kopri hat uns der «Orang-Utan» eins von seinen Schafen gebracht, das er von den Weiden geholt hat, und wir veranstalten einen tüchtigen Schmaus.

Unaufhörlich marschieren wir weiter und kommen in Ranikhet gerade an dem Tage an, wo die anderen Mitglieder der Expedition abmarschiert sind. Wir haben sie nur um einige Stunden verpasst. Da es uns nicht gelingt, uns von der Anstrengung zu erholen, schleppen wir unsere Müdigkeit bis nach Mussoorie weiter.

VON RAMNI NACH RANIKHET

von *Annelies Lohner*

Meine kleine Gruppe besteht aus unserem indischen Transportoffizier, den beiden Sherpas Tenzing und Ang Dawa, 11 Kulis und mir als einzige Europäerin, und wir verlassen Ramni programmgemäss. Die Geschwulst an meinem Bein ist zurückgegangen, und die Schmerzen sind fast verschwunden. Der Weg für den heutigen Tag ist auch nur 9 Meilen lang und führt meistens abwärts. Ziel ist das Dorf Gath am Nandakmifluss, das wir auch schon um 11 Uhr erreichen. Der Bungalow wird als Schule benützt und ist nicht gerade im besten Zustande. Aber hilfsbereit und äusserst freundlich stellen uns die Lehrer einen Raum zur Verfügung, den die Kinder im Nu ausräumen und etwas reinigen. Der Schulbetrieb wird damit für einen Tag unterbrochen, und die Lehrer sind glücklich, eine Unterhaltung mit Fremden zu haben. Hauptgesprächsthema ist, wie jetzt überall, die Politik, vor allem die neue Lage in Indien. Eine Welle von Nationalismus geht durch das Land, und stolz schenken mir die Dorflehrer die neue indische Flagge.

Gath verlassen wir am anderen Tag um 6 Uhr früh. Einem kleinen Flusse folgend, steigen wir stundenlang aufwärts, passieren viele kleine Siedlungen, wo die Einwohner geschäftig ihrer Arbeit nachgehen. Von den Feldern wird Getreide eingebracht, das an Ort und Stelle in die Mühle geht. Wasserbüffel und Kühe liegen friedlich am Wege; wohl sehen sie wild aus, sind aber äusserst scheu und furchtsam.

Schon um 7 Uhr brennt die Sonne heiss auf uns hernieder; wir sind daher glücklich über jede Kurve, die wir hinter uns bringen. Auf der Passhöhe wollen wir lagern; und öfters glauben wir sie schon erreicht zu haben, um dann immer wieder einsehen zu müssen, dass die eigentliche weiter vorausliegt. Aber schliesslich ist es doch so weit; auf einer kleinen Waldwiese lassen wir uns freudig nieder und warten mit Ungeduld auf die Kulis. Drohend stehen schwarze Wolken am Himmel, aber wir haben keine Lust, nass zu werden, denn von tropischen Regenschauern hatten wir nun schon genügend Kostproben.

Wirklich treffen in letzter Minute die Kulis ein; schnell werden die Zelte errichtet, und wir sind vor den Fluten geschützt. Der Abend bringt wieder Aufhellung, und in meinem kleinen Hause liegend lässt es sich schön träumen. Zartrosa Streifen mischen sich in das Türkisblau des Himmels, kein Lüftchen bewegt auch nur ein Blatt, tiefste

Stille umgibt uns. Je mehr es dämmert, desto gespenstischer ragen die Bäume, die meist nur astlose Stämme haben und von unten bis oben mit Moos und Farnkräutern bewachsen sind, in die Nacht.

Die nächste Etappe ist Tharali. Durch lichte Kiefernwälder gelangen wir auf einem guten Pfad schnell talwärts. In einer Gluthitze, der von Delhi vergleichbar, zieht unsere kleine Karawane in den Ort ein. Malerisch liegt Tharali an den Hängen, die von den Ufern des Pindarflusses aufwärtsziehen, mild in das tiefe Grün der Bananenbäume gebettet. Eine kleine Enttäuschung bereitet uns die Feststellung, dass der Bungalow noch eine weitere Meile vom Dorfe entfernt ist und abseits der Hauptstrasse liegt. Dafür stand er aber dann auch ausnehmend hübsch auf einer kleinen Halbinsel des Pindars. Wie tote Fliegen lagen wir bald alle auf schattigen Plätzchen, und erst der Abend brachte Abkühlung und erweckte uns zu einiger Regsamkeit.

So prächtig blau dieser Tag gewesen ist, so trüb bricht der nächste an. Schon beim Aufbruch regnet es ganz fein aus dem Nebel heraus. Zuerst ziehen wir talaufwärts in die Hügel. Auf diesem Wege begegnen wir vielen Frauen, die zur Arbeit auf die Felder gehen. Auffallend scheu sind sie hier, und so bald sie mich von weitem erblicken, gehen sie vom Wege ab und verhüllen ängstlich mit dem Kopftuch ihre Gesichter. Nachdem wir ein Stück dem Pindarflusse aufwärts gefolgt sind, überschreiten wir ihn, und nun beginnt die Steigung. Mittlerweile hat es heftig zu regnen begonnen, und bald läuft aus meinen Shorts das Wasser in kleinen Bächen heraus. Rahul nimmt alles in seiner gewohnten Ruhe hin, und wir versuchen, uns gegenseitig einzureden, was für ein «nice day» dies sei. Kleine Blutegel, die hier überall herum sind, plagen uns sehr, sie schlüpfen Rahul in seine nun endgültig zerfransten Halbschuhe, die er lieber trägt als Bergschuhe, mir in die Socken, die bald voller Blut sind. Kein Wunder, dass wir jeden Einheimischen fragen, wie lange es noch nach Gwaldam, unserem Ziel, und zum Bungalow sei.

Wir fühlten uns wirklich wie Fürsten, als wir endlich ein Dach über dem Kopfe hatten. Schnell brachte uns der Chaukidar (Wärter) Holz, und wohligh strömte ein Kaminfeuer bald seine Wärme aus. Auch dieser Bungalow liegt prächtig mitten im Walde und nicht weit unter der Passhöhe. In der Schweiz wäre hier schon lange ein Kurort entstanden. Bei Kaminfeuer und Kerzenlicht verzehren wir unser Dinner, zu dem uns der Chaukidar eine Gurke spendiert. Einige alte Journale stöbern wir auch noch auf, und in unserem Lesehunger lesen wir aber auch alles, was uns in die Hände kommt. So endet dieser Regentag in

einer häuslichen Atmosphäre, in der wir jedes Ding «nice» finden, ausgenommen die Wanzen und Flöhe, die unsere ständigen Begleiter geworden sind.

Um 6 Uhr des nächsten Tages stehen wir schon auf der Passhöhe. Heute sollen wir nach 10 Meilen die Autostrasse erreichen. Ein wehmütiger, letzter Blick gilt noch den Bergen, den Tälern und Wäldern, die wir durchwandert haben. Von weitem grüssen uns noch Dunagiri und der Trisul. Welch eine grossartige Sicht muss an einem klaren Tage von hier aus sein! Ich kann mich kaum trennen – vor mir dehnen sich weite, bebaute Täler, das tiefe Grün der Wälder ist verschwunden, das hellere der Reisfelder tritt an seine Stelle. An den Basars der Dörfer, durch die wir kommen, merkt man schon die Nähe der Fahrstrasse und die Berührung mit der zivilisierten Welt.

Müde und schmutzig erreichen wir in der Mittagshitze Garur. Der Ort ist wenig einladend zum Bleiben, und so setzen wir uns sofort mit dem «Verkehrsoffice» in Verbindung. Nach langem Hin und Her verspricht man uns einen Lastwagen nach Ranikhet, das etwa 50 Meilen entfernt ist.

Rahul zahlt unsere Kulis aus, die sich sofort nach Empfang ihres Lohnes und des Bakschisches in die Basars stürzen und einkaufen. Eine Büchse Sardinen und Knäckebrötchen essen wir in einer Art Wartesaal, wo die Wanzen so zu Hause sind, dass sie einem sogar am hellen Tage auf dem Hut herumkrabbeln.

Um 14.30 Uhr besteigen Rahul, Ang Dawa, Tenzing und ich den Wagen. Der alte Karren kämpft sich brav über die mehr als schlechte Strasse weiter. Erdbeben, Wassergräben, Bäche, kein Hindernis kennt dieser tapfere Wagen, der dabei einen Heidenlärm wie Kriegsgelächter von sich gibt. Wir werden so hin und her geschleudert, dass ich mehrmals glaube, der Wagen gehe in Stücke. Die Türen sind nur mit Schnüren zugebunden und schlagen bei jeder Kurve auf und zu. Nach eineinhalb Stunden aber ist diese höchst beeindruckende Autofahrt wirklich beendet. Der Motor, der schon zu Beginn der Fahrt gestreikt hat, steht still, und wir sitzen auf der Landstrasse. Wie uns der Fahrer sagt, soll um 18 Uhr ein Postauto kommen, das nach Almora fährt.

Also warten wir geduldig. Tatsächlich taucht gegen 18 Uhr das angekündigte Auto auf und nimmt uns und unsere Kisten auf. In drei Stunden erreichen wir Almora, eine bekannte Heilstation. Das Städtchen hat sogar den Luxus einer Gasbeleuchtung, und so finden wir unseren Weg zum Bungalow gut. Dieser aber ist vollbesetzt mit reichen Flüchtlingen aus den Unruhegebieten. Freundlicherweise weist

man uns nicht ab, sondern erlaubt uns, auf der Terrasse zu schlafen. Noch einmal treten die Schlafsäcke in Aktion! Ein reicher Sikh offeriert uns alle möglichen Dinge, die er aus seinem Auto, unter dem er auch schläft, hervorbringt. Für Tee, Butterbrote und Äpfel sind wir sehr dankbar, Liköre und Kognak aber sind wir nicht mehr gewöhnt. Die Freundlichkeit unseres Gastgebers will nicht mehr aufhören; um Mitternacht endlich sinke ich todmüde in meinen Schlafsack, mit dem Gedanken, dass es meistens doch anders kommt, als man es meint. Auf jeden Fall bin ich dankbar, dass diese abenteuerliche Autofahrt ihr Ende gefunden hat.

Um 5.30 Uhr wecken mich die Sherpas schon mit Tee, und eine Stunde später sitzen wir bereits im Autobus nach Ranikhet. Über sonnige Hügel und durch offene Täler führt diese Strasse dahin und gibt einen Fernblick ohnegleichen: wieder die bekannten Wände und Gipfel des Trisuls, des Nanda Gunthi und anderer, und diesmal auch noch des Nanda Devi, des höchsten bisher erreichten Gipfels. Wirklich, diese Gegend gehört zum Schönsten, das ich bisher gesehen habe, und Gottfried Kellers Worte: «Trink, o Auge, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluss der Welt!» passen so wundervoll zu Landschaft und Stimmung.

Seit gestern bin ich nun in Ranikhet und ebenfalls in einem Dakbungalow untergebracht. Entzückt vom Anblick der frischen Gemüse und Früchte, eile ich sofort mit Tenzing in die Basars, um einzukaufen. Auch Eier und frisches Brot gibt es, alles Gemüse, auf das wir uns schon seit Wochen freuten. Ranikhet selbst mutet in seiner ganzen Anlage schon sehr europäisch an: asphaltierte Strassen, Gärten voll Blumen, ein Hospital, und da und dort begegnet man auch schon einzelnen Engländern. Zeitungen und Nachrichten beginnen uns wieder zu interessieren, und hier endlich finden wir auch heissersehnte Post von zu Hause vor, die mir bei einem Haar von einem Affen gestohlen worden wäre. Ranikhet ist voll dieser lustigen Tiere, auf allen Bäumen springen sie herum, und nachmittags erwache ich plötzlich durch ein Geräusch aus meinem Nachmittagschlaf, und zu meinem höchsten Erstaunen sitzt ein Affe auf meinem Tisch und macht sich an meiner Post zu schaffen. Er schaut mich ebenso erstaunt an, wie wahrscheinlich ich ihn, und mit einem weiten Sprung und einer Tafel Schokolade in seiner Affenhand ist er wieder im Garten. Schokolade kann er nehmen, aber ja keine Briefe!

Heute, am 13. September, hat mich Rahul wieder verlassen. Er fährt noch einmal nach Garur zurück, um meine Kameraden und alles

Gepäck zu holen. In einigen Tagen sollen sie hier sein. Es ist jetzt etwas einsam für mich, doch mit Schreiben und Lesen vergeht die Zeit schnell. Heute nachmittag habe ich meine zwei Sherpas ins Kino eingeladen. Wir werden uns einen indischen Film ansehen und dann ein wenig im Basar herumschnüffeln. Tenzing kennt sich gut aus; mit früheren Expeditionen ist er schon öfters hier gewesen. Beide sind sehr besorgt um mich, besonders jetzt, wo ich allein bin. So halten die Sherpas von Anfang bis zum Ende gut und treu aus mit ihren Sahibs.

Bald wird unsere Reise durch die Berge beendet sein. Und wenn wir auch voll Sehnsucht nach fremden Ländern sind, zieht uns das Herz doch ewig nach dem Heimatlande.

HEIMWÄRTS!

von René Dittert

Es regnet unaufhörlich, und das Wetter bleibt trostlos. Es scheint, als habe sich jetzt das Schicksal gegen uns verschworen und wolle unsere Pläne für die Beendigung der Expedition durchkreuzen. Wir sind in Mussoorie isoliert; Telephon und Telegraph, Eisenbahn und Autobus funktionieren nicht mehr, erstere wegen des schlechten Wetters, letztere, weil sie für die Evakuierung der Muselmanen requiriert worden sind.

Endlich, eines Morgens, scheint die Abreise doch möglich zu werden. Der Abschied von den Sherpas ist rührend; wir danken ihnen für alles, was sie für uns getan haben, denn die erzielten Erfolge verdanken wir ja zu einem Teil ihnen. Ich bin glücklich, in meinem Leben einmal Gelegenheit gehabt zu haben, mit diesen Leuten zusammenzukommen; ich werde mich immer ihrer erinnern und dabei im Geiste aufs neue die endlosen Täler durchstreifen, und die Gletscher und Gipfel des Himalayas werden den schönsten Platz in meiner Erinnerung einnehmen.

Im Konvoi gelangen wir nach Dehra Dun. Dort erfahren wir, dass die Strasse nach Delhi zerstört ist. Wir treffen Leute, die seit fünf Tagen auf eine Reisemöglichkeit warten und auf den Quais schlafen. Hier, bei den Hindus, sind wir auch Fatalisten geworden; wir quartieren uns im Hotel ein und geniessen bei jetzt besser gewordenem

Wetter den Sommer, den wir bisher nicht zu spüren bekommen haben und der bei unserer Rückkehr in die Schweiz dort auch vorüber sein wird. Nun erfahren wir, dass wir in Gesellschaft einer hohen muslimischen Persönlichkeit, der der militärische Schutz gegolten hat, hieher gereist sind, und da wird es uns erst klar, dass wir auch gefährdet waren.

Unser grösster Wunsch ist, so rasch wie möglich nach Bombay zu gelangen. Und wirklich, schon am nächsten Morgen können wir glücklicherweise Dehra Dun verlassen, wieder im gleichen Konvoi, der sich nun aus sechs Camions zusammensetzt. Es scheint, als ob wieder Ruhe eingekehrt sei, denn in den zerstörten Strassen stehen die Leute friedlich herum. Über 250 Kilometer trennen uns noch von Delhi.

Das Bild auf dieser Reise wechselt zwischen reicher Vegetation und armen, zum Teil zerstörten Dörfern, während hinter uns, als letzter Gruss, nochmals der Himalaya aufleuchtet. Welche Kontraste, und überall Zerstörungen, da und dort tote Pferde, um die sich Schakale und Geier streiten. Das ist Indien 1947!

In Muzaflaruagar stoppt der Konvoi. Wir mischen uns unter die Menge in der Hauptstrasse, die von Esswarenständen flankiert ist: da gibt es saftige Bananen, goldige Chapati, süsse Biskuits! In einem «Bistro» trinken wir Tee; ich fühle mich zu meinem Erstaunen ganz wohl dort (zu Beginn der Reise hätte man mich zu diesem Besuch nicht bewegen können!), trotz dem Schmutz und der Art, wie die Speisen zubereitet werden – wir sind ja akklimatisiert!

Auf der Weiterreise gibt es in Meerut einen neuen Halt wegen eines Wagendefektes. Dann ist wieder der mächtige Fluss Jumna über die Ufer getreten und hat kilometerweit die Ebene überschwemmt, und 20 000 Hindus sind ohne Obdach; ein trauriges Schauspiel. Endlich erreichen wir die grosse, an die 500 m lange Brücke über den Jumna, und dann endlich, abgespannt und müde, Delhi.

Im Hotel finden wir geräumige Zimmer, Duschen und gute Mahlzeiten. Hier in der Hauptstadt wird die Situation langsam normal, obschon verschiedene Quartiere noch von blutigen Unruhen heimgesucht werden und Millionen Hindu- und Muselmanenflüchtlinge herumirren. Wir werden jetzt unsere Reise wohl schneller fortsetzen können, denn Züge und Flugzeuge verkehren wieder. Wir haben nur die eine Sorge noch: Unser Gepäck ist in Mussoorie zurückgeblieben, wie werden wir es zurückerhalten? Unsere Plätze im Express nach Bombay sind bestellt.

Einer meiner sehnlichsten Wünsche aber ist nicht in Erfüllung gegangen: wir werden Indien verlassen, ohne das Juwel indischer Architektur gesehen zu haben, nämlich den unvergleichlichen Taj Mahal, der vom Schah Jehim zum Gedenken an seine Gattin, die Herrscherin Mam Taj Mahal, erbaut worden ist. 12 000 Arbeiter benötigten 14 Jahre für den Bau dieses Monumentes, das aus weissem Marmor gefertigt und mit kostbaren Steinen verziert ist und vielleicht nicht seinesgleichen hat auf der Welt. Ein grosser Jäger und Dichter hat den Ausspruch getan: «Ich gäbe lieber alle meine Abenteuer im Dschungel hin als den ersten Eindruck beim Erblicken des Taj Mahal in dieser Mondnacht.»

Unser Zug steht bereit; er heisst so schön «Frontier Mail». Vor der Abfahrt wird ein grosses Quantum Eis in den Wagen geschafft, und ein Neger bringt die Kühlungsapparate in Ordnung. Die kühle Luft erfrischt sehr, und wir schliessen alle Türen, um die Kühle möglichst lange zu erhalten, denn die Hitze draussen ist schrecklich. Auf den Bahnhöfen ist immer das gleiche Bild: lärmende Verkäufer preisen ihre Ware, die sie auf dem Kopfe tragen, an; sie offerieren eine Menge Hindu-Spezialitäten, die sie auf einem Blatt servieren; wir ziehen jedoch Bananen vor.

Wir durchqueren jetzt eine sandige Region mit verkrüppelten Bäumen, eine Steppe, wo Viehherden das spärliche, kurze Gras abweiden. Dann fahren wir kurze Zeit an den Gestaden des Indischen Ozeans entlang, und wieder wechselt das Bild: wir sehen unendliche Mais- und Baumwollfelder. Vor Bombay durchfahren wir noch eine ganze Anzahl Nebenbahnhöfe, denn vier Bahnlinien laufen hier zusammen. Mehr als 30 Stunden haben wir für die Bahnfahrt von Delhi nach Bombay benötigt.

Ein Angestellter der Firma Volkart Brothers erwartet uns. Vergeblich suchen wir Unterkunft in einem Hotel und werden schliesslich bei verschiedenen Schweizer Freunden untergebracht, und diese Gastfreundschaft beweist uns wieder, dass wir Schweizer alle wie Mitglieder einer grossen Familie, und je weiter von der Heimat entfernt, desto enger die patriotischen Bande sind. Abends empfängt uns Dr. Sonderegger, der schweizerische Generalkonsul, sehr herzlich.

Bombay ist eine sehr europäisch anmutende Stadt. Der Verkehr wickelt sich ruhig und geregelt ab. Trams, Autobusse mit zwei Etagen, herrliche Wagen und alte Vehikel, knarrende Karren, von rachitischen Pferden gezogen, verlauste Hindus und luxuriöse Toiletten: all diese Kontraste sind für uns ungewohnt, in diesem Lande

ist es aber einmal so. Die Stadt ist weitläufig angelegt, die Hauptstrassen lang und vielfach von schönen Bäumen umrahmt. Ich vergnüge mich damit, eine Stunde lang an den riesigen Gebäuden entlang zu spazieren, wo die verschiedensten Waren aufgestapelt sind, und zuzuschauen, wie das aus Amerika eingetroffene Korn verladen wird. Halbnackte Hindus mit vor Schweiss glänzendem Körper füllen in wenigen Sekunden 200 Pfund Korn, das auf den Quais liegt, in Säcke ab, andere verschliessen und vernähen diese, und alle Arbeit dieser Menschen hat einen Rhythmus, der keine unnötige Bewegung kennt! Alles ginge viel rascher als mit Maschinen, sagt man mir, und die Handarbeit sei so billig, nur 2 bis 3 Rupien im Tag. Dabei ein Betrieb wie in den grössten Häfen: Schiffe laufen ein, die Ladung muss rasch gelöscht werden, um wieder anderen Platz zu machen; dabei herrscht ein Höllenlärm, an den man sich erst gewöhnen muss.

Und nun denken wir an den Heimflug. In zwei Tagen soll uns die «Skymaster» in die Schweiz heimbringen. Aber nun erreicht uns eine neue Hiobsbotschaft: Wir sollen weder am 11. noch am 13. Oktober abfliegen können, eine ernste Choleraepidemie sei in Ägypten ausgebrochen, und auch die umliegenden Länder treffen daher ihre Vorsichtsmassnahmen. Wir sind wieder im Ungewissen; da erreicht uns schon wieder die Nachricht, dass wir doch mit dem nächsten Flugzeug Indien verlassen können. Jetzt sind plötzlich unsere Papiere nicht in Ordnung, und schon in einigen Stunden sollen wir der Fluggesellschaft bestätigen können, dass wir morgen reisen werden. Es beginnt ein Umherrennen zu Polizei, Konsulat und offiziellen Büros. Welch Wunder, innert kürzester Zeit haben wir die nötigen Papiere in Händen.

Der 11. Oktober ist unser letzter Tag in Indien. Vor unserer Abreise kommen noch der Generalkonsul und der Vizekonsul der Schweiz, um sich von uns zu verabschieden.

Ohne Zwischenhalt fliegen wir bis Kairo, eine Flugstrecke von etwa 4300 Kilometern. Im Hotel Heliopolis können wir ein paar Stunden schlafen. Wir telegraphieren nach Hause und künden unsere Ankunft an. Vorerst aber machen wir noch einen Ausflug zu den Pyramiden.

Nach dem Mittagessen verlassen wir Ägypten und sollen in einigen Stunden Europa wiedersehen, das wir vor sechs Monaten verlassen haben. Nach der Landung in Rom verbietet man uns den Zugang zu den Gebäuden des Landungsplatzes, aus Angst vor der Cholera. Abends verlassen wir die Heilige Stadt und fliegen durch die Nacht

nach Norden. Um Mitternacht erreichen wir den Flugplatz von Orly in Frankreich. Unter unseren zahlreichen Visas fehlt uns nun gerade jenes, das uns ermöglichen würde, nach Paris zu fahren. Wir versuchen, dem Polizeikommissär zu erklären, dass das französische Konsulat in Bombay uns falsch informiert hat. Und nach zwei Stunden Diskussion bekommen wir ein Visum für 24 Stunden. In Paris verbringen wir nur ein paar Stunden und trennen uns von unseren Kameraden Frau A. Lohner, Sutter und Graven, die nach Zürich fliegen werden. Es ist der 14. Oktober; die Reise geht ihrem Ende zu.

Eine neue Überraschung am nächsten Morgen: Metro-Streik, und kein Taxi auffindbar! Mit Hilfe des Hotelportiers erhalten wir endlich einen Privatwagen für die Fahrt zum Flugplatz. Hier wieder Nebel, noch kein Flugzeug hat diesen Morgen den Flugplatz verlassen. Mit Verspätung verlassen wir endlich Bourget. Die Alpen kommen in Sicht, ich fühle mein Herz höher schlagen, und endlich der See, unser See! Ich erinnere mich der Worte eines Freundes anlässlich unserer Abreise: «Es gibt auch andernorts so Schönes wie bei uns, aber nichts Schöneres»; wie hat er recht!

Bei der Landung werden wir von unseren Familienangehörigen und einer Menge Freunde umringt. Wir sind so gerührt, dass ich Mühe habe, die Tränen zurückzuhalten. Man beglückwünscht uns, und jetzt erkennen wir erst so ganz, welch eine unvergleichliche Chance wir gehabt haben, diese wunderbare Reise unternehmen zu können. Ein Vertreter der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen, die die Expedition organisierte, überreicht uns ein herrliches Nelkenbukett in den Schweizer Farben. Ein unvergessliches Abenteuer ist zu Ende gegangen.

20. OKTOBER 1947

«Le Bon Dieu était avec vous!»

ALFRED ZÜRCHER

ENGLISCH-SCHWEIZERISCHE KARAKORUM-EXPEDITION 1947

von Hans Gyr

Am 22. Mai 1947 verliess die Englisch-Schweizerische Karakorum-Expedition, die unter dem Patronat der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen stand, Abbottabad, einen bekannten Ferienort im Nordwesten Pakistans. Sie überschritt schon am 30. Mai mit 21 Ponies den zirka 4200 m hohen Babusar-Pass, der das Khagan- mit dem Industal verbindet. Diese Überschreitung war nur möglich dank der Zuvorkommenheit des «Public Work Department», das ein Detachment Wegarbeiter zur Verfügung gestellt hatte, um die Brücken nach dem Winter wieder gebrauchsfähig zu machen und den Weg vom Lawinenschnee freizuschaukeln. Das Überqueren der sehr steilen Lawinenschneefelder bereitete ziemliche Schwierigkeiten, und die Ponies mussten oft abgeladen und die Lasten einzeln über den Schnee geschafft werden.

Auf der Nordseite des Babusar-Passes wurde der Weg durch Scouts aus Gilgit gangbar gemacht, die in Babusar-Village stationiert sind.

Zum Empfang im Gilgit-Distrikt veranstaltete der «Assistant of the Political Agent» von Chilas der Expedition zu Ehren ein Polospiel auf den sehr flinken, zähen und genügsamen Pferden dieser Gegend.

Anderntags setzte die Expedition ihre Reise fort und erreichte in einem strengen Tagesmarsch Chilas, ein Dorf im Industal, nach weiteren vier Tagen durch das glühend heisse Industal und dann entlang dem Gilgit-Fluss ihren eigentlichen Ausgangspunkt Gilgit. Dort wurde sie vom «Political Agent» herzlichst empfangen.

Nach einem kurzen Aufenthalt, der vor allem den Vorbereitungen für den Angriff auf den Rakaposhi (7790 m) diente, zog die Expedition mit nur neun Ponies weiter. Von Nomal, zirka 30 Kilometer nördlich von Gilgit, mussten die Lasten getragen werden. In grosszügiger Weise stellte der Kommandant der Scouts von Gilgit 15 seiner besten Leute zur Verfügung für den Weitertransport nach dem Base-Camp im obern Teil des Jaglot-Tales.

Am 10. Juni konnte das Base-Camp auf zirka 3500 m Höhe provisorisch eingerichtet werden. Die in Betracht kommenden Routen wurden zwecks besserer Verständigung mit Namen bezeichnet. Die Schlüsselstellung zum Südgrat des Rakaposhi-Gipfels, der

am meisten Erfolgsaussichten versprach, wurde «Monk's Head» genannt. Es ist dies der letzte Vorgipfel mit einer Schneehaube und nach allen Seiten steil abfallenden Eishängen. Mit «Corridor-Route» wurde der Weg über den stark zerklüfteten Gletscher bezeichnet, der auf den Südgrat führt und diesen nördlich des «Monk's Head» erreicht. Vom «Monk's Head» fällt der sogenannte Südwestsporn über einen langen Grat ab und teilt das obere Jaglottal in zwei Täler, das mit dem Birogamuk und das mit dem Kuntigamuk (Gamuk = Gletscher). Die Fortsetzung des Südgrates östlich vom «Monk's Head» trennt das Tal des Muntigamuk vom Dianortal, biegt dann scharf nach Westen um und bildet die Südseite des Jaglottes. Die Route, die vom Birogamuk direkt auf den Nordwestgrat führt, wurde mit «Shortcut» bezeichnet. Diese Route umgeht den Vorgipfel dieses Grates, der 1938 von Secord und Vyvyan bestiegen wurde. Die Besteigung des Rakaposhi über diese Routen wurde während fünf Wochen versucht. (Siehe Tafeln 54—55.)

Zum Abschlusse überquerten die Expeditionsmitglieder H. W. Tilman, C. H. Secord, R. Kappeler und H. Gyr die Ausläufer des Südgrates und stiegen ins Dianortal ab, um festzustellen, ob der eigentliche Südgrat eventuell von diesem Tal aus erreicht werden könnte. Als sich auch hier zeigte, dass keine Aussicht auf Erreichung des Gipfels besteht, wurde der Rückmarsch nach Gilgit beschlossen. Um eventuelle andere Aufstiegsmöglichkeiten des Rakaposhi abzuklären, wurde im Laufe des Sommers von R. Kappeler und H. Gyr noch die Nordseite und die Nordostseite vom Minapin-Gletscher her sowie die Ostseite vom Bagrot-Nala aus erkundet (Nala = Tal).

In Gilgit rüstete sich die Expedition neu aus und erforschte ein bis dahin noch unbekanntes Gletschergebiet im Batura-Muztagh. R. Kappeler und H. Gyr reisten auch durch die interessanten Länder Nagir und Hunza. Auf dem Heimwege erfolgte noch ein dreiwöchiger Abstecher nach dem entlegenen Haramosh-Gebiet bis zum Chogolungma-Gletscher über den Haramosh-Pass.

Ein reichhaltiges Bildermaterial der Rakaposhi-, Bagrot-, Phuparash- und Haramosh-Gruppe sowie von dem Batura-Muztagh, den Ländern Nagir und Hunza ist das Ergebnis dieser viermonatigen Tätigkeit. Auch ein Film über das Leben und Treiben der diese abgelegenen Täler bewohnenden Bevölkerung wurde gedreht.

Ein eingehender Expeditionsbericht wird im nächsten Band «Berge der Welt» erscheinen.

VERSUCH EINER CHRONOLOGIE DER HÖHENREKORDE IM GEBIRGE

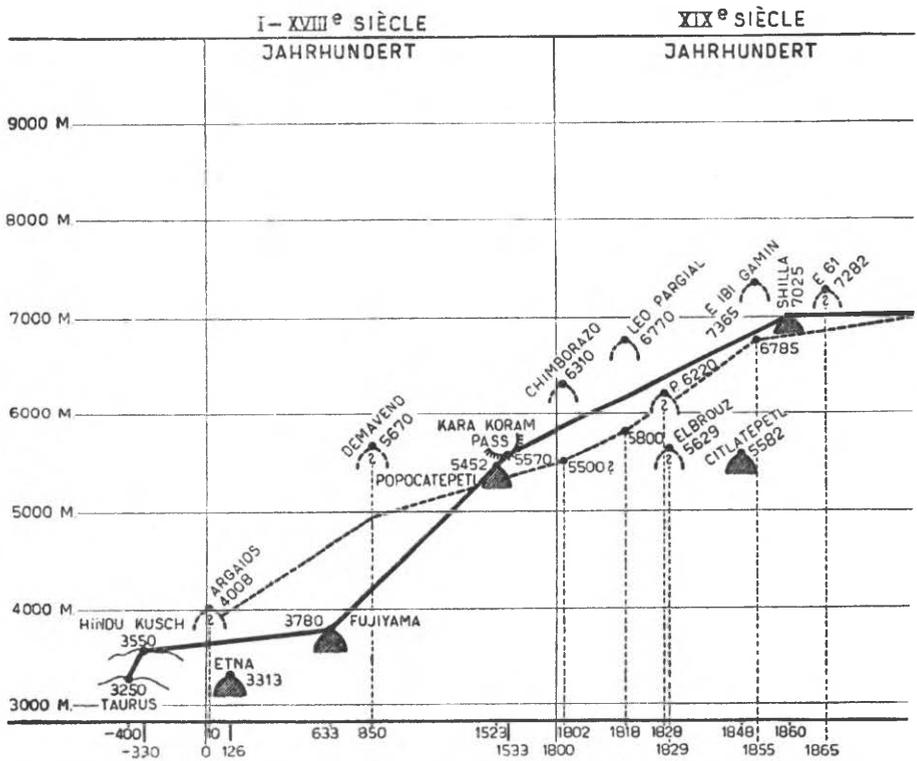
von *Marcel Kurz*

FORTSETZUNG AUS BAND I

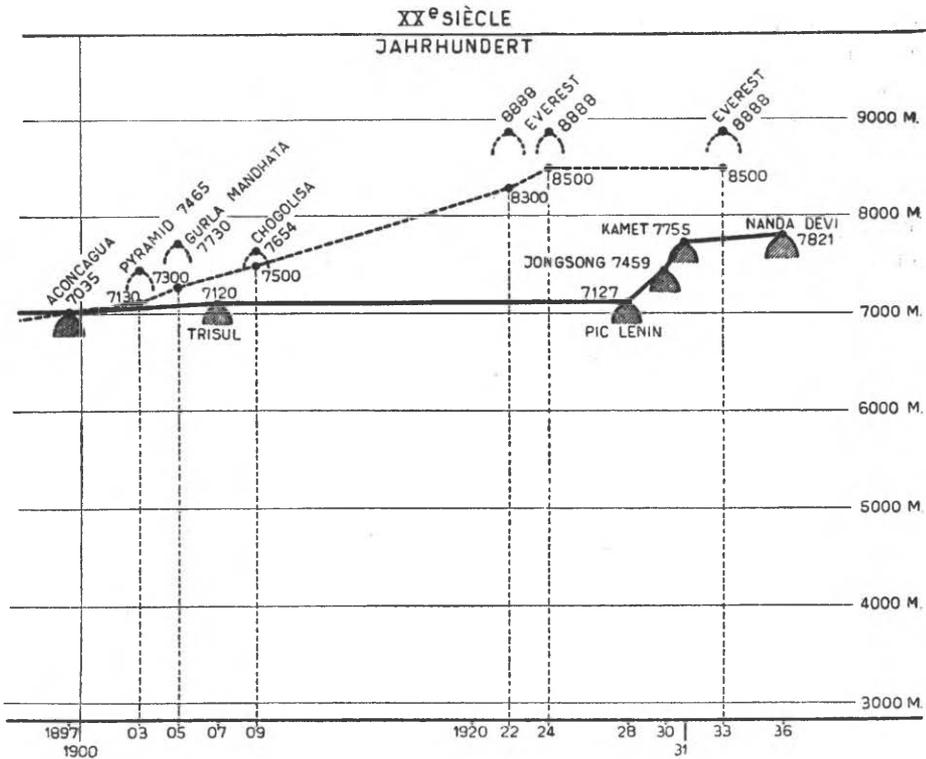
CITLATEPETL

Der Citlatepetl oder « Sternberg » (5582 m) wird auch Pic d'Orizaba genannt, nach dem Namen der an seinem Fuss halbwegs zwischen Veracruz und Mexiko gelegenen Stadt. Mit seinen 5500 m überragt er die Bucht von Veracruz. Seine Erscheinung ist gewaltig und verfehlt nie, auf den Reisenden, der an die Küste Mexikos gelangt, den tiefsten Eindruck zu machen. Dem Schiffer ist er ein majestätischer Leuchtturm, aus der grössten Ferne sichtbar. Wie alle Feuerberge hat er die Eingeborenen erst erschreckt und später geheimnisvoll angezogen; aber diese haben keinen Bericht über eine Besteigung hinterlassen. Erst im Jahre 1848 gelang es den Engländern Reynolds und Maynard, ihn zu bezwingen, doch fand ihr Bericht in Veracruz keinen Glauben, und drei Jahre später musste der Franzose Alexandre Doignon die Besteigung zweimal unternehmen, um die Skepsis der Eingeborenen zu erschüttern und seine Behauptung zu beweisen. (Es wird übrigens versichert, dass dieser Vulkan schon im Jahre 1846 von zwei amerikanischen Offizieren, deren Namen nicht überliefert sind, bestiegen worden sei.)

Doignon hatte zwei Mexikaner als Begleiter, von denen einer, Nicolas Contreras, ihn schon das erstemal begleitet hatte. Der Anstieg erfolgte zu Pferd bis zu einem Biwak nicht weit von der oberen Waldgrenze. Am folgenden Tag, den 4. April 1851, ging es im Morgengrauen weiter bergauf bis zum Fuss eines Lavakegels, der um 6 Uhr morgens erreicht wurde, und bei dem die Reisenden ihre Pferde zurückliessen. Bei der Schnee- und Eisgrenze angekommen, verloren die Mexikaner den Mut und liessen Doignon allein weiterziehen; er trug einige Vorräte



bei sich und eine ungeheure Fahne. Anstatt, wie das erstemal, den Westhang zu benützen, zog es Doignon vor, den ihm unbekanntem Osthang zu besteigen. Er fand dort einige schwierige Stellen, darunter eine ungeheure Spalte, die sich rings um den höchsten Kegel zog, und über die hinwegzukommen ihm einige Mühe machte. Er wagte sich auf allen Vieren auf eine gebrechliche Schneebrücke, die dann unter ihm nachgab, wobei er sich gerade noch knapp an der langen Stange halten konnte, an der er auf dem Gipfel das Fahnentuch befestigen wollte. Weiter oben geriet er auf einen Eishang, der ihn ins Leere hinauszuschütten drohte, und endlich, nach fünf Stunden äusserst anstrengendem Anstieg, konnte er den Gipfel erreichen. Er war vollkommen erschöpft und durchfrozen. Er pflanzte stolz die mexikanische Flagge auf, die von der ganzen Bevölkerung von San-Andrès, dem kleinen Dorf, das er am Vortag verlassen hatte, freudig begrüsst wurde. Dank dem herrlichen Wetter konnte er einen guten Teil des Tages auf dem Gipfel verbringen und sich im warmen Sonnenschein



baden. Am folgenden Tag kehrte die Karawane nach San-Andrès zurück, wo der Franzose jubelnd empfangen und im Triumph getragen wurde. Er hatte es reichlich verdient.

Gleichviel, ob er 1846, 1848 oder 1851 zum erstenmal bestiegen worden ist, der Citlatepetl oder Pic d'Orizaba ist um 130 m höher als der Popocatepetl, und er war damals ohne Zweifel der höchste bis dahin von Menschen bezungene Berg, sofern man nur die Berichte gelten lässt, die unbestritten blieben. Ein ganzes Dorf konnte Doignons Erfolg bezeugen, und diesmal hielt man den Beweis für genügend. Der Sieger machte übrigens von seiner Leistung kein grosses Aufheben; in seinem Bericht ist nirgends Rekordsucht zu spüren.

Dr. Ed. Wyss, der den Citlatepetl ebenfalls bestiegen hat, beschliesst seinen Bericht mit den folgenden Worten:

«Ich kann mir nicht versagen, den Citlatepetl mit einem jener überragenden Menschen zu vergleichen, Weisen oder Helden, die, als ihr Werk vollendet war, sich in eine stolze Einsamkeit zurückzogen, weil

sie der Menschen müde waren, die unfähig waren, ihre Sprache zu verstehen, und die ihnen feindselig gesinnt waren. Seltsame, schmerzliche Vereinsamung, die einigen wenigen beschieden ist, die ein innerer Funke zum Handeln, Bauen, Schöpferischsein drängt, bis der Tag kommt, wo das Schicksal entscheidet, dass ihre Aufgabe vollendet sei. Vergleichbar diesem Gipfel, den das unterirdische Feuer einst aus der Erde gehoben und so gewaltig und ehrfurchtgebietend in die Höhe getrieben hat, schweigen sie dann für die Ewigkeit, verbleiben aber

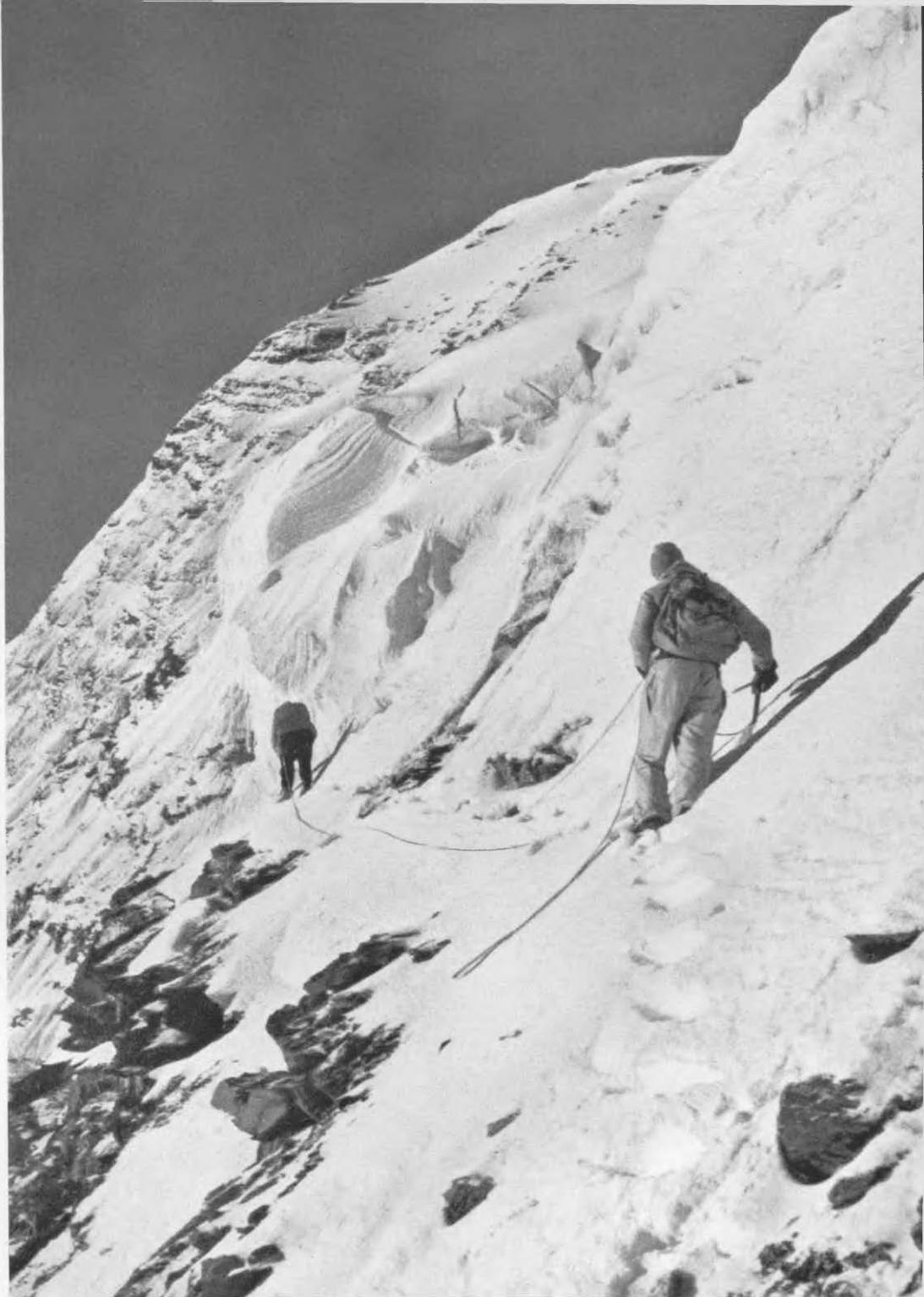


auch für die Ewigkeit dem Gedächtnis der Menschen eingepägt, die sie ursprünglich verkannt hatten. Schon lange schweigt der Pic d'Orizaba. Die Stille der Entrücktheit umgibt ihn seit mehr als zweieinhalb Jahrhunderten... »¹

IBI GAMIN

Kamet und Ibi Gamin erheben sich nördlich von Badrinath in der Zaskarkette, d. h. in der nördlichsten Kette des Garhwal-Himalayas. Der Ibi Gamin wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Richard Strachey vermessen, der die Ergebnisse in der Zeitschrift der Asiatic Society of Bengal publizierte. Er stellte vier Gipfel fest, von denen der höchste heute unter dem Namen Kamet (7755 m) bekannt ist. Es ist der gleiche Gipfel, den die Brüder Schlagintweit, zwei welt-

¹ Sur les Hauts Plateaux Mexicains, S. 112-113.



Graven bahnt den Weg durch die Flanke des *Satopanth*; rechts *Sutter*



Auf dem Wächtengrat des *Satopanth*



Der stolzeste Augenblick für die Expedition: *Graven* erreicht den höchsten Punkt des *Satopanth* (7075 m), ein Siebentausender ist bezwungen! (Erste Besteigung des *Satopanth* am 1. August 1947 durch A. Sutter und R. Dittert mit den Bergführern A. Graven und A. Roch)



Der Weg zurück: Abstieg vom *Satopanth*

berühmte deutsche Forschungsreisende, mit dem Namen Central Ibi Gamin bezeichnet haben.

Auf einer ihrer Asienreisen, die im ganzen vier Jahre dauerten (1854 bis 1857), fiel ihnen die Höhe dieses Gipfels auf, und sie versuchten im Monat August 1855 sich ihm von der tibetischen Seite her zu nähern. Dabei gelang es ihnen, auf den Hängen des Ostgipfels (East Ibi Gamin, 7365 m) bis zu einer Höhe von 6810 m emporzusteigen (später zu 6785 m korrigiert). Ihre Leistung stand in jener Zeit so ziemlich einzeln da; diese Höhe war die höchste bis dahin erreichte.

Die Brüder Schlagintweit waren gute, gletschergewohnte Bergsteiger. Sie hatten sich schon vorher am Monte Rosa geübt. Adolf und Robert waren die einzigen, die an der Besteigung teilnahmen. Adolf wurde in Kashgar, 1857, ermordet. Dieser tragische Tod setzte ihren Expeditionen ein Ende, welche sich über den Karakoram, den Himalaya und den Kuen Lun erstreckt hatten. Dem Bericht, den Hermann von Schlagintweit zu verfassen beauftragt wurde, und der in Jena 1871 erschien, entnehmen wir folgendes:

Bei ihrer Rückkehr aus Tibet machten meine zwei Brüder einen Versuch, den Ostgipfel des Ibi Gamin zu besteigen. Sie begegneten unerwarteten Schwierigkeiten, doch war ihre Besteigung an physikalischen und geologischen Beobachtungen sehr fruchtbar. Am 13. August erreichten sie das untere Ende des Nordgletschers des Ibi Gamin, das schon ziemlich hoch gelegen ist (5070 m). Bevor sie den Anstieg in Angriff nahmen, mussten sie den für einen längeren Aufenthalt in diesen unwirtlichen Gegenden erforderlichen Proviant über den Manapass nachkommen lassen. Dieser Pass ist der übliche Übergangsweg für Karawanen. Seine Höhe beträgt 5610 m, was die Ankunft der Lebensmittel etwas verzögerte.

Am 16. August brachen sie in Begleitung von ungefähr fünfzehn eingeborenen Trägern auf und begannen den Anstieg längs des Gletschers auf seinem Nordufer, die Tibeter nennen diesen Gletscher den Gantug Sumgya Dunchu. Die Beschreibung ihres Weges entnehme ich dem Brief, den sie am 8. November aus Garhwal an S. M. Friedrich Wilhelm IV., König von Preussen, gerichtet haben. Der Gletscher der tibetischen Seite war sehr regelmässig, in mancher Hinsicht dem Unteraargletscher in der Schweiz vergleichbar, nur erheblich grösser.

Nach drei kurzen Tagesmärschen hatten wir die untere Firngrenze erreicht, oberhalb welcher sich die zwei Spitzen (E und W) des Ibi Gamin erheben. Wir schlugen unser Lager auf der Gletschermoräne in einer Höhe von 5890 m auf.

Die Nacht war sehr kalt und äusserst windig, aber der folgende Tag (19. August) war schön und warm, und so beschlossen wir, den Versuch zu wagen und einmal festzustellen, bis zu welcher Höhe wir auf den Hängen des östlichen Ibi Gamin hinaufsteigen konnten. Dieser ist von den beiden Gipfeln der höchste und zugleich der leichteste. Nur acht Mann begleiteten uns; die anderen waren unter der Einwirkung des Windes und der Kälte völlig apathisch geworden.

Von unserem Lager aus begannen wir sofort sehr steil auf Hängen von gut gefrorenem Schnee zu steigen, die öfters von ungeheuren Spalten durchzogen waren, denen wir auf langen Umwegen vorsichtig ausweichen mussten. Doch kamen wir sichtlich weiter und stiegen immer höher, bis es sich dann um 2 Uhr des Nachmittages erwies, dass es schlechterdings unmöglich war, weiterzukommen. Einer unserer Träger, der plötzlich Nasenbluten bekam, hatte zurückbleiben müssen. Was uns andere betrifft, so fühlten wir uns eigentümlich ermüdet, erschöpft, wie wir es nie zuvor gewesen waren. Wolken und Nebel hüllten die umliegenden Berge ein, die Sicht war eher beschränkt, doch gewannen wir trotzdem einen sehr instruktiven Ausblick auf die Gletscher und die Orographie der Ibi-Gamin-Gruppe und ihrer Umgebung. Kaum hatten wir das Barometer aufgestellt, als ein wütender Nordwind uns zum eiligen Rückzug zwang. (Die Berechnung der Höhe des erreichten Punktes nach den entsprechenden Beobachtungen ergab 6785 m).

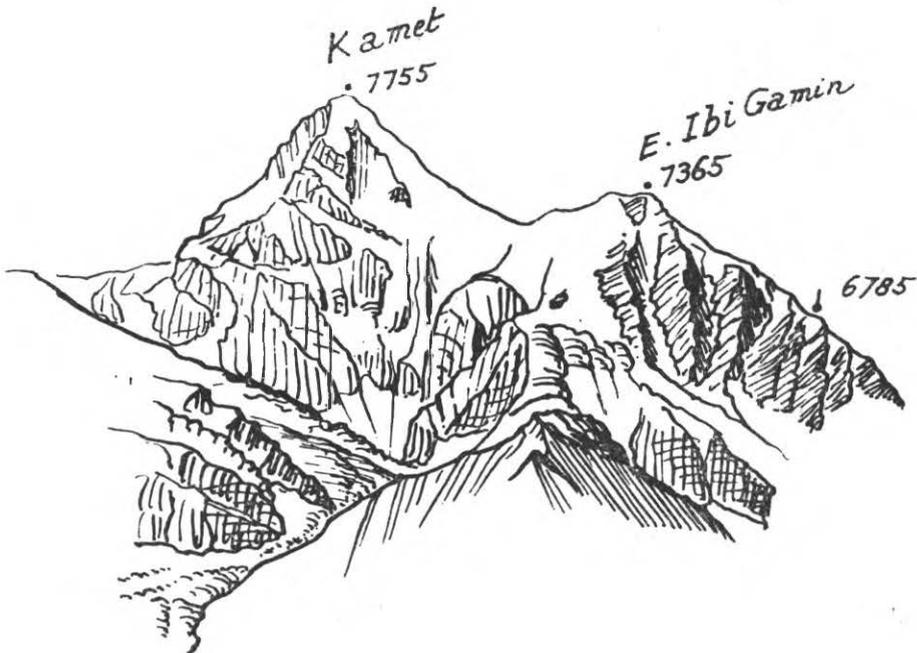
Die Heftigkeit des Windes nahm während unseres Abstieges fortwährend zu, aber wir gelangten glücklicherweise alle am gleichen Abend noch in unser Lager. Als die Sonne unterging, wurden alle Gipfel wolkenfrei und erschienen hell beleuchtet in ihrer ganzen Schönheit. Wir betrachteten den zurückgelegten Weg mit grösster Befriedigung: er führte als eine sehr feine, dank der Klarheit der Atmosphäre vollkommen sichtbare Spur bis zum höchsten von uns erreichten Punkt.

Auf unserer Reise durch den Tibet hatten wir uns an die Wirkung der Höhe gut gewöhnt. Aber während dieser Besteigung des Ibi Gamin litten sowohl unsere Leute als auch wir an Kopfweh und Augenstechen, trotz der dichten Schleier, durch die wir versucht hatten, uns gegen die Schneebblendung zu schützen. Der Wind hatte uns ununterbrochen Schneestaub in die Augen geweht. . .

Am 24. August gelangten die Brüder Schlagintweit, nachdem sie einen hohen Pass überschritten hatten, nach Badrinath.

Wir lassen hier noch einige Betrachtungen folgen, die von Robert Schlagintweit stammen, und die uns hier besonders interessieren:

In ganz Hochasien, schreibt er, wäre kein einziger Mann zu finden, der aus reinem Ehrgeiz einen hohen Gipfel besteigen würde, wie dies so viele Leute in unseren europäischen Alpen getan haben. Es geschieht sozusagen gegen seine innere Überzeugung und nur unter der Verlockung einer grossen Belohnung, dass der abergläubische Hindu sich dazu entschliesst, den Reisenden in diese Berge zu begleiten, die er



weniger wegen der unbekanntenen Gefahren eines Anstieges fürchtet, als wegen der Gotteslästerung, die er zu begehen glaubt, indem er sich dem heiligen Asyl, dem unverletzlichen Heiligtum der von ihm verehrten Götter nähert. Grösste Unruhe bemächtigt sich seiner, wenn er in dem zu besteigenden Gipfel keinen Berg sieht, sondern den Gott, von dem er den Namen hat. In solchem Fall kann er die tief beleidigte Gottheit nur durch Opfer und Gebete besänftigen. Vor und nach einer wichtigen Besteigung opfert jeder Hindu Tiere, im allgemeinen Schafe, indem er die Vorschriften des religiösen Zeremonials sorgfältig einhält und Fleischstücke und Blutstropfen dieser Opfer nach allen vier Himmelsrichtungen verstreut. Und es ist denn auch nicht der Führer, sondern der Reisende, der vorangehen muss, um den richtigen Weg zu finden. . .

Schlagintweit behauptet, dass die Brahmanen von Badrinath den Ibi Gamin mit dem Namen *Nanda Barbat* (Berg der Göttin Nanda) bezeichnen, einem Namen, der jenem des *Nanga Parbat* (nackter Berg) zum Verwechseln ähnlich ist.

Wir bemerken noch, dass der im Jahre 1855 von den Schlagintweit in Angriff genommene Gipfel bis heute unberührt geblieben ist. Seitdem sein mittlerer Nachbar, der Kamet (7755 m), die höchste Spitze des Massivs, im Jahre 1931 von der Expedition Smythe (siehe S. 157) bezwungen wurde, zieht dieser Gipfel niemanden mehr an.

SHILLA

Ein wichtiger Gipfel in unserer Aufzählung! Der Shilla ist der erste von Menschen bestiegene Siebentausender. Er besitzt ein Signal, ist trianguliert und katalogisiert. Der Sieg ist unbestritten und wird auch von niemandem in Zweifel gezogen.

Leider ist diese Eroberung aber völlig unbemerkt verlaufen; nicht einmal das Datum ist sicher. Der Erstbesteiger war ein einfacher Arbeiter des Indischen topographischen Dienstes, dessen Name nicht überliefert ist, und dem die Höhe des von ihm erstiegenen Berges auch nicht bewusst war. Er pflanzte auf den Gipfel als Signal eine einfache Stange auf, welche die Anvisierung der Geodäten erleichtern sollte.

Das alles trug sich um das Jahr 1860 auf dem Gipfel des Shilla (7025 m) in der Provinz Spiti (Himalaya) zu. Ein unbekannter Soldat, schlug er den Höhenrekord, ohne es zu ahnen, indem er allein und als erster die 7000-Meter-Decke überschritt, sein Signal eingrub und wieder zu Tal hinunterstieg mit der Befriedigung der erfüllten Pflicht. Gewiss wäre er sehr erstaunt gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, dass er für vierzig Jahre der Inhaber des Höhenrekordes sein würde.

Die Bescheidenheit dieses Mannes lag natürlich wohl zum Teil im Mangel an Bewusstsein der Tragweite seiner Tat begründet; immerhin könnte sie manchem modernem Forschungsreisenden als Beispiel dienen.

Von da an sind die Höhenrekorde allesamt im Himalaya geschlagen worden, mit zwei einzigen Ausnahmen: den Aconcagua (7035 m) im Jahre 1897 und die Leninspitze (7127 m) im Jahre 1928. Achtundsechzig Jahre liegen zwischen Shilla und Leninspitze, und der Höhenunterschied beträgt nur 102 Meter. Allerdings haben sich die Engländer seitdem auf den Hängen des Everest auf über 8500 m erhoben.

Der Shilla (der eigentliche Name ist Silla oder Sila = Berg) ist in Vergessenheit geraten; man findet ihn nicht einmal in allen Lokalkarten eingetragen. Er erhebt sich im Nordwesten von Garhwal auf 32° 16' nördlicher Breite und 78° 14' östlicher Länge, als der würdige Gedenkstein eines tapferen Unbekannten.

KUEN LUN

Im Jahre 1865 (somit im Jahre der Erstbesteigung des Matterhorns), reiste W. H. Johnson, einer der unternehmungslustigsten Geodäten des Indischen topographischen Dienstes, heimlich nach dem Kuen Lun, der grossen Bergkette, die nördlich vom Himalaya parallel zu diesem verläuft, und erforschte das Gebiet südlich von Khotan. Er behauptet, der Reihe nach die folgenden Gipfel bestiegen zu haben: E 57 (6635 m), E 58 (6697 m) und E 61 (7282 m). Später wurde festgestellt, dass der Gipfel E 61 auf seiner Karte nicht am richtigen Ort stand, und dass er ihn mit dem Zogputaran (6900 m) verwechselt haben muss, der sich in der gleichen Kette wie der E 57 und E 58 befindet.



Diese Streitfrage hat viel Tinte fliessen lassen; heute scheint indessen die Frage endgültig abgeklärt zu sein.

Der Höhenrekord verbleibt somit seinem unbekanntem Vorgänger, der den Shilla (7025 m) bestiegen hat.

Im Jahre 1866 versuchte Johnson in Kalcutta einen Himalayan Club zu gründen. Er fand damit keinen Anklang; der Versuch wurde, diesmal mit Erfolg, erst im Jahre 1928 wiederholt.

ACONCAGUA

Der Aconcagua und das Jahr 1897 bilden ein wichtiges Datum in unserer chronologischen Übersicht: Von nun an wird jede Ungewissheit schwinden; wir betreten das Feld positiver Geschichte, aus dem alle Zweifel gebannt sind; gleichzeitig gelangen wir auch zum Jahrhundert der Reklame und des spekulativen Wettbewerbes.

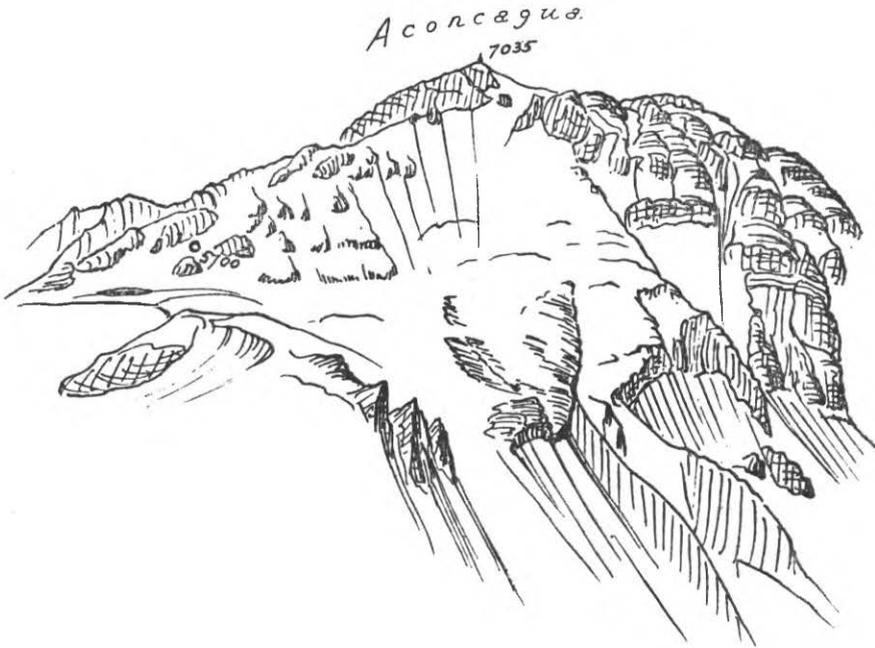
Der Name des glücklichen Bezwinners des Aconcagua ist uns bekannt, und desgleichen die genaue Stunde seiner Ankunft auf dem Gipfel. Es besteht nur noch ein kleines Fragezeichen hinsichtlich der genauen Höhe des besiegten Berges.

Wie fast alle Vulkane (gegenwärtig wird zwar die Ansicht vertreten, der Aconcagua sei kein Vulkan), weist der Aconcagua einen ausgedehnten Gipfel auf, der sich zu einer genauen Anvisierung nicht eignet, weshalb seine Höhe noch heute umstritten ist. Im Jahre 1883 bestimmte sie der berühmte deutsche Bergsteiger Paul Güssfeld auf 6970 m; diese Höhe ist von allen Angaben die niedrigste geblieben. Die Expedition FitzGerald des Jahres 1897 nahm eine Vermessung vor, indem sie von einem bereits vermessenen Punkt der transandinischen Eisenbahn ausging, und kam auf 7035 m. Diese Angabe deckt sich ziemlich gut mit dem Mittel aller späteren Vermessungen und wird von den modernen Autoren als die richtige angenommen. Der höchste Gipfel des amerikanischen Kontinentes wäre somit 10 m höher als der Shilla, und dieser 10 m wegen müssen wir den Himalaya verlassen und uns nach den Kordillern der Anden begeben, die das Rückgrat Südamerikas bilden.

Der Aconcagua ist alles in einem: der höchste aller Vulkane (sofern er wirklich ein Vulkan ist!), der leichteste aller Siebentausender und der einzige Siebentausender, der nicht in Asien gelegen ist. Diese stolzen Titel hätten ihm die Ehrenbezeugungen der Gipfelbezwinger eigentlich schon lange eintragen sollen. Wir wissen, dass im Jahre 1883 Güssfeld ihn zu bezwingen versuchte, aber erst die Expedition FitzGerald vom Jahre 1897 erreichte den Gipfel. FitzGerald war ein reicher englischer Bergsteiger, uns bekannt wegen seiner vollständigen Alpenüberschreitung, die er mit Conway durchführte, und wegen seiner Reisen nach Neu-Seeland. Seine Expedition war glänzend ausgerüstet und von der britischen Regierung finanziell unterstützt. Ihr Ziel war die Erforschung eines Teiles der Anden und die Besteigung des Aconcaguas. Es hatten sich ihr mehrere Spezialisten angeschlossen sowie zahlreiche schweizerische Bergführer, darunter, als Obmann,

der berühmte Matthias Zurbriggen, welcher der langjährige Begleiter FitzGerals war, ferner Josef Lochmatter, Josef und Aloys Pollinger (alle drei aus Sankt Niklaus) und der Träger Nicola Lanti von Macugnaga.

Von Mendoza gelangte die Expedition mit der transandinischen Eisenbahn nach Las Vacas. Von hier aus erforschte sie zunächst einmal das gleichnamige Tal und begab sich dann nach Puente del Inca



(2700 m), wo das Val Horcones abzweigt. Zurbriggen ging von hier aus allein weiter, um den Weg zu erforschen. Er entdeckte den unteren Horconesgletscher, der von der gewaltigen Südostwand des Aconcaguas überragt wird. Da von dieser Seite aus nichts zu erhoffen war, ging er die westliche Talabzweigung hinauf und erreichte in einer Höhe von über 5000 m einen breiten Sattel nordwestlich des Gipfels, der ihm die schönste Aussicht auf einen ausgezeichneten Anstieg bot. Er kehrte nach Puente del Inca zurück, erstattete Bericht, und bald machte sich die ganze Expedition auf den Weg.

Sie verliess Puente del Inca am 23. Dezember 1896 und richtete ihr Ausgangslager in 4260 m Höhe ein, zuhinterst im Horconestal, am Ende des gleichnamigen hinteren Gletschers, und sodann ein festes

Lager in 5700 m Höhe, auf dem von Zurbriggen erreichten Sattel. Leider wurden auf diesem Sattel alle Teilnehmer (ausgenommen Zurbriggen) bergkrank und erklärten sich für unfähig, weiterzusteigen. Zurbriggen war der einzige, der den Gipfel erreichte. Da er uns darüber einen Bericht hinterlassen hat, ist es interessant, ihm auf seiner einsamen Bergwanderung zu folgen. Das Original seines Manuskriptes schrieb er auf Anordnung FitzGeralds auf italienisch nieder. FitzGerald liess es ins Englische übersetzen und 1899 durch Fisher Unwin in London unter dem Titel *From the Alps to the Andes* herausgeben. Dieses Buch wurde kürzlich ins Deutsche übersetzt, ist aber nie in seiner ursprünglichen italienischen Fassung erschienen.

Zurbriggen schreibt einfach, wie er spricht, ohne literarischen Ehrgeiz. Er erzählt die Geschichte seines ersten Versuchs und seines Rückzugs, auf welchem sein Pferd ihn in ein Bachbett hinabliess; seines zweiten Versuchs als Einzelgänger, und wie er auf dem Rückweg in 6500 m Höhe Güssfeldts Visitenkarte fand, die dieser 1883 dort hinterlassen hatte. Beim dritten Versuch, den er mit FitzGerald unternahm, wären ihm bei der Temperatur von -17° beinahe die Füsse erfroren, wenn zwei der Eingeborenen sie ihm nicht massiert hätten, wobei sie ihm allerdings die entsetzlichsten Schmerzen verursachten. Und endlich gelangen wir zum entscheidenden Tag, dem 14. Januar 1897; hierüber berichtet er in aller Einfachheit das Folgende:

Da wir alle ausgezeichnet in Form waren, tranken wir vor dem Aufbruch nur ein wenig Schokolade. Wir stiegen sehr langsam und gelangten um Mittag bis zu einem Punkt, der sich höchstens 520 m unter dem Gipfel befinden musste. Herr FitzGerald fühlte sich wieder nicht wohl. Wir ruhten also eine Stunde aus, um zu sehen, ob sein Zustand sich nicht bessern würde. Aber leider vergebens! Uns blieb nichts anders übrig als umzukehren! Für mich war es eine furchtbare Enttäuschung! Zweimal bereits hatte ich das Ziel meiner Träume beinahe erreicht, aber ich hatte darauf verzichtet, damit mein Herr als Erster den Fuss auf den Gipfel des Aconcaguas setzen könne.

Wir wussten, dass eine deutsche Expedition (ein Turnverein von Santiago) unterwegs war, um uns den Gipfel streitig zu machen. Dies schien mir ein hinreichender Grund, um meinen Herrn zu fragen, ob er etwas dagegen habe, dass ich bis zum Gipfel allein weitergehe. Er gab mir seine Einwilligung, und ich war ausser mir vor Freude, dass ich der Erste sein sollte, dem die Besteigung gelang.

Wenig später, um 13.45 Uhr, stieg er [FitzGerald] mit den Trägern zum Lager zurück. Ich brach nach dem Gipfel auf und erreichte ihn

um 16.45 Uhr. Indem ich auf den sehr steilen Geröllhalden emporstieg, fiel mir das Atmen ordentlich schwer, aber ich befand mich kaum zehn Minuten auf dem Gipfel, als ich wieder ganz hergestellt war. Ich baute einen Steinmann von zwei Metern Höhe, wie es bei Erstbesteigungen üblich ist, wenn man das erforderliche Material findet, und diese Arbeit fiel mir so leicht, als ob ich sie in der Ebene verrichtete. Ich hatte auf mir weder Bleistift noch Papier. Darum schnitt ich das Datum der Besteigung in den Schaft von Herrn FitzGerals Eispickel ein, den ich mitgenommen hatte, und den ich in den Steinmann einsteckte. [Diese Art der Kennzeichnung ist die heute übliche geworden und scheint bei jeder Besteigung des Aconcagua wiederholt worden zu sein: der zuletzt Angekommene lässt seinen Eispickel zurück und nimmt den seines Vorgängers mit.] Das Glück, das ich dort oben erlebte, lässt sich leichter erraten als beschreiben. Der Gipfel galt für unbesteigbar, und er ist der höchste Amerikas. Die Aussicht war prachtvoll. Ganz Südamerika dehnte sich zu meinen Füßen aus, mit seinen Seen, Bergen und Ebenen, seinen Dörfern und seinen Städten, die winzigen Flecken glichen. Welchen tiefen Eindruck machen doch von solcher Höhe aus gesehen die herrlichen Werke unseres Schöpfers! Ich bedauerte sehr, dass mir nur eine Stunde Zeit blieb, aber es war schon ziemlich spät, und zudem hatte ich seit 5 Uhr morgens nichts genossen, ausser einigen Schlücken Wein, die mein Herr mir angeboten hatte.

In zweieinhalb Stunden war ich wieder im Lager. Herr FitzGerald war mir entgegengekommen und war sehr glücklich, meinen Sieg zu erfahren. Ich erzählte ihm alles in wenigen Worten; daraufhin beschloss er, sofort nach Puenta del Inca zurückzukehren, um diese Nachricht nach London zu telegraphieren.

Damit endet der Bericht des wackeren Zurbriggen. Einen Monat später, am 13. Februar, wurde die Besteigung von zwei anderen Mitgliedern der Expedition wiederholt, dem Engländer Stuart Vines und dem italienischen Träger Nicola Lanti; aber FitzGerald selbst gelangte nie bis zum Gipfel, trotz seiner vielen Versuche und seiner zähen Energie.

Seitdem ist der Aconcagua der am meisten bestiegene Siebentausender der Welt geworden: an die dutzend Male ist er bestiegen worden; allerdings ist er nach Ansicht vieler der langweiligste der Siebentausender, hauptsächlich wegen seiner nicht endenwollenden, unstablen Geröllhalden.

Erwin Schneider, der ihn, wie so viele andere Siebentausender, ebenfalls bestiegen hat, drückt sich folgendermassen aus: Es ist

wenigstens ein Trost, dass der Aconcagua 7000 m misst, denn seine sonstigen Vorzüge sind wirklich äusserst bescheiden. Er ist derart langweilig und seine Besteigung dermassen verblödend, dass es wirklich dieser magischen Zahl bedarf, um sich fortwährend damit anzustacheln. Einem Berg solcher Höhe verzeiht man ziemlich viel! . . . Schneider reiht den Gipfel unter jene vom Schwierigkeitsgrad 0,00 und spricht von einer Geröllhalde von abwechselnder Grobheit, die 3000 m Höhe misst . . . Aber nun sind wir über den höchsten Gipfel Amerikas genügend unterrichtet: wir kehren nach dem Himalaya zurück und steigen einige hundert Meter höher.

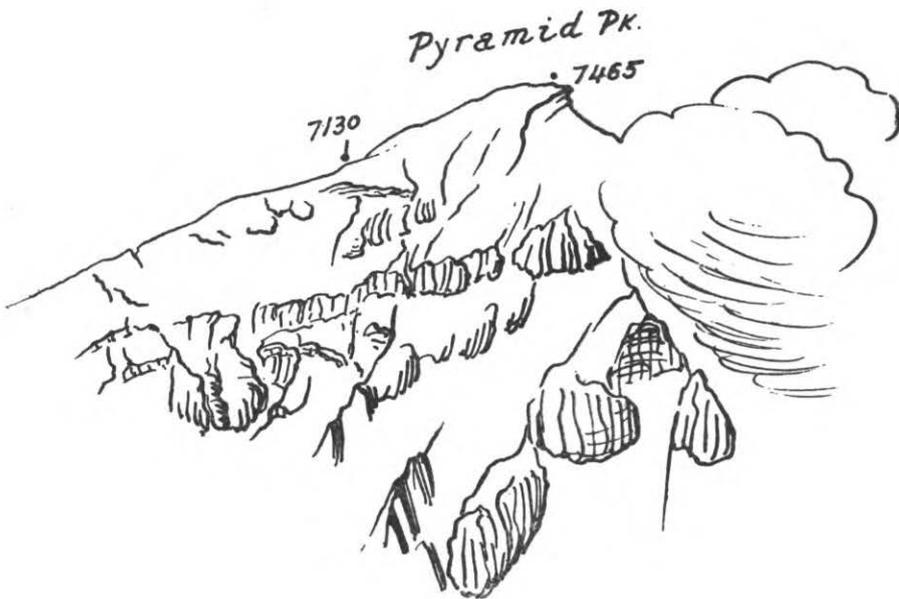
PYRAMID PEAK

Die unternehmungslustigsten, zähesten und methodischsten Erforscher des Himalayas und des Karakoram sind ohne Zweifel die Amerikaner Bullock Workman gewesen (Dr. William Hunter Workman und seine Gattin Mrs. Fanny Bullock Workman). Sie haben ein Gutteil ihres Lebens dem Karakoram gewidmet. Dieses amerikanische Ehepaar verfügte über unbegrenzte Mittel und konnte sich die Mitarbeit der besten Gehilfen sichern, um die bestmögliche Ausbeute zu erreichen. Trotzdem sie zahlreiche Besteigungen ausgeführt haben, haben sie sich nie an einem Höchstgipfel versucht: sie waren in erster Linie Forscher und haben die Literatur und die Kartographie mit zahlreichen Arbeiten und Dokumenten bereichert.

Während der schlechten Sommer 1902 und 1903 haben die Bullock Workman das Massiv des Chogo Lungma erforscht, eines der Quellgebiete des Shigar, östlich von Gilgit. Da sie gern erfahren wollten, wie hoch sie gelangen könnten, vielleicht auch vom Wunsch getrieben, den Höhenrekord zu schlagen, brachen sie am 12. August 1903 mit ihren Bergführern Joseph Petitgax und Cyprien Savoye (von Courmayeur) auf und versuchten die Besteigung des Pyramid Peak (7465 m), einer schönen Schneekuppe, die nicht überaus schwierig schien. Sie erwies sich auch als nicht schwer. Die Bedingungen waren ausgezeichnet, aber die Karawane konnte mangels Zeit den Gipfel nicht erreichen, da sie befürchten musste, das Lager nicht am gleichen Abend wieder erreichen zu können. Wir lassen einige Auszüge aus der Erzählung Dr. Workmans folgen, die sich unter dem Titel *The History of a Record ascent* im «Alpine Journal», 1905, 489 ff., findet.

Er beklagt sich ausserordentlich über die eingeborenen Träger (coolies): Die Drohungen, die Schläge, das Angebot, den schon gedoppelten Lohn zu verdreifachen, übten auf ihre furchtbare Gleichmut keine Wirkung aus. So musste das Lager viel weiter unten aufgeschlagen werden, als vorausgesehen war. Die Nacht war sehr schlecht. «Sobald wir nur ein wenig einschlummerten und darum weniger tief und seltener einatmeten, bekamen die Gewebe zu wenig Sauerstoff, und wir wachten jäh auf, um wieder mehr Luft zu schnappen.»

«Am 12. August waren wir schon um 2 Uhr auf den Beinen, und um 3 Uhr brachen wir auf: Mrs. Bullock Workman, ich, die zwei Bergführer, der Träger (Petitgax junior) und zwei Kulis, die die Instrumente tragen sollten, alle mit genagelten Stiefeln und warmen Kleidern ausgerüstet. Der Mond beschien unseren Weg, die Temperatur betrug -10° , und ein leichter Wind blies aus Norden.



Nachdem wir uns angeseilt hatten, nahmen wir sofort den gegenüberliegenden Steilhang in Angriff und stiegen in Spitzkehren, die wir dem Gelände anpassten, auf dem gefrorenen Schnee. An einer Stelle war der Hang fast 70° geneigt, und wir mussten ihn lange queren, und dies genau oberhalb eines verschneiten Schrun des, dessen Grund sich unseren Blicken entzog, der aber im unbestimmten Mondlicht nur um

so schauerlicher aussah. In der Mitte dieser langen Überquerung mussten wir zwei Spalten überspringen, die sich senkrecht zu unserem Anstiegsweg hinzogen. Wir redeten wenig und schritten im Pulverschnee mächtig vorwärts. Wir waren in Sorge wegen unserer Füße, welche trotz der vielen Socken, die wir angezogen hatten, und trotz der schweren Bergstiefel, zu erfrieren Gefahr liefen. Solange sie uns schmerzten, wussten wir, dass sie heil waren. Wir schlugen oft mit den Eispickeln darauf los, um die Blutzirkulation in ihnen zu erhalten . . . Nicht weit vom ersten Gipfel (Mt. Chogo, 6555 m) fanden wir einige äusserst steile Stellen, die uns zwangen, langsamer zu steigen, da wir sofort ausser Atem gerieten. Kurz vor dem Sonnenaufgang war die Kälte besonders empfindlich. Um 7.15 Uhr standen wir auf dem Gipfel. Das Thermometer zeigte -9° , und es herrschte nur wenig Wind.

Wir werden nichts über den prachtvollen Sonnenaufgang sagen, der einen vollkommenen Tag ankündigte. Wir ruhten eine halbe Stunde aus, um einige Nahrung zu uns zu nehmen, Aufnahmen zu machen und unsere Instrumente abzulesen. Wir liessen hier einen der Kulis zurück, der genug hatte, und schritten weiter in der Richtung auf den zweiten Gipfel, wobei wir einen schmalen Schneeegrat hinunterstiegen . . . Die Neigung war weniger steil als beim ersten Gipfel, die ganze Schwierigkeit bestand hier nur in der Überwindung der Höhenwirkung und der Müdigkeit, die der Anstieg in tiefem Schnee verursachte.

Um 10 Uhr befanden wir uns 20 Minuten vom Gipfel entfernt (Mt. Lungma). Hier teilte sich die Karawane. Mrs. Bullock Workman, der Träger und der Kuli führten die Besteigung dieses Gipfels zu Ende, den sie um 10.30 Uhr erreichten. Die Höhe betrug 6880 m.

Petitgax, Savoye und ich brachen auf nach einem Punkt, der ungefähr 1000 Fuss höher lag, auf dem Südwestgrat des dritten Gipfels, von dem aus man den Ausblick nach Westen hatte. Von der Stelle aus, an der wir uns trennten, schien der Gipfel vollkommen zugeschnitten zu sein, da sein Gipfel von der typischen Wächte gekrönt war, die in den blauen Himmel wie der Kamm einer mächtigen Woge hineinstach, im Augenblick, wo diese zusammenbricht.

Wir erhoben uns langsam auf dem ansteigenden Schneeplateau, das sich unterhalb der Schlusspyramide ausdehnt, deren eine Kante durch einen langen Schneeegrat gebildet wird (von ähnlicher Steilheit wie die Hänge der ersten Spitze), die sich regelmässig bis zum Gipfel hinaufschwingt. Wir entledigten uns des überflüssigen Gepäcks, nahmen den Grat in Angriff und erreichten nach harter Arbeit um

halb eins das angestrebte Ziel. Die Berechnungen auf Grund der an dieser Stelle vorgenommenen Ablesungen, die mit den in der unteren Station gleichzeitig gemachten verglichen wurden, ergeben eine Höhe von 23 394 Fuss, das sind 7130 m.

Wir haben keinen Augenblick daran gedacht, den eigentlichen Gipfel (7465 m) zu erreichen. Unter diesen Umständen wäre es Wahnsinn gewesen. Möglicherweise hätten wir im Lauf des Nachmittags den Gipfel erreichen können, aber dieser wäre zugleich unser Grabmal geworden, da wir unser Lager in der gleichen Nacht niemals hätten erreichen können und eine in solcher Höhe im Freien verbrachte Nacht so gut wie der sichere Tod gewesen wäre, ganz abgesehen von der Gefahr der Übermüdung. Hätten wir in 6400 oder 6700 m ein Lager aufschlagen können, dann hätte die ganze Karawane den Gipfel wahrscheinlich erreicht, denn das Wetter war einzig schön, ohne eine Spur von Wind, der schönste Tag des ganzen Sommers . . . Wir hatten diese einzigartige Gelegenheit, die sich im Verlauf dieser zwei Sommer geboten hatte, sofort ergriffen und nach Möglichkeit ausgenützt.»

Dr. Workman hatte also die Stelle, die er erreichen wollte, von vorneherein bestimmt, und er tat keinen Schritt weiter gegen den Gipfel. Das mag überraschen, um so mehr, als er nach ausgeführter Berechnung feststellen musste, dass er die Höhe des Aconcagua (7035 m) nur um 95 m überschritten hatte. Allerdings feierte er an jenem Tage seinen 55. Geburtstag, und dies ist ein Alter, wo das Herz Grenzen setzt, die innezuhalten sind.

GURLA MANDHATA

Die Gurla Mandhata (7730 m), die höchste Spitze im Innern des eigentlichen Tibets, erhebt sich einsam in der Mitte der tibetischen Hochebene. Sie gehört nicht zur Hauptkette des Himalayas, sondern befindet sich in jener von Ladak. Sie ist das Gegenstück zum berühmten, auf den ersten Seiten unserer Studie bereits erwähnten Kailas, von dem sie durch die Seen von Manasarovar (4540 m) getrennt ist, aus denen die beiden grössten Ströme Indiens hervorgehen, der Brahmaputra und der Satlej. Sie ist ein typischer Sedimentberg, mit langen, wenig steilen Gletschern auf seinem Westhang. Sie ist leicht zu besteigen und zieht die Blicke des Forschers sofort an. Im Jahre 1905 verbrachte T. G. Longstaff (ein bezeichnender

Name, der noch berühmt werden sollte) sechs Monate im Himalaya. Begleitet von den zwei berühmten Bergführern Alexis und Henri Brocherel (von Courmayeur), war er aufgebrochen, mit der Absicht, den Trisul (7120 m) zu besteigen. Sein Plan fand indessen durch unvorhergesehene Umstände eine Änderung. Als er den abgeordneten Kommissar von Almora in Askot einholte, war ihm das Glück beschieden, ihn nach Tibet begleiten zu dürfen; so gelangte er Mitte Juli nach Taklakot (4050 m), einem kleinen südwestlich vom Berg gelegenen Dorf, welches der beste Ausgangspunkt für eine Besteigung



darstellt. Es scheint, dass ein Versuch auf diesen Berg noch nie gemacht worden war, dies hauptsächlich wegen der politischen Schwierigkeiten und des heiligen Charakters der Gurla.

Longstaff verliess Taklakot am 18. Juli mit den Brocherel und sechs Bhotias-Kulis aus Garbyang. Am westlichen Fuss des Berges angelangt, begannen sie den Anstieg des langen Grates, der sich südlich vom Hauptgletscher hinzieht und der bei einem Vorgipfel endet, der vom Hauptgipfel durch einen langen und schwierigen Grat getrennt ist. Der Weg erwies sich als ungangbar, und so mussten sie umkehren. Sie verloren auf diese Weise zwei Tage, während welchen Longstaff andauernd an Kopfschmerzen litt. Sie wählten hierauf den Grat auf der anderen Seite des Gletschers, der seinen rechten, nördlichen Wall bildet. Die Brocherel hätten vorgezogen, auf dem Gletscher vorzugehen, aber Longstaff nahm an, dass der Grat luftiger wäre und für die Kulis leichter zu begehen.

Während die Brocherel und drei Träger nach Taklakot hinuntergingen, um mehr Vorräte zu holen, schlug Longstaff sein Lager auf der

Stirnmoräne des Gurlagletschers auf und hatte Zeit, sich zu erholen und sogar einige Hasen und eine Gazelle zu schießen.

Am 22. Juli begannen sie den Anstieg auf dem grossen Grat nördlich des Gletschers und biwakierten auf über 6000 m, nachdem sie die Kulis zurückgeschickt hatten. Diese sollten sie erst fünf Tage später wieder sehen. Am 23. brachen sie erst um 5 Uhr auf, wobei sie das ganze Gepäck liegen liessen und nur für zwei Tage Lebensmittel mitnahmen. Der Grat war leicht, aber viel länger, als sie gedacht hatten.

Um 3 Uhr nachmittags gelangten sie zu einer tiefen Einsenkung, die sie benützten, um auf den Südhang hinunterzusteigen und sich hier ein Biwak einzurichten, da es unmöglich war, den Gipfel am gleichen Tag noch zu erreichen. Der Abstieg erfolgte viel schneller, als ihnen erwünscht war, da sie eine Lawine erfasste, die sie 300 m weiter unten abstellte. Sie mussten wieder hinaufsteigen, um ihre Eispickel und ihre Kopfbedeckungen zu suchen. Ein Wunder, dass sie nicht alle drei das Leben liessen!

Am 24. Juli mussten sie durch verschiedene Couloirs nochmals hinuntersteigen, um endlich den Gurlagletscher zu betreten, von wo der eigentliche Anstieg erst um 6 Uhr begann. Der Gletscher war nicht schwer, aber in dem eingeschlossenen Halbkreis fehlte jede Luftbewegung, und die Hitze war erdrückend. Longstaff trug den einzigen wieder aufgefundenen Helm, und die Brocherel hatten sich den Kopf mit ihren Wolljacken und Schals umwickelt. Um 14 Uhr brach Alexis unter der Hitze zusammen. Er fühlte sich zu wenig sicher auf den Beinen, um allein umzukehren; so mussten sie sich zu einem Biwak an Ort und Stelle entschliessen, trotz der Versuchung, den Anstieg bis zum Gipfel fortzusetzen, was am gleichen Tag sehr wohl noch zu bewerkstelligen gewesen wäre. Henri Brocherel grub ein grosses Schneeloch, was seiner Ansicht nach die beste Art war, sich auf 7000 m Höhe gegen Kälte, Wind und Hitze zu schützen. Die Vorräte waren nahezu erschöpft, aber da der Hunger ebenfalls ausblieb, verzichteten sie an jenem Abend auf ein Nachtessen.

Am 25. jagte sie die Kälte schon um halb drei Uhr morgens aus ihrem Loch; nach einem leichten Frühstück begannen sie beim Licht einer Laterne ihren Weg durch die Eistrümmer der oberen Gletscherstürze zu suchen. Ein riesiger Spalt hielt sie auf; er konnte in der Dunkelheit nicht überschritten werden. Die Kälte war kaum auszuhalten. Longstaff gesteht wörtlich: «Ich fror mehr und mehr und war vollkommen unfähig, einen Schritt weiter zu tun. Schlaf- und Nahrungsmangel trugen an meinem Zustand mehr Schuld als die Höhe.

Henri drang in mich, auszuhalten: ‚Wenn Sie jetzt aufgeben und den Berg nicht besteigen‘, sagte er mir, ‚werden Sie es Ihr Leben lang bereuen.‘ Ich gab ihm zur Antwort, dass, wenn ich nicht augenblicklich umkehrte, ich es nie fertigbringen würde, das Tal wieder zu erreichen. Die beiden Bergführer liessen nicht locker; sie versicherten, dass wir nur noch 300 m bis zum Gipfel hätten. Dieser hatte Tags zuvor tatsächlich nicht mehr sehr entfernt geschienen. Ich selbst glaube, dass wir noch immer mindestens 500 m vom Gipfel entfernt waren und uns somit noch nicht auf 7300 m über Meer befanden; aber mein Aneroid war zerbrochen, und meine Versuche, das Thermometer zum Sieden zu bringen, hatten fehlgeschlagen, so dass wir uns mit dem Vergleich mit den bereits vermessenen Gipfeln der Umgebung begnügen mussten. Das alles war übrigens ohne Wichtigkeit und änderte nichts an der Tatsache, dass wir geschlagen waren. Ich war es bestimmt.»

Um 4 Uhr morgens mussten sie umkehren. Henri Brocherel wäre freilich gern allein zum Gipfel hinaufgestiegen, der von jener Stelle aus sicher ohne Schwierigkeit erreichbar war.

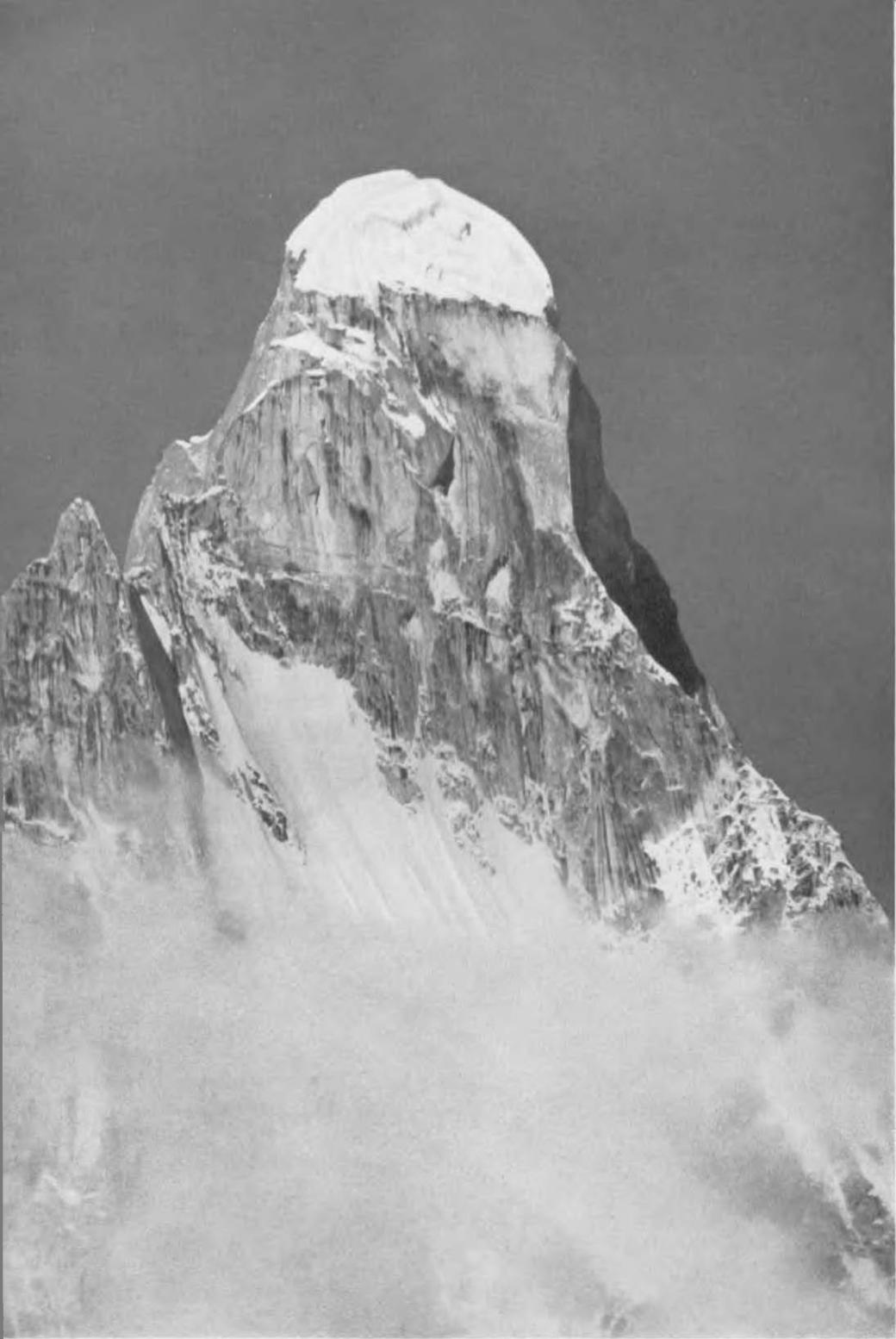
Der Abstieg erfolgte auf dem Gletscher und auf der rechtsufrigen Moräne. Longstaff schliesst seinen Bericht, indem er die Hoffnung ausdrückt, dass der nächste Versuch zu einem Erfolg führen und die Gurla auf ihren Bezwinger nicht mehr lange warten werde. Hierin wurde er freilich enttäuscht. Erst im Frühjahr 1936 betritt ein neuer Eroberer den Schauplatz in der Person des jungen Wiener Studenten Herbert Tichy. Dies ist allerdings eine Geschichte für sich, und wer sich für sie interessiert, wird mit Vergnügen das von Tichy geschriebene Buch lesen mit dem Titel: *Zum heiligsten Berg der Welt* (Seidel, Wien 1937).

Die Gurla Manhata ist ohne Zweifel von Taklakot in drei bis vier Tagen zu besteigen. Die Witterung ist in jener Gegend sehr trocken und das Wetter meist recht günstig.

Wenn er auch den begehrten Gipfel nicht hatte bezwingen können, so konnte Longstaff sich immerhin mit dem Gedanken trösten, dass er den Höhenrekord geschlagen hatte. Ihm wäre allerdings der reine, einfache Sieg lieber gewesen.



Bhagirathi-Nordgipfel (6512 m), ein architektonisch bizarr und interessant aufgebauter Berg im Gangotri-Gebiet



Tele-Aufnahme vom Gipfel des *Shirling* (6538 m); dieses Bild zeigt besonders eindrucksvoll den allseitig unheimlich steilen, marmorglatten Aufschwung des Gipfelaufbaues



Shivaling (6538 m), das wie aus Marmor ge-
meisselte « Matterhorn des Himalayas »



*Namenloser Sechstausender, vom
Aufstieg zum Kalindi Khal gesehen*

TRISUL

Im September 1905, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Tibet, richtete sich Longstaff im hübschen Bungalow von Gwaldam ein, wo er 14 Tage damit verbrachte, durch die Wolken des Monsuns den Trisul zu beobachten, denn er hatte den Plan noch nicht aufgegeben, diesen «Trident» des Garhwal zu besteigen.

Da er es eilig hatte, ging er auf dem schnellsten Weg zum Südfuss des Berges und unternahm einen ersten Versuch über den Kurumtoligletscher. Leider war die Karte vollständig falsch, und seine Karawane fand sich bald vor furchtbaren Abgründen, die vom mittleren Gipfel des Trisuls überragt waren. Longstaff schloss daraus, dass der Versuch von dieser Seite hoffnungslos war und schickte die Brocherel nach Europa zurück.

Zwei Jahre später, im Frühjahr 1907, betrat er wiederum das Gebiet, begleitet von den gleichen Führern und seinen Freunden Bruce und Mumm (vom Alpine Club). Sie wollten Garhwal bereisen und namentlich die Zugänge zum Trisul besser erforschen.

Vergebens versuchten sie den Eingang zur Rishischlucht, der schon 1883 Graham zurückgewiesen hatte, zu erzwingen. Da es ihnen nicht gelang, wanderten sie das Dhaolital bis zu seinem Zusammenfluss mit dem Bagini hinauf und schlugen ihr Basislager in diesem Seitental auf.

Von hier aus überschritten Bruce und Longstaff mit den Brocherel den Baginipass (6125 m), der sich zwischen dem Dunagiri und dem Changabang öffnet, und stiegen in das geheimnisvolle Rishital hinab. Sie fanden schliesslich auch einen Ausgang aus dieser wilden und tief eingeschachteten Schlucht, indem sie äusserst schwierigen und luftigen Pfaden folgten.

Nach einer längeren Rast im Basislager kehrte die ganze Karawane ins Rishital zurück, und von hier aus gelang dann am 12. Juni 1907 Longstaff, den Brocherel und dem Gurkha Karbir die erste Besteigung des Trisuls (7120 m), welcher auf lange Zeit hinaus die höchste bestiegene Spitze bleiben sollte.

Im «Alpine Journal» (Mai 1908, 118 ff.) schreibt Longstaff darüber folgendes:

«Bis zu den ersten Stunden des 12. Juni hielt der leichte Schneefall an. Wir versuchten um 4 Uhr aufzubrechen, aber ich konnte die Kälte nicht ertragen, die meine Füsse und meine Hände ergriff, sobald ich meine gefrorenen Stiefel anziehen wollte; dabei hatten diese die ganze

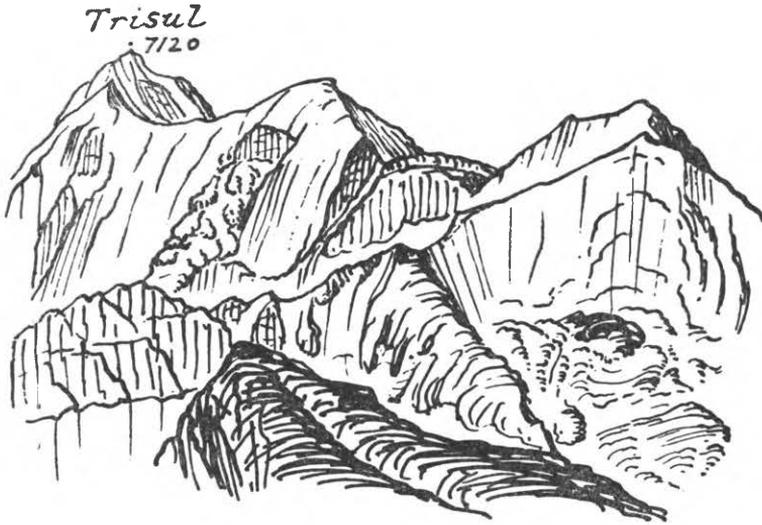
Nacht in meinem Schlafsack gelegen. Aber schliesslich konnten wir uns doch um halb 6 Uhr auf den Weg machen, und da wir nur sehr leichtes Gepäck trugen, konnten wir gute Fortschritte machen. Um 10 Uhr hatten wir unser altes oberes Lager erreicht, wo wir uns kurze Zeit aufhielten, um Rosinen und Keks zu essen, da wir alle sehr gut begriffen hatten, dass es keine guten Folgen haben würde, wenn wir uns auf solcher Höhe den Magen überluden. Da einige Spalten in Sicht waren, seilten wir uns hier an. Alexis ging voran, ihm folgten Karbir, Henri und ich. Wir stiegen nach Süden hinauf, auf steilen, aber nicht schweren Schneehängen.

Mein Atem ging schnell, und ich fühlte mich sehr schwach, aber ich war fest ans Seil gebunden und konnte nicht mehr davonlaufen . . . Die heftigen Schneewehen, die der Wind aufwirbelte und die auf diesen Hängen sehr häufig zu sein scheinen, liessen uns durch ihre Wucht fast erstarren, indessen bin ich überzeugt, dass wir die Kälte besser ertrugen, als wenn wir eine starke Hitze zu ertragen gehabt hätten.

Gegen Mittag stellten wir fest, dass wir eine Höhe von 6400 m erreicht hatten. Hier musste Alexis die kleinen Schneereifen ablegen, mit denen er im krustigen Schnee einen Weg gebahnt hatte; er konnte sie nicht mehr gebrauchen, da der Hang zu steil wurde. Ich fing bereits an zu zweifeln, ob ich das gleiche Tempo noch lange würde aushalten können, aber Alexis und Karbir schienen sich vollkommen wohl zu fühlen, und Henri schlug mir sogar vor, mich nach Herzenslust vom Seil ziehen zu lassen; so verzichtete ich denn auf meinen Stolz und unterzog mich diesem Bruch unserer Regeln. Abgesehen von einigen kurzen Halten, um wieder Atem zu holen, erhoben wir uns rasch und gleichmässig, da die Neigung überaus günstig war. Als wir dem Gipfel schon ziemlich nahe standen, fiel der Westwind mit erneuter Wucht über uns und liess die Eisnadeln klirren, die uns von den Bärten und Schnurrbärten hingen. Plötzlich wurde die Neigung noch sanfter, und Alexis wandte sich um und schickte mir einen Jodler zu. Wir standen auf einem flachen Schneedom, welcher den Gipfel des ungeheuren weissen Dreiecks bildet, der den Nordosthang des Berges darstellt, den wir an seinem westlichen Rand bestiegen hatten. Henri pflanzte hier den Stock und das viereckige Tuch auf, die er zu diesem Zwecke heraufgebracht hatte.»

Longstaff war aber damit nicht zufrieden, denn er erblickte in einiger Entfernung eine etwas höher gelegene Wächte.

«Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, dass ich mich nur dank einem ausserordentlichen geistigen Entschluss in eine Maschine



verwandelt hatte, die mechanisch genug funktionierte, um die bisherige Gangart einzuhalten. Und natürlich war ich sehr, sehr erschöpft. Aber jetzt, dank der Erregung des Augenblicks, vergass ich alles. Man mochte es bedenklich finden, dass wir noch so spät – 4 Uhr nachmittags – weiterzogen, aber da ich mich wegen des Windes nicht verständlich machen konnte, stellte ich mich an die Spitze und schritt voran . . . Der Schnee war hart, und da ich der einzige mit Steigeisen war, erhielt ich bald den Befehl, Stufen zu schlagen; was ich ohne sonderliche Anstrengung verrichtete. Die Entfernung war übrigens nicht gross, und bald kroch ich auf der Wächte vor, um meinen Blick in den Abgrund hineinzutauchen, der sich auf der Südseite des Trisuls erschreckend tief öffnet.

Ich erinnere mich nicht, irgendwelche Begeisterung darüber empfunden zu haben, dass mir diese Erstbesteigung gelungen war (vielleicht war ich zu müde dazu), aber wie ich um mich blickte, hatte ich wie selten diese Empfindung von höchster Belohnung, die uns Jahr für Jahr in die Berge zurückführt, trotz aller Mühen und vieler Entmutigungen. So fern von der Welt war das Gefühl der Einsamkeit vollständig: die bewohnte Erde lag zu unseren Füßen, und wir befanden uns auf einem anderen Stern, von ihr durch unermessliche Räume getrennt; der Aufruhr der Elemente um uns verstärkte noch die unbeschreibliche Erhabenheit dieses erstaunlichen Anblickes . . . »

Diese Besteigung des Trisuls blieb viele Jahre das einzigartige Beispiel für das, was der Mensch im Himalaya zu leisten vermag. Der Höhenunterschied zwischen dem Biwak und dem Gipfel betrug 1830 m, und er wurde in zehn Stunden zurückgelegt. Beim Abstieg wurde eine Höhe von 2130 m in drei vollen Stunden zurückgelegt. Diese Zahlen sind im Himalaya gewiss nicht oft überschritten worden.

Longstaff ist der Ansicht, dass die Wirkung der Luftverdünnung viel mehr vom Gesamtzustand des Bergsteigers abhängt als von der Höhe, in der er sich bewegt; er hält es für sinnlos, sich an die Höhe gewöhnen zu wollen, da die schädlichen Einwirkungen sich nur summieren. Das ist auch der Grund, weshalb er es vorzog, den Trisul in einem einzigen Anstieg zu bezwingen, ohne in einem Zwischenlager Zeit zu verlieren. An dieser Theorie hat man allerdings seit den Erfahrungen am Everest einige Abstriche tun müssen.

Einige Monate später, im Oktober 1907, unternahmen zwei Norweger, C. W. Rubenson und Monrad Aas, den Versuch, den *Kabru* (7316 m) zu besteigen. Dieser Schneeberg ist von Darjiling aus gut sichtbar und liegt von dort gesehen links vom Kangchendzönga. Sie behaupten, bis ungefähr 20 m unterhalb des Gipfels gelangt zu sein, worauf sie infolge der Kälte den Anstieg abbrechen mussten. Die am Kabru und zwei Jahre zuvor an der Gurla Mandhata erreichten Höhen mögen ungefähr gleich sein und 7300 m betragen. Wir wollten diese so kurz vor dem Gipfel abgebrochene Besteigung des Kabru nur en passant erwähnen, um so mehr, als wir sie in unserer Übersichtstafel nicht aufgenommen haben, um diese nicht zu überladen.

Der Gipfel des Kabru wurde erst am 18. November 1935 von C. R. Cooke erreicht. Sein Gefährte, der Schweizer Schoberth, musste wegen eines schmerzlichen Hustenanfalls nicht weit vom Gipfel zurückbleiben.

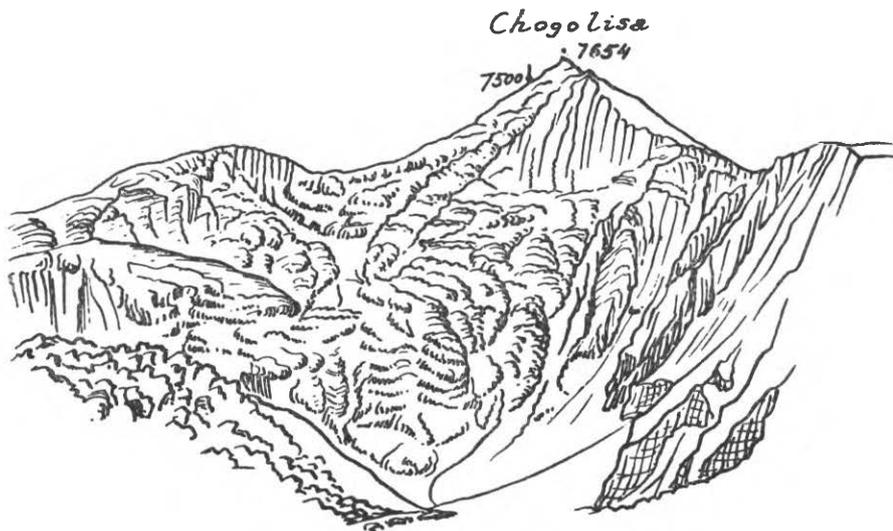
CHOGOLISA

Wenn man den grossen Baltorogletscher im Karakoram hinauf wandert, bemerkt man rechts (auf seinem linken Ufer) ein grosses weisses Trapez, das alle Vorberge der Umgebung überragt: es ist der Bride Peak (7654 m), der im Jahre 1861 von Godwin Austen (dem ersten Reisenden, der dieses Gebiet aufgesucht hat) entdeckt und von Conway im Jahre 1892 wohl wegen der bräutlichen Reinheit des

Berges so genannt wurde. Er ist denn auch tatsächlich einer der schönsten, wenn nicht der schönste Schneeberg der Welt. Später wurde der englische Name in den von Chogolisa umgeändert, einem Wort der Baltisprache, das Grösse und Erhabenheit bedeutet.

Dieser schöne Gipfel hat einen einzigen Fehler: er erreicht nicht 8000 m, weshalb er den Ehrgeiz der Bergbezwinger nicht herausforderte.

Im Mai 1909 wanderte die Expedition des Herzogs der Abruzzen den ganzen Baltoro hinan und schlug ihr Basislager am Fuss des K 2



oder Chogori (8611 m) auf. Während mehrerer Wochen erforschte sie den Berg, der die ganze Gegend beherrscht. Der Herzog schickte seine Bergführer auf den Südostgrat, der heute den Namen Abruzzi Ridge führt. Drei Tage lang suchten sie vergebens, in den vereisten Felsen einen Anstiegsweg zu finden. Nachdem er alles versucht hatte, gab der Herzog den K 2 auf und wandte sich einem anderen Gipfel zu, der ihm nach Conways Goldenen Thron als der leichteste vorkam: dem Bride Peak oder Chogolisa, der sich weiter westlich erhob und der gewöhnlich im herrlichsten Sonnenschein leuchtete, während die Wolken eine besondere Vorliebe für den Chogori zu haben schienen.

Zu Anfang Juli verlegte die Expedition ihr Basislager an den Fuss des Goldenen Throns, und von da aus gewann der Herzog langsam an Höhe, indem er seine Lager immer höher hinauf verlegte, in der

Richtung nach dem belagerten Gipfel. Trotz des schlechten Wetters und des andauernden Schneefalls gelang es ihm, seine Zelte auf einem weiten Eissattel aufzustellen, der sich zwischen dem Gipfel und dem Goldenen Thron, in 6333 m Höhe, ausdehnte: auf dem Gipfelgrat zwischen den Eisbecken des Baltoro und des Kondus.

Am 12. Juli gelang es ihm, nach einem mühsamen Anstieg in tiefem Schnee, einen ersten Gipfel (7150 m) zu erreichen, aber das Wetter schlug um und zwang die ganze Karawane zum Rückzug. Der Schnee blockierte die Italiener während vier langer Tage in einem weiter unten gelegenen Lager, und erst am 17. Juli schien das Wetter sich wieder zu bessern, wenn es auch noch immer sehr veränderlich blieb. An jenem Tag errichtete der Herzog sein Lager in einer Höhe von 6853 m, welche damals die höchste war, in der man ein Lager aufgeschlagen hatte. Endlich fand am 18. Juli 1909 der letzte Angriff statt. Die Wetterverhältnisse waren sehr unsicher und wenig günstig.

Der Herzog war von seinen treuen Bergführern aus Courmayeur begleitet: Joseph Petitgax, Henri und Emile Brocherel. Sie folgten dem südöstlichen Gipfelgrat, der zum grössten Teil verschneit war, sich aber stellenweise als sehr gefährlich erwies: rechter Hand ungeheure Wächten, linker Hand ein steil fliehender Hang, auf den man sich nur mit äusserster Vorsicht wagen konnte. Der in den letzten Stürmen gefallene Schnee hatte eine Höhe von über einem halben Meter und nicht den geringsten Zusammenhalt. Nach viereinhalb Stunden sehr harter Arbeit gelangten sie auf Felsen, die zwei Stunden klettern erforderten, was in solcher Höhe mit der grössten Anstrengung verbunden war. Nach diesem Abschnitt folgte ein wächtenreicher Schneegrat, der sich weiter oben im Nebel verlor. Das Wetter hatte sich wieder verschlechtert; dichter Nebel liess alle Einzelheiten verschwimmen; der Schnee war so verräterisch und die Hänge so steil, dass es unter diesen Umständen Wahnsinn gewesen wäre, sich ihnen anzuvertrauen. Nach zwei Stunden vergeblichen Wartens musste sich der Herzog für geschlagen geben und das Zeichen zum Rückzug geben.

Die erreichte Höhe wurde auf 7498 m bestimmt und stellte einen Rekord dar, der erst 13 Jahre später auf den Hängen des Everest geschlagen werden sollte. Wäre das Wetter günstiger gewesen, die Partie hätte den Gipfel ohne Zweifel erreicht, denn es waren alle in bester Verfassung, und keiner schien luftkrank zu sein. Dies rührt wahrscheinlich daher, dass alle sehr lange in den höchsten Höhen verweilt und sich nach und nach an die Luftverdünnung gewöhnt hatten. Hierin gelangt also der Herzog zu anderen Schlüssen als Dr. Longstaff.

Eine Ersteigung des Bride Peak oder Chogolisa ist seitdem nie wieder versucht worden. Alle künftigen Forscher werden sich den Achteausendern zuwenden, entweder dem K 2 oder dem Hidden Peak.

EVEREST

Zwischen 1909 und 1922 haben sich die Bergforscher in allen Teilen der Welt die verschiedensten Ziele gesteckt, aber keiner hat sich an einen grossen Gipfel gewagt. In unserem Überblick bleibt das Jahr 1922 ein wichtiges Datum: Die Engländer steigen bis zu 8300 m auf den Hängen des Everest (8888 m) empor und schlagen um ganze 800 m den vom Herzog der Abruzzen seit 1909 innegehabten Höhenrekord.

Ziemlich bald nach dem ersten Weltkrieg verständigten sich der Alpine Club und die Kgl. Geographische Gesellschaft in London mit dem Vizekönig von Indien, damit dieser vom Dalai Lama die Erlaubnis erwirke, eine oder mehrere Expeditionen nach dem höchsten Gipfel der Welt zu senden. Dieser erhebt sich auf der Grenze zwischen Tibet und Nepal, einem unabhängigen, den Weissen bis auf seltene Ausnahmen verschlossenen Königreich. Die Erlaubnis Tibets war schwer zu erhalten, denn der Everest ist für die Tibeter ein heiliger Berg, den sie Chomo Lungma (Muttergöttin des Landes) nennen. Sie wurde aber doch im letzten Augenblick gewährt und traf rechtzeitig ein, damit eine erste Expedition noch im Jahre 1921 abgesandt werden konnte. Diese widmete sich ausschliesslich der Aufgabe, das Massiv zu erforschen und die besten Annäherungs- und Anstiegswege zu finden.

Erst nach drei Monaten des Wanderns und Suchens wurde, mitten im Monsum, der östliche Rongbukgletscher entdeckt, der zum Nordfuss des Berges führt und über den man den Chang La oder Nordpass (7007 m) erreicht. Ein einfacher Flug von wenigen Stunden hätte unseren Reisenden viel Mühe erspart und die schwache Stelle des Berges zu finden erlaubt, welche dann auch fast immer, und hauptsächlich im Himalaya, die beste Lösung des Problems ermöglicht. Dieser Nordpass wurde erst Ende September erreicht, also zu spät im Jahr, als dass der Angriff auf den Gipfel noch hätte vorgenommen werden können. Soviel war immerhin festgestellt worden, dass der Weg in seiner ganzen Länge nur wenig Schwierigkeiten bot.

Diese erste Expedition war kaum nach London zurückgekehrt, als schon eine zweite ausgerüstet wurde. Diesmal übernahm General Bruce das Kommando, der beste Kenner des Himalayas, und die Teilnehmer waren zahlreicher als das erstemal. Durch die Erfahrung gewitzigt, es sei vorteilhafter, die Schönwetterperiode vor dem Sommermonsun auszunützen, gelangte die Expedition 1922 bereits am 1. Mai in ihr Ausgangslager am Fuss des Rongbukgletschers (5000 m).

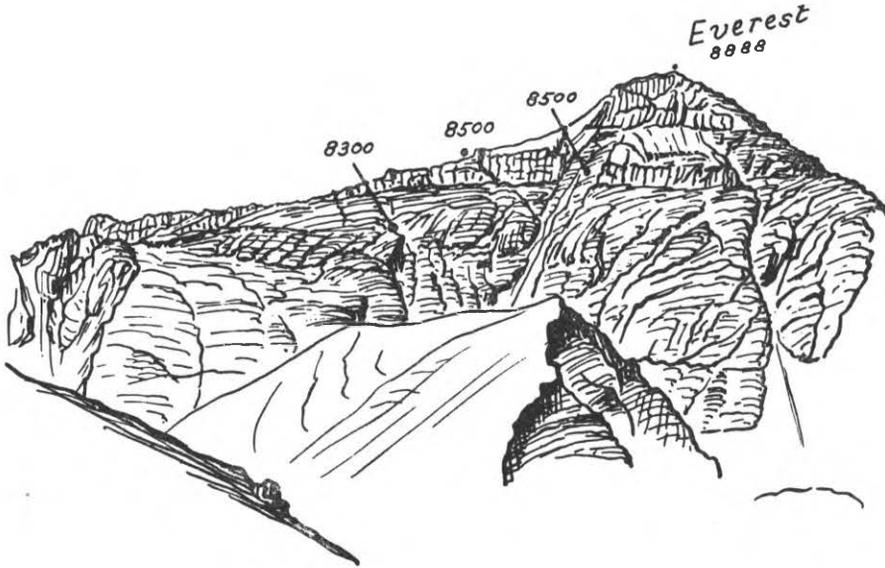
Dann stieg man über den östlichen Gletscher weiter, auf dem drei Lager errichtet wurden. Lager III diente als vorgeschobenes Basislager auf 6400 m, unmittelbar am Fuss des Chang La. Auf dem Pass, auf 7000 m Höhe, wurde Lager IV erstellt. Von hier aus wurde dann zweimal der Angriff auf den Gipfel vorgetragen, wobei ein einziges Zwischenlager in ungefähr 7700 m Höhe vorgesehen war. Am 21. Mai stiegen Mallory, Norton und Somervell in der Richtung nach der Schulter (8348 m) empor und erreichten, ohne Sauerstoff, eine Höhe von etwa 8200 m.

Am 27. Mai gelangten Finch und Bruce (ein Vetter des Generals), nachdem sie zwei schlechte Nächte im Lager V verbracht und fast ihre gesamten Vorräte aufgebraucht hatten, auf 8300 m Höhe, indem sie den Sauerstoffapparat in Betrieb setzten. Finch scheint den richtigen Weg gefunden zu haben, der längs der breiten Felsbänder des Westhanges des Gipfelgrates verläuft. Durch den Nahrungsmangel und das Aussetzen des Sauerstoffapparates erschöpft, vermochten sie nicht weiterzukommen. Kurz darauf verschlechterte sich das Wetter und der Berg musste in jenem Jahr aufgegeben werden.

Man hat sich an diesen Sauerstoffapparaten sehr gestossen und behauptet, dass es nicht fair sei, einen Höhenrekord mit ihrer Hilfe zu schlagen. Wir sind anderer Ansicht. Der Sauerstoff kommt als Mittel zur Überwindung der Schwierigkeiten genau so gut in Frage wie die Nahrung, das Getränk, die Steigeisen, das Seil und die Eisaxt. Um das Ziel zu erreichen, sind alle Mittel gut, solange man sich auf seinen Füßen bewegt. Und ferner handelte es sich schliesslich nicht darum, einen Höhenrekord zu schlagen, sondern einen wichtigen geographischen Punkt zu erobern, den höchsten Punkt der Erdkugel, den dritten Pol der Erde.

Die dritte Expedition folgte im Jahre 1924, ungefähr um die gleichen Tage und auf genau dem gleichen Weg. Zwischen dem Chang La (Nordpass) und dem Gipfel wurden zwei Zwischenlager errichtet, Lager V in 7710 m und Lager VI in 8140 m Höhe. Von hier aus wurden zwei Angriffe unternommen: Am 4. Juni schlugen Norton

(der Expeditionsleiter) und Somervell den von Finch schon begangenen Weg ein. Sie brauchten keinen Sauerstoff; das Wetter war schön und windstill. Um Mittag musste Somervell wegen heftigen Halsschmerzen, die ihm Hustenreiz verursachten, aufgeben. Dieser Husten ist eine typische Erscheinung in grossen Höhen, wo die Luft zu trocken ist. Norton setzte den Weg während einer Stunde allein



fort, wobei er 270 m weiterkam und nur 30 m höher stieg. Er scheint eine Höhe von 8500 m erreicht zu haben, nachdem er das grosse Couloir traversiert hatte, das genau nordwestlich des Gipfels beginnt. Dann zwangen ihn Zeitmangel und Erschöpfung zur Umkehr.

Am 8. Juni brachen Mallory und Irvine, mit Sauerstoff ausgerüstet, auf und gelangten zum nordöstlichen Gipfelgrat. Sie wurden zum letztenmal in einer Höhe von 8500 m gesehen. Es ist möglich, dass sie das Ziel erreicht haben, aber sie sind nie zurückgekehrt. Niemand kann mit Sicherheit sagen, wie und wo sie das Schicksal erreichte. Es ist recht unwahrscheinlich, dass sie den «second step» hinter sich gebracht haben; es ist dies ein 30 m hoher Felssporn, der sehr schwer zu überwinden scheint. Wahrscheinlich hat sich das Unglück beim Abstieg längs des Grates ereignet, ungefähr an der Stelle, wo im Jahre 1933 ein Eispickel aufgefunden wurde.

Um nicht später auf den Everest zurückkommen zu müssen, wollen wir in unserer Chronologie etwas vorgreifen und die vierte Expedition an dieser Stelle unterbringen. Infolge politischer Schwierigkeiten konnte sie nicht vor 1933 stattfinden. Ihr Leiter war Hugh Ruttledge. Das Basislager sowie alle folgenden Lager I bis V wurden an den gleichen Stellen wie im Jahre 1924 errichtet; nur Lager VI wurde etwas weiter oben, in 8350 m Höhe, erstellt. Am 30. Mai stiegen Wyn Harris und Wager zunächst zum nordöstlichen Gipfelgrat hinauf, wo sie den Eispickel vom Jahre 1924 fanden. Sie stellten fest, dass dieser Grat zu schwierig war, und nachdem sie drei Stunden verloren hatten, schlugen sie den Nortonweg wieder ein. Sie traversierten das grosse Couloir und wurden um 12.30 Uhr durch Neuschnee und durch Erschöpfung am Weitergehen verhindert. Sie kehrten ungefähr auf der gleichen Höhe um, die schon Norton 1924 erreicht hatte: 8500 m.

Um 16 Uhr waren sie wieder in Lager VI, wohin Smythe und Shipton gestiegen waren, um sie abzulösen. Am gleichen Abend übernachteten sie in Lager V. Leider war am folgenden Tag das Wetter schlecht. Smythe und Shipton mussten in ihrem Zelt bleiben.

Am 1. Juni brachen sie der Kälte wegen erst um 7 Uhr auf. Nach zwei Stunden musste Shipton, der an Magenstörungen litt, umkehren und sich zum Lager zurückbegeben. Smythe ging allein weiter und gelangte schon um 10 Uhr ungefähr bis zur gleichen Stelle, die schon erreicht worden war. Auch ihn zwang der Neuschnee zum Rückzug; überhaupt waren die Verhältnisse schlimmer als am 30. Mai. Er musste umkehren. Schon um 13.30 Uhr war er wieder im Lager VI, wo er allein übernachtete. Am folgenden Tag setzten die Monsunstürme ein, und die Expedition gab jeden weiteren Versuch auf.

Um die gleiche Zeit, wo die Ruttledge-Expedition sich über die tibetischen Hochebenen fortschleppte, um ihre Basis zu erreichen, überflogen zwei Flugzeuge der Expedition Houston den Everest in wenigen Stunden. Diese Flüge fanden am 3. und am 19. April statt. Zahlreiche Aufnahmen wurden gemacht, welche deutlich beweisen, dass der Nordostgrat in seinem oberen Teil äusserst schmal ist, während die Aufnahmen vom Boden aus, die ihn vom Profil zeigen, eher vermuten lassen, dass er breit und leicht sei.

Seit jenem Jahr haben sich noch verschiedene andere englische Expeditionen am Everest versucht, aber keiner gelang es, die bereits erreichte Höhe wieder zu erreichen. Das schlechte Wetter zwang jede

zum vorzeitigen Abbruch. Unsere Höhenrekordkurve endet somit im Jahre 1933, und nach dieser Einschaltung nehmen wir unsere Chronologie im Jahre 1928 wieder auf.

Diese wiederholten Expeditionen auf dem Everest haben zwar nicht zur Eroberung des Gipfels geführt, haben aber dafür den Nachweis erbracht, dass der Mensch bis zu 8500 m ohne künstlichen Sauerstoff hinaufsteigen kann. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, dass man den höchsten Gipfel der Erde zuletzt ohne Sauerstoffapparat erreichen wird. Geduld und Zeit vermögen hier mehr als Kraft und Übereifer . . .

PIK LENIN

Im Nordwesten des Himalayas, jenseits des Indus, nicht weit von der Grenze zwischen Russland und China, erhebt sich das Dach der Welt oder Pamir, das von einem komplizierten Netz von Gebirgsketten gebildet wird. In einer dieser Ketten, dem Transalai, findet man einen Berg, der um sieben Meter höher ist als der Trisul: es ist der Pik Lenin (7127 m), die früher Kaufmannspitze hiess. Wegen dieser sieben Meter müssen wir uns 1200 km vom Trisul fortbegeben, um später wieder zum Himalaya zurückzukehren.

Die Bezwingung der Leninspitze gelang im Jahre 1928 der russisch-deutschen wissenschaftlichen Expedition, die von Rickmers geleitet wurde, und der sich auch eine Gruppe ausgezeichneter Bergsteiger angeschlossen hatte. Dieser Gipfel galt damals für den höchsten in Sowjetrussland. Seither wurde allerdings im Alaigebirge ein Berg entdeckt, der noch höher ist und der den Namen Pik Stalin (7495 m) erhielt. Er wurde von den Russen im Jahre 1933 bestiegen.

Aber kehren wir zur Leninspitze zurück, die noch immer der höchste Gipfel des Transalai bleibt. Es ist eine recht lange Reise, bis man zum Fuss dieses Berges gelangt! Die Expedition fuhr über Moskau, Taschkent und Samarkand, um zuletzt durch den Pamir vorzudringen. Erst gegen das Ende der Reise, im September 1928, konnten sich die Forscher der Bezwingung der höchsten Spitze widmen. Wir lassen hier einige Auszüge aus dem offiziellen Bericht folgen:

Die Karawane setzte sich aus zwei Münchnern, Eugen Allwein und Karl Wien, und einem Tiroler, Erwin Schneider, zusammen, die alle drei später eine grosse Rolle bei der Erforschung des Himalayas, insbesondere am Kantsch und am Nanga Parbat, spielen sollten. Sie

brachen am 18. September 1928 zu Pferd von Altin Masar (2700 m) auf, begleitet von einigen eingeborenen Trägern. Erst führt der Weg durch eine recht romantische Schlucht, dann weitet sich das Tal und wird immer steiniger und eintöniger: Geröllhalden, wohin man blickt. Bis man das Talende erreicht, muss man den Bach zwanzigmal durchwaten. Im hintersten Talwinkel, in 3200 m Höhe, richteten die Bergsteiger ihr Basislager ein.

Am 21. September setzten die drei ihren Weg zu Fuss fort, zusammen mit den zwei besten Kulis, zwei langen, hageren Kerlen, die den «Tigern» des Everest natürlich nicht gleichkamen, sich aber immerhin dienstwillig und entgegenkommend erwiesen.

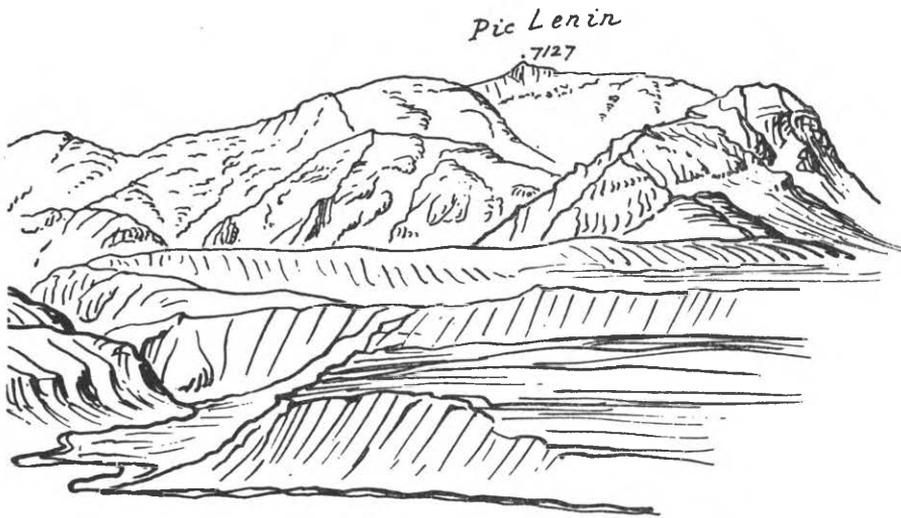
Nachdem sie die letzte Stromschnelle hinter sich gebracht hatten (Schneider versichert, dass dies die schwierigste Stelle der ganzen Besteigung war!), gelangten sie unmerklich auf einen Gletscher, der wie das Tal ganz mit Geröll zugeschüttet war. Dieser Sauk Sai geheissene Gletscher hat eine Länge von 26 km.

Am folgenden Tag ging es über zahlreiche Seitengletscher, die ebenfalls unter Geröll lagen. Auf das Geröll folgten die Moränen, die etwas angenehmer zu begehen waren, und auf denen die Karawane recht schnell vorwärts kam, trotz der sehr bewegten Oberfläche des Gletschers, der «Büsser»bildungen (von der Sonne ausgefressene Eismännchen), kleine Seen und Strecken blanken, glitschigen Eises aufwies.

In 5200 m Höhe liessen die Bergsteiger das überflüssige Gepäck auf der letzten Felseninsel unter der Ohhut der beiden Eingeborenen und stiegen mit ungeheuren Lasten zu den oberen Firnen hinauf. Der Pik Lenin blieb in den Wolken verborgen, und es war unmöglich, ihn ausfindig zu machen. Der Gletscher wurde langsam steiler. Man stieg seinem östlichen Rand entlang. Endlich gelangte die Partie am Abend des vierten Tages auf einen weiten Schneesattel, der sich in 5828 m Höhe in den Hauptkamm eingrub. Ein eisiger Wind erhöhte noch die geisterhafte Wirkung der Abenddämmerung und des grausigen Ausblickes, der sich den drei Bergsteigern plötzlich bot: ein ungeheurer Gletscher, der 2000 m weiter unten in eine finstere Schlucht hinabstürzt, welche den hintersten Winkel eines Seitentales des Alaitales bildet.

Das Zelt wurde in einer Eismulde im Windschatten aufgeschlagen; die Nacht war erträglich. Nur blieb eine Frage offen: Wo befand sich der Pik Lenin? Westlich oder östlich von diesem Sattel? Trotz der früheren Rekognoszierungen war es nicht möglich gewesen, seine genaue Lage zu bestimmen, weil die Herbstnebel sie seit zwei Tagen

den Blicken entzogen hatten. Lange Diskussionen führten zu nichts. Man liess ein Münzenorakel entscheiden und setzte sich dann am anderen Morgen genau in der entgegengesetzten Richtung zum Gipfel in Bewegung! Im eisigen Wind eilten sie auf dem Grat voran, bis sie zu einem Buckel von 6435 m gelangten, der eine Art Pfeiler bildet, von dem aus der Grat in einer anderen Richtung verläuft. Hier gaben sie sich davon Rechenschaft, dass der westlich gelegene Berg doch der



höhere sein musste, und so trabten sie denn zum Lager hinunter und krochen sofort in die Schlafsäcke, um sich zu erwärmen. Sogar unter dem Zelt zeigte das Thermometer um Mittag noch immer -18 Grad.

Durch die Erfahrung gewitzigt, brach die Partie am folgenden Tag erst nach Sonnenaufgang, gegen 9 Uhr, auf und setzte sich auf dem grossen Eisrücken in Bewegung, der zum Pik Lenin emporführt. Der Höhenunterschied, den es zu überwinden galt, betrug 1300 m; aber eigentliche Schwierigkeiten schien der Anstieg nicht zu bieten. Dieser erfolgte in seiner ganzen Länge mit Steigeisen. Erst überschreitet man einen Buckel, dann folgt ein breiter Eisrücken, der sich bis zu einem ersten Gipfel erhebt, von wo man wieder 50 m hinuntersteigen muss, um zum Fusse des eigentlichen Gipfels zu gelangen. Die letzten 200 m werden von sehr steilem Firn gebildet, auf dem die Partie alle 30 m zum Atemschnöpfen anhalten musste. Um halb vier Uhr nachmittags

lag der Pik Lenin besiegt unter den mehr oder weniger erfrorenen Füßen der drei Bergsteiger. Sie hatten unterwegs nur zweimal kurz gerastet, indem sie sich mit ihren Rucksäcken gegen den eisigen Wind schützten, der es allerdings nicht fertigbrachte, die Wolken vom Berg zu verjagen.

«Der Gipfel, der von ferne einem Trapez gleicht, trägt ein Schneefeld von etwa 50×200 m, aus dem der Fels stellenweise hervorsteicht. Wir setzten uns auf den höchsten dieser Felsen, nachdem wir einander kräftig die Hand gedrückt hatten. Wir stellten mit Befriedigung fest, dass man höher nicht steigen konnte. Hierauf vergewisserten wir uns feierlich, dass unser Aneroid die 7000-Meter-Grenze überschritten hatte und dass auch er nicht höher zu steigen vermochte. Die Sicht war durch den Nebel, der am Gipfel klebte, sehr begrenzt. Dabei herrschte eine barbarische Kälte, die sicher mehr als -30° betrug. Nach einem Aufenthalt von drei Minuten eilten wir Hals über Kopf wieder talwärts. Unser Ziel hatten wir ohnedies erreicht.»

Um 17.45 Uhr gelangten sie zu ihrem Biwak auf dem Eissattel, und später, im Mondschein, zum Lager, wo die zwei Träger auf sie warten sollten. Diese blieben aber unauffindbar. Jeder stürzte sich in seinen Schlafsack, ohne sich einmal die Mühe zu nehmen, Tee zu kochen oder die Stiefel auszuziehen. Am folgenden Morgen waren Schneiders Füße noch immer ohne Empfindung. Er entschloss sich jetzt endlich, sie zu massieren, und erst nach vielen Mühen erlangten sie wieder einige Empfindlichkeit. Es begannen bald darauf höllische Schmerzen, die mit jedem Schritt zunahmen. Wien, der weniger angegriffen war als die beiden anderen, ging voraus, um Pferde zurückzuschicken. Am 28. September erreichten die Invaliden der Truppe das Basislager. Dank seiner kräftigen Konstitution zog sich Schneider ohne chirurgischen Eingriff aus der Sache, aber seine Füße blieben immer sehr empfindlich; als sie zehn Jahre später an den Folgen eines unfreiwilligen Winterbiwaks wieder erkrankten, mussten die Zehen grösstenteils amputiert werden.

Auf dem Heimweg war den drei eine grosse Enttäuschung beschieden: Sie mussten nämlich feststellen, dass der Pik Lenin nicht der höchste Gipfel des Massivs ist. Südwestlich ihres Lagers, und diesem viel näher gelegen als die besiegte Leninspitze, erhob sich ein Gipfel von 7495 m: die spätere Stalinspitze!

Nach diesem Ausflug in den Pamir können wir zum Himalaya zurückkehren, wo wir bis zuletzt verweilen werden.

JONGSONG PEAK

Im Jahre 1930 war der Kangchendzönga (abgekürzt Kantsch), ein Berg von nahezu 8600 m, der sich im Himalaya zwischen Sikkim und Nepal erhebt, der Gegenstand eines Besteigungsversuches durch die internationale Expedition Dyhrenfurth. Sie erforschte seine Abhänge gegen Nepal, ohne jedoch sehr weit emporzugehen. Die Bergsteiger wurden von einer Eislawine überrascht, die den besten der Kulis tötete und auch den übrigen leicht den Untergang hätte bringen können.

Die Expedition verzichtete auf den Kantsch, überschritt den Jongsong La (6120 m) und erstellte ein neues Basislager auf der Sikkimseite, in der Nähe eines kleinen Sees, in 5420 m Höhe. Von hier aus richtete sie ihre Anstrengungen auf einen niedrigeren und leichteren Gipfel, den Jongsong Peak (7459 m), der ein wichtiger geographischer Punkt an der Dreiländerecke zwischen Sikkim, Tibet und Nepal bildet. Der Jongsong ist der höchste Gipfel zwischen dem Kantschmassiv und dem Everest. Er war durch Dr. Kellas, dem bedeutendsten Erforscher Sikkims, schon zu wiederholten Malen angegangen worden. Nach dem Fehlschlag am Kantsch schien der Jongsong immerhin ein annehmbarer Trost zu sein. Da ich ein Mitglied dieser Expedition gewesen bin, wird man mir vielleicht erlauben, diese Besteigung etwas ausführlicher zu behandeln.

Kaum in unserem Lager am See (5420 m) angekommen, wählten wir als Beobachtungspunkt einen über diesem sich erhebenden Felsgipfel, von dem aus man die weiteste Aussicht über den Zirkus des Lhonak genießt. In diesem Ausblick war leider auch ein sehr wichtiger toter Winkel inbegriffen, der uns daran hinderte, unseren Angriffsplan genau festzulegen.

Da der Monsun jeden Tag einbrechen konnte, durften wir keine Zeit verlieren. Schon am 30. Mai brach eine erste Gruppe auf, um den Zugang zu rekognoszieren. Sie setzte sich zusammen aus Hörlin und Schneider (dem Besieger des Pik Lenin), Smythe und Wood Johnson, mit 25 der besten «Tiger». Ihre Aufgabe war es, den Berg zu erforschen, uns darüber Bericht zu erstatten und wenn möglich den Gipfel zu erreichen.

Während ihrer ganzen Abwesenheit verbrachten wir unsere Zeit mit topographischen und geologischen Aufnahmen dieser neuen Gegend. Am 4. Juni, da wir von unseren jungen Bergsteigern noch immer keine Nachricht hatten, machten wir uns ebenfalls, Dyhrenfurth, Wieland und ich, mit 50 Kulis auf den Weg. Wir mussten einen

Pass ersteigen, um zum Lhonakgletscher zu gelangen, diesen Gletscher bis zum Eissturz hinaufwandern und uns dann auf dem grossen Vorberg emporarbeiten, der den Gletscher in zwei Zweige teilt.

Wir erkletterten gerade die letzten Felsen, als wir einen Jodler vernahmen; kurz darauf gelangten wir zum Lager I (5680 m). Schneider und Hörlin waren soeben zurückgekehrt. Sie machten niedergeschlagene Gesichter und wollten uns glauben machen, dass der Berg



schlechterdings unbesteigbar sei. Dann lachten sie uns aus und gaben zu, dass sie den Gipfel am Tag vorher erstiegen hatten, aber allein und ohne Kulis. Wood Johnson hatte sich nicht wohl gefühlt und unterwegs das Bewusstsein verloren, und Smythe hatte ihn ins Lager III zurückbringen müssen. Die zwei Engländer trafen bald nachher ein und bestätigten ihr Missgeschick. Die britische Ehre stand auf dem Spiel, und nur Smythe konnte sie retten. Er begriff es sehr wohl. Trotz seines fünftägigen Aufenthalts in einer Höhe um 6000 m und der vielen ausgestandenen Mühsalen entschloss er sich aus freien Stücken, sich uns anzuschliessen, um die Besteigung ein zweites Mal zu versuchen.

Am folgenden Morgen gelang es mir ausnahmsweise, mit meinen fünf Kulis schon sehr früh aufzubrechen. Der Schnee war noch verhältnismässig hart, und wir zogen an Lager II ohne anzuhalten vorbei,



Tele-Aufnahme eines der westlichen *Tran-*
hanten des *Satopanth* (siehe Tafel 24 oben)



Auf dem Gipfel des *Kalindi Peak* (6102 m). Erstaunlich, im Himalaya einen Berg anzutreffen, der ohne Eis und Schnee über 6000 m aufragt. (Erste Besteigung am 14. August 1947 durch A. Sutter, R. Dittert und A. Roch)



Schwierige und wegen der Höhe besonders mühsame Kletterei im brüchigen Gestein des *Kalindi Peak*

Der Postläufer von Harsil bringt mit der ersehnten Post aus der Heimat jedesmal sehr «gentlemanlike» für Frau A. Lohner einen Blumenstrauss ins Lager Nandanban mit



Auf dem Anmarsch zum *Balbala* (6416 m). Rechts Frau A. Lohner, hinter ihr die Kolonne der Sherpas



Oben: Blick aus dem Massiv des Satopanth (7075 m) gegen den Kedarnath (6940 m). Unten: *Balbala* (6416 m) im Abendlicht

um ein neues Lager weiter oben, auf dem grossen Gipfelgrat zwischen Sikkim und Tibet, in 6320 m Höhe, zu errichten. Von dieser Stelle aus erstreckt sich die Aussicht auf den tibetischen Abhang des Jongsong Peak und auf den Zirkus des Lhonak. Bis zur Ankunft meiner Gefährten machte ich zahlreiche topographische Aufnahmen, wozu ich reichlich Zeit hatte, da die Kulis, wie man mir dann erzählte, einige Neigung zum Streiken bekundet hatten.

Noch am gleichen Nachmittag begaben sich Smythe und ich zum Lager III, um den Weg für den folgenden Tag zu bestimmen. Von diesem Lager aus hatten Hörlin und Schneider den Grenzgrat bis zum Fuss der Spitze benützt; aber ihre Kulis hatten sich geweigert, sich auf diesen Grat zu wagen, der sehr wächtenreich ist und an jenen vom Lysjoch zum Lyskamm erinnert. Man kann ihm ausweichen, indem man auf der tibetischen Seite einen hohen und steilen Hang hinuntergeht, doch verliert man dabei 200 m an Höhe. Wir wünschten aber gerade festzustellen, ob ein solcher Umweg unbedingt notwendig war.

Nachdem ich meine Steigeisen angelegt hatte, liess ich mich am Seil bis zu einer Felsnase hinuntergleiten und konnte feststellen, dass der Hang aus Eis bestand und nicht aus Schnee, wie Hörlin und Schneider behauptet hatten. Indem man einem Felskamm folgte, konnte man das Stufenschneiden vermeiden, aber die sehr brüchigen Felsen waren für die schwerbeladenen Kulis eine zu grosse Gefahr. Wir kehrten ins Lager II zurück und hielten Rat. Wir beschlossen, am folgenden Tag im Hang Stufen zu schlagen.

Der grösste Teil des Vormittages des 6. Juni wurde mit der Beilegung eines neuen Streiks verplempert. Mein Diener Tsiring Norbu, der uns am Tag vorher nach Lager III begleitet hatte und der sich immer sehr waghalsig gezeigt hatte, hatte die Panik unter die «Tiger» gestreut. Der ganze Honig der Überredung und eine hübsche Menge zusätzlicher Rupien waren nötig, bis wir sie dazu bringen konnten, den Weg fortzusetzen.

An diesem 6. Juni waren Wieland und Smythe vorausgegangen, um den Hang auszuhauen; doch schien jetzt das Wetter entschieden schlechter werden zu wollen. Wir hatten beabsichtigt, unser Lager III auf dem tibetischen Gletscher aufzuschlagen, aber der Wind blies so heftig, dass wir nach einer Stunde umkehren und unsere Zelte so gut es ging in einem zugeschütteten Spalt aufstellen mussten, nur 70 m höher als das vorige Lager. Unsere Besteigung schien uns sehr fraglich, und wenig fehlte, dass wir sie an jenem Tag aufgegeben hätten. Dann aber hätten wir die Kulis nie wieder bis zu dieser Stelle gebracht.

Glücklicherweise war es noch nicht der Monsun; sehr bald herrschte wieder der Nordwind.¹

Am 7. Juni legten Dyhrenfurth und Wieland eine Stufentreppe quer durch ein gutes Stück des Eishanges. Die Kulis mussten sich zunächst an die Leere gewöhnen, die unter ihren Füßen gähnte. Sonst immer sehr lärmig und gesprächig, schienen sie auf einmal stumm und ängstlich zu sein. Wir spannten ungefähr 300 m Seil, um ihnen auf der quer zum Hang eingeschnittenen, grossstufigen, schrägen Treppe eine grössere Sicherheit zu geben. Endlich hatte die ganze Karawane um 16 Uhr und nach manchem Zwischenfall die schwierige Stelle überschritten. Nun stiegen wir auf den leichten Firnen des tibetischen Gletschers hinauf, um einen passenden Platz für unser neues Lager zu finden.

Beim Einnachten entdeckten wir am Fuss des Gipfels, ganz oberst auf dem Gletscher und bereits auf dem Grenzgrat, einen riesigen, zugeschütteten Spalt, in dem wir unsere Zelte aufschlugen. Die Höhe betrug 6490 m.

Dieser langsame Anstieg von dem einen Lager zum anderen, der lange Aufenthalt in einer Höhe zwischen 6000 und 6500 m haben sicher viel dazu beigetragen, dass wir uns an die dünne Luft gewöhnten, was vielleicht nicht der Fall gewesen wäre, wenn wir einen kürzeren Weg eingeschlagen hätten. Immerhin blieben noch immer ungefähr 1000 m Steigung bis zum Gipfel des Jongsong Peak (7459 m) zu bewältigen.

Am 8. Juni 1930, dem Pfingstsonntag, verliessen wir um 8.30 Uhr das Biwak. Smythe ging voraus, dann folgten Kurz, Dyhrenfurth und Wieland. Hinter jedem folgte sein persönlicher Diener. Alle anderen Kulis blieben im Lager zurück. Jeder Diener trug einen leichten Rucksack mit etwas Handvorrat und einem Sauerstoffapparat. Einzig Dyhrenfurth und Wieland hatten einen solchen Apparat bis dahin benutzt. Nach einer Stunde fühlte sich Smythes Diener (ein alter «Tiger» des Everest) nicht wohl und kehrte um. Von da an ging ich mit Tsiring Norbu an der Spitze, und wir blieben an der Spitze bis zum Gipfel.

Der Jongsonggrat besteht hauptsächlich aus Fels. Schneider hatte mir gesagt, dass diese Felsen nicht schwer seien, aber ich konnte mir

¹ Dyhrenfurth hatte als einziger nicht die Hoffnung verloren, und er war es auch, der uns bestimmte, noch weiter auszuharren. Seine Zuversicht erhielt die Oberhand, und es liegt mir daran, festzustellen, dass wir es nur ihm verdanken, wenn uns die Besteigung des Jongsongs schliesslich gelang. Smythe und ich, und auch Wieland, hatten kein Vertrauen zum Wetter mehr und wünschten, umzukehren, um anderswo an einem anderen Berg unser Glück zu versuchen. Wir hätten es ewig bereut!

darunter nichts Rechtes vorstellen, weil Schneider ein gar zu guter Bergsteiger war. Sie waren tatsächlich viel leichter, als wir vermutet hatten. Es sind gebrochene Schiefer, die an einer einzigen Stelle etwas schroff abstecken. Während dieses ganzen Tages haben wir uns kein einziges Mal angeseilt: jeder ging, wie er wollte, oder vielmehr, wie er konnte . . .

Auf unserer Expedition hatte ich schon wiederholt an Bergkrankheit gelitten, und ich war überzeugt, dass ich ohne Zufuhr künstlichen Sauerstoffes niemals den Gipfel erreichen würde. Dieses Unwohlsein, das sich hauptsächlich in einer entmutigenden Erschlaffung äussert, hätte aber in der Hauptsache die Hitze der Sonne verursacht, die in den Gletschermulden, in denen die Luftzirkulation fehlt, unerträglich werden kann. Hier hingegen waren die Verhältnisse ganz anders: wir wanderten auf einem Grat, dessen Felsen die Eintönigkeit unterbrachen, und ein äusserst kalter Wind blies uns direkt ins Gesicht.

Sobald ich mich müde fühlte, hielt ich an, setzte mich bisweilen hin oder lehnte mich nach vorne in den Wind hinein und zog die Luft schnell ein, um meine Lungen wieder anzusäuern. Nach ein bis zwei Minuten fühlte ich gleichsam ein neues Fluidum durch meine Adern fließen, und ich setzte mich in Bewegung, als ob mein Körper leichter geworden wäre. Meine Gefährten befolgten die gleiche Methode. Sie hat nur einen Fehler, sie trocknet den Hals schrecklich ein. Wieland und Dyhrenfurth konnten deswegen während der folgenden acht Tage fast keinen Laut mehr von sich geben. Mein Diener Tsiring Norbu, dessen Wiege höher als 3000 m lag, schien hingegen ohne die geringste Mühe zu atmen. Sobald ich anhielt, steckte er sich eine Zigarette an. Finch, der den Tabakrauch inhaliert, versicherte mir einmal, dass dies das beste Mittel gegen die Luftverdünnung sei; er habe es mit Erfolg am Everest erprobt. Da ich acht Tage vor dieser Tour zu rauchen aufgehört hatte, kann ich darüber nichts aussagen.

Weiter oben musste ich immer öfters anhalten. Wenn ich wieder aufbrach, fühlte ich mich vollkommen wiederhergestellt, aber nach 20 Schritten schon fühlte ich eine Schwäche in den Beinen, als ob sie weich wie Watte würden.

Ich wollte immer noch zuwarten mit dem Sauerstoff, und daran tat ich wohl, denn wenn man einmal Sauerstoff eingenommen hat, kann man nicht mehr davon lassen. Ich kam glücklicherweise bis zum Gipfel ohne Sauerstoff aus. Ohne Zweifel hat der kalte und recht unangenehme Wind, der uns entgegenblies und gegen den wir den ganzen Tag gewettert hatten, viel dazu beigetragen, die Atmung zu

erleichtern. Es genügte, den Mund zu öffnen und die Luft in die Lungen eindringen zu lassen.

Die sehr leichte Nahrung, die wir schon am Morgen früh zu uns genommen hatten, machte uns keine Magenbeschwerden. Was mich betrifft, so habe ich, in zwei bis drei Malen während der ganzen Tour, nur etwas Milkschokolade, Ovospport und heissen Tee genossen. Eine Zeitlang fror ich an den Füssen und zweifelte sogar, ob die Kälte und der Wind uns unser Unternehmen glücklich beschliessen lassen würden.

Der letzte Teil des Grates ist sehr leicht (Kies und Hartschnee), und man kommt rasch vorwärts. Um 14.15 Uhr standen wir auf dem geräumigen und recht bequemen Gipfel. Smythe traf fünf Minuten später ein und photographierte uns. Leider hatte ich mein Thermometer nicht mitgebracht. Die Aussicht war durch ein Nebelmeer über Nepal sehr beschränkt. Einzig Kantsch und Jannu streckten ihre Häupter über das Meer hinaus. Hingegen sah man deutlich die Ebenen Tibets, die wie brauner Filz in Wellen verliefen. Gedanken kamen einem hier oben nicht, sie waren gleichsam in der Hirnrinde festgeronnen. Der Wind blies so furchtbar, dass wir nur einen Wunsch hatten: möglichst bald wieder von hier fortzukommen.

Um 14.30 Uhr machte ich mich mit meinem Diener auf den Rückweg und überliess Smythe seinen Betrachtungen. Er liebt sehr die Einsamkeit. Ich hatte den Eindruck, dass ich noch weit höher hätte steigen können, wenn dies nötig gewesen wäre. Etwas weiter unten begegneten wir Wieland. Sein Diener hatte ihn im Stich gelassen, und er hatte keine Vorräte auf sich. Ich überliess ihm einen Teil der meinen und ging Dyhrenfurth entgegen, der dringend Sauerstoff benötigte. Nachdem wir ihm unseren Apparat gegeben hatten, stiegen wir direkt zum Lager hinab, das wir um 16.30 Uhr erreichten. Wieland und Smythe kehrten eine Stunde später zurück. Dyhrenfurth hingegen versäumte sich wegen seiner geologischen Untersuchungen und wurde durch die Nacht überrascht. Er betrat das Zelt erst um 21 Uhr. Er war bis zum Südostgipfel vorgestossen (Domo, 7420 m) und hatte auf dem Rückweg sehr unter der Kälte gelitten.

Ich war damals über die Geschichte der Himalaya-Expeditionen noch nicht auf dem laufenden. Erst als wir an diesem Abend unter dem Zelt lagen, teilte mir Dyhrenfurth mit, dass wir einen Höhenrekord geschlagen hatten und dass der Jongsong Peak der höchste bis dahin bestiegene Gipfel der Welt war. Da der Gipfel durch den topographischen Dienst Indiens vermessen worden ist, bestand darüber kein Zweifel. Ich legte damals der Tatsache keine grosse Wichtigkeit bei,

und erst viel später schätzte ich den Erfolg richtig ein, der uns erlaubt hatte, unser Missgeschick am Kantsch wieder wettzumachen.

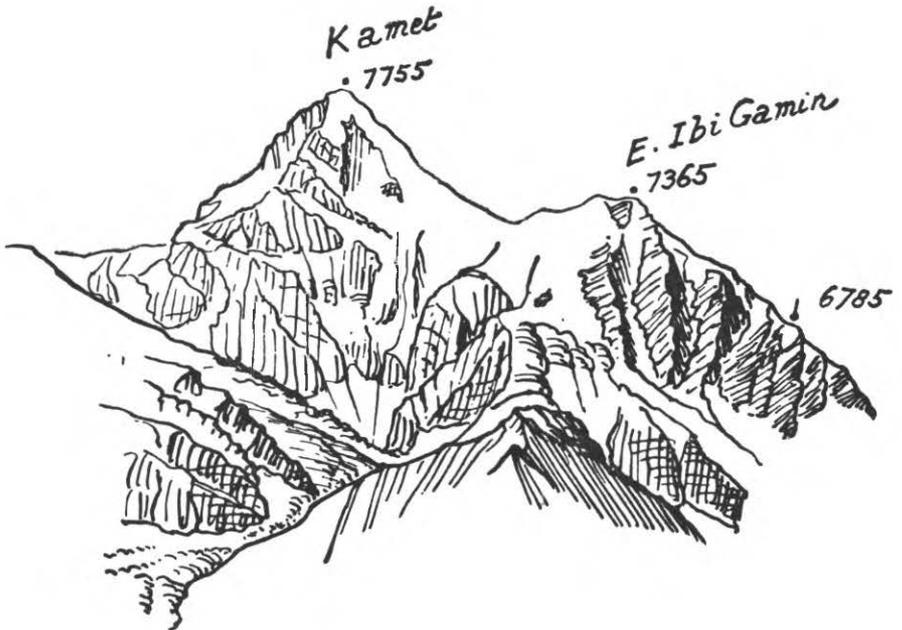
Übrigens dauerte unser Rekord nicht lange: schon im folgenden Jahre schlug ihn Smythe um 296 m, und der Jongsong musste seinen Ehrenplatz dem Kamet (7755 m) abtreten.

KAMET

Es war hier schon vom Kamet (7755 m) die Rede, als wir die Expedition der Brüder Schlagintweit besprachen, die ihn noch Central Ibi Gamin genannt hatten. Seit jener Expedition des Jahres 1855 war der Kamet der am heissesten umkämpfte Gipfel des Himalayas. Man ging ihm sowohl vom Westhang (Mana) als vom Osthang (Niti und Raikana) zu Leibe, und dies mit ganzen zehn Expeditionen in den Jahren zwischen 1910 und 1920. Das Verdienst, den richtigen Weg endlich gefunden zu haben, kommt aber unbestritten Meade und seinen Bergführern zu (die Lochmatter von Sankt Niklaus und die Blanc von Bonneval). Nur dieses Gipfels wegen unternahm Meade drei Indienreisen. Im Jahre 1913 gelangte er bis zum Sattel (7163 m), der heute seinen Namen trägt, und von dem aus ihn nur 600 m leichten Firns vom Gipfel trennten. Keiner wäre des Sieges würdiger gewesen als er; leider war er nicht genügend akklimatisiert, um diese letzten paar hundert Meter überwinden zu können. Die Expedition Kellas-Morshead des Jahres 1920 stiess gegen dieselbe Schwierigkeit und gelangte nur wenige Meter weiter hinauf.

Alle diese Versuche gingen von Longstaffs Grundsatz aus, der für die maximale Schnelligkeit des Angriffes eingetreten war. Er war der Ansicht, dass die 7000-Meter-Grenze nur überwunden werden könne, wenn man es vermied, den Körper durch einen zu langen Aufenthalt in den Regionen höchster Luftverdünnung zu schwächen. Smythe war hingegen fest davon überzeugt, dass ein rascher Anstieg nie erlauben würde, höchste Höhen zu erreichen. Und in der Tat: da das Sichakklimatisieren nie ohne die schwächenden Wirkungen der Höhe und der unzureichenden Nahrung einhergeht, ist es angezeigt, zwischen Akklimatisierung und Erschwächung ein richtiges Mittel zu finden. Nur dank der Befolgung dieses richtigen Prinzips und indem sie langsam vorging, gelang es der Expedition Smythe, dort erfolgreich zu sein, wo so viele zurückgeschlagen worden waren.

Smythe war von fünf anderen, verhältnismässig noch jungen Engländern begleitet. Er hatte das Glück, einen ausgezeichneten Transportoffizier zu haben (Birnie), der den heikelsten Teil der Aufgabe übernommen hatte. Die Expedition verliess Ranikhet (Garhwal) am 18. Mai 1931 und erreichte Niti am 3. Juni. Am 6. traf sie im Basislager ein. Von hier aus schob sie fünf verschiedene Lager vor, auf 5150, 5700, 6300, 6700 und 7100 m, wobei sie sich in jedem Lager so lange



aufhielt, bis sie sich gut akklimatisiert hatte. Der Gipfel wurde (wie der Jongsong das Jahr zuvor) in zwei verschiedenen Gruppen nacheinander bestiegen: am 21. Juni von Smythe, Shipton und Holdsworth mit dem Sirdar Lewa, und am 23. Juni von Birnie und Green mit dem Träger Kesar Singh. Die Kälte war sehr empfindlich. Lewa kam mit erfrorenen Füßen zurück, was der Laufbahn dieses begeisterten Bergglers ein plötzliches Ende machte (er hatte das Jahr zuvor Dyhrenfurth auf den Gipfel des Jongsongs begleitet).

Über die Überwindung der letzten Etappe vom Meade's Saddle bis zum Gipfel berichtet Smythe folgendes: «Zu Beginn stiegen wir im Mittel 120 m in der Stunde, aber bald folgte Bruchschnee, in den man

bis zum Knie einsank, und der unsere Geschwindigkeit auf 60 m heruntersetzte. Der Hang wird mählich steiler und wir brechen immer tiefer in den Schnee ein. Schneereifen hätten hier nichts genützt, da der Hang zu steil war. Zu unseren Füßen sehen wir als schwarze Pünktchen die Mitglieder der Unterstützungsgruppe, die nach Lager V heraufsteigen. Wir gelangen zu einem grossen Felsen, hundert Meter vor dem Schlussgrat. Von hier aus müssen wir in den harten Schnee Stufen schlagen und kommen nur 30 m in der Stunde vorwärts. Hier muss der Träger Nima Dorje, der die Kinoapparatur im Gewicht von zehn Kilo trägt, anhalten. Nach einer kurzen Rast kann er allein zurückkehren. Ich wollte seine Last mit ihm zurückgehen lassen, aber Lewa bestand darauf, sie zu übernehmen.

Diese 100 m vom Felsen bis zum Grat sind uns allen als der mühsamste Anstieg in Erinnerung geblieben, den wir je in den Bergen gemacht haben. Der weiche Schnee lag auf einer harten Eisschicht, in die wir tiefe Stufen zu schlagen genötigt waren. Völlig dösing verausgaben wir die letzten Energiereserven. Die Sonne ist hinter den Grat gesunken und wir arbeiten uns in einem kalten Schatten vor.

Endlich liege ich bäuchlings auf dem Grat; der Kopf ist in der Sonne, die Füße im Schatten. Aus den Tiefen des Abgrundes sehe ich grosse Wolkensäulen emporwallen, denen meine Erschöpfung ein gespenstisches Aussehen verleiht. Nach einer oder zwei Minuten komme ich endlich zu mir und kann mich rittlings auf den scharfen Grat setzen. Wir stehen noch nicht auf dem Gipfel, der sich uns hinter einer Schneekuppe verbirgt. Was werden wir hinter dieser Kuppe finden? Vielleicht einen unüberwindlichen Einschnitt? Wir erheben uns und marschieren ohne Mühe auf dem Grat. Nach einigen Schritten schwindet unsere Sorge: ein leichter Rücken führt zum höchsten Punkt. Wir geben unserem treuen Lewa den Vortritt, der den Fuss als erster auf den Gipfel stellt: Es war eine Dankesbezeugung, die wir in seiner Person unseren prachtvollen Trägern erwiesen. Es ist 16.30 Uhr. Um die 600 m zu überwinden, haben wir achteinhalb Stunden gebraucht. Da wir die ersten 150 m in etwas mehr als einer Stunde zurückgelegt hatten, beanspruchten somit die letzten 500 m nicht weniger als siebeneinhalb Stunden . . . »

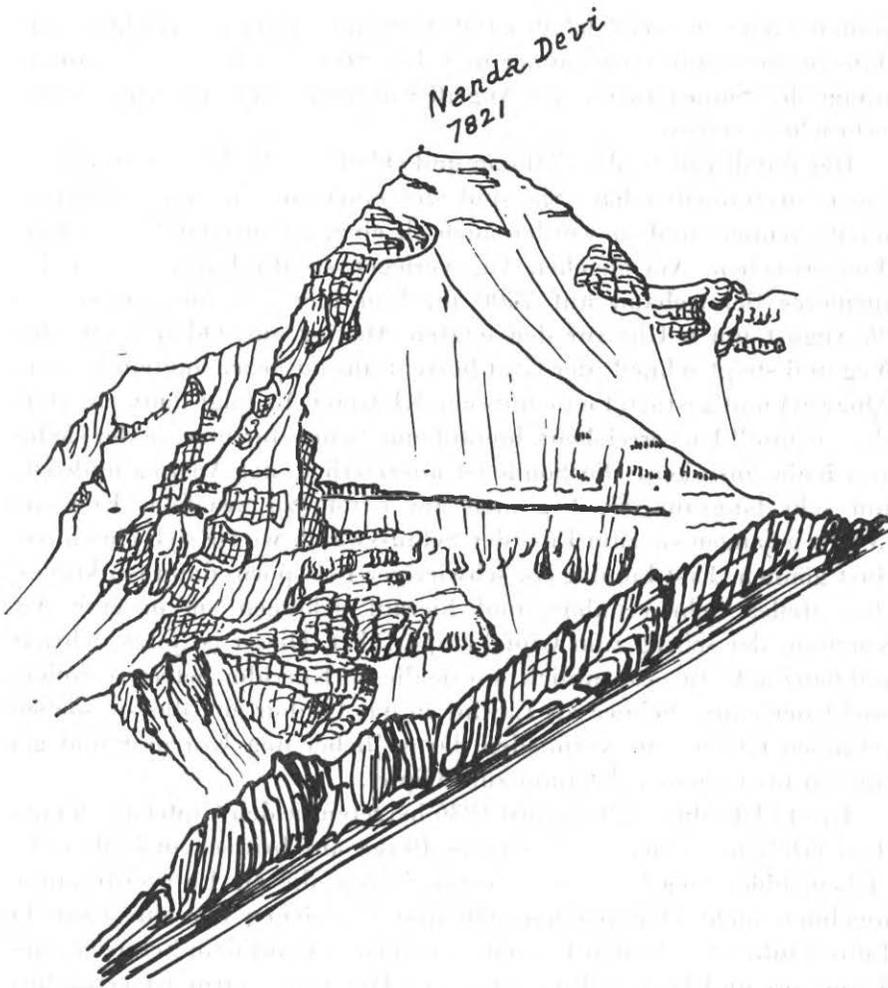
NANDA DEVI

Die Nanda Devi (7821 m) ist der höchste Berg des Garhwal. Aber man soll sich nicht wundern, dass er erst 1936 bestiegen worden ist; er ist nämlich in einer Art natürlichen Reserve gelegen, die den Zugang äusserst erschwert. Der einzige, verhältnismässig leichte Grat dieses Berges erhebt sich genau aus den Tiefen dieser Reserve: ein von allen Seiten unübersteigbarer geschlossener Gebirgswall, aus dem die heiligen Gewässer sich durch eine tiefe und zerrissene Schlucht ergiessen.

Die Geschichte der Nanda Devi ist viel kürzer als die des Kamet. Longstaff und nach ihm Ruttledge haben sich für diesen Berg besonders interessiert. Longstaff war wahrscheinlich der einzige, der den richtigen Zugang gefunden hatte, und dies schon 1905. Aber er verriet das Geheimnis nicht und teilte es erst viel später den berühmten Forschern Shipton und Tilman mit, die einer solchen Mission auch zweifellos würdig waren. Die grosse Schwierigkeit bestand darin, wie man in das Innere des Heiligtums gelangte. Es gab da nur eine praktische und radikale Lösung: die Rishischlucht zu forcieren. Das gelang ihnen denn auch zweimal, vor und nach dem Monsum, im Jahre 1934. Nachdem sie das Heiligtum vollständig erforscht und einen ersten Vorstoss zum Gipfel gemacht hatten, gelang es ihnen, das Amphitheater auf einem Weg zu verlassen, der noch schwieriger war als der durch die Schlucht, aber diese wenigstens vermied. Jetzt konnte endlich der Angriff ernstlich unternommen werden. Dieser erfolgte dann allerdings erst im Jahre 1936.

Im Jahre 1935 erforschten die beiden Freunde den Chomolungma, und als Shipton 1936 nach dem Everest wieder aufbrach, wurde Tilman für ungeeignet erklärt, sich in grossen Höhen aufzuhalten. Das klang wie ein Scherz. Aber Tilman tröstete sich leicht und beschloss, dafür einen anderen Berg zu besteigen. So wurde er die Seele einer anglo-amerikanischen Expedition und schlug sein Basislager in dem berühmten Heiligtum auf. Dies gelang freilich nicht ohne viele Mühen und Umstände. Die Dotalsträger weigerten sich, die Schluchten zu betreten, und so mussten die Sahibs ihre Lasten selber tragen, worin sie von zehn Bhotias und sechs Sherpas unterstützt wurden. Da der Transport erforderte, dass jede Etappe zweimal zurückgelegt würde, brauchten sie für die Überwindung der Schlucht zehn volle Tage. Und dies alles bei Monsunwetter!

Die Expedition setzte sich aus vier Engländern und vier Amerikanern zusammen. Die vier Engländer waren Graham Brown, der in



den Alpen gut bekannt ist, Odell, der am Everest mehrere Tage über 8000 m verbracht hatte, Tilman und der junge Peter Lloyd, alle Mitglieder des Alpine Club. Die Amerikaner zählten zwei der besten Bergsteiger, die wegen ihrer Angriffe am Minya Konka berühmt waren: Adams Carter und Arthur Emmons; ferner Loomis und Charles Houston, die zwei Jahre später die erste amerikanische Expedition nach dem K 2 leiten sollten.

Am 7. August wird das Lager am Südfuss des Berges in 5335 m Höhe errichtet. Die Bhotias werden reich entschädigt und zurückgeschickt; die Besteigung beginnt mit den Sherpas. Nach und nach

werden Lager in 5850, 6220, 6460, 6620 und 7200 m errichtet. Der Monsum herrschte noch immer in voller Stärke, und dreimal musste infolge der Südoststürme der Angriff während 12 bis 48 Stunden unterbrochen werden.

Der Zufall will es, dass Tilman und Odell am 28. August im oberen Lager zusammentreffen. Sie sind die einzigen, die den Himalaya bereits kennen, und sie werden auch als einzige den Gipfel der Nanda Devi erreichen. Am gleichen Tag verlegen sie ihr Lager auf ein bequemes Schneeband auf 7300 m. Von hier aus brechen sie am 29. August um 6 Uhr für den letzten Anstieg auf. Odell kennt den Weg und steigt schnell; der Grat besteht aus ausgezeichnetem Gestein (Quarzit) und gestattet eine hübsche Kletterei. Es folgt dann ein Dom (den sie um 8 Uhr erreichen), hierauf eine Schneeterrasse, in der sie bis zum Knie einsinken. Die Sonne ist unerbittlich, der Anstieg mühselig und sehr langsam. Sie beginnen am Erfolg zu zweifeln. Erst um 13 Uhr gelangen sie zum Fuss der Schlusswand, wo sie sich eine kurze Rast gönnen. Erst kommt ein schwieriger Felssporn, dann ein kurzes, aber steiles Schneecouloir, und hierauf gelangen sie in eine Art Korridor, der schräg zum Gipfel emporführt. Dieser ist jetzt sichtbar und ganz nah. Im Augenblick, wo sie diesen Korridor betreten wollen, bricht der ganze Schnee als Lawine in das Couloir ein, das sie soeben verlassen hatten. Sie vermieden darum lieber den Korridor und gelangten über einen Felskamm zum Gipfel.

Um 15 Uhr dieses 29. August 1936 betreten sie den Gipfel der Nanda Devi (7821 m), einen der höchsten Berge auf britischem Boden. Es ist kein übler Sieg für zwei «Ausrangierte», die die Luftverdünnung angeblich nicht ertragen konnten und von denen der eine über 44 Jahre zählte! Die beiden Freunde strecken sich auf dem Schnee in der Sonne aus und kosten ihren Sieg aus. Die Temperatur ist erträglich (-6°), die Luft windstill, was recht selten vorkommt. Der Gipfel besteht aus einem weiten, fast flachen Schneerücken von 150 m Länge und 20 bis 30 m Breite. Die Sicht ist leider durch ungeheure Wolkenmassen verdeckt. Im Norden erspähen sie durch ein Wolkenloch die braunen, sonnenbeschienenen Ebenen Tibets. Nach 45 viel zu schnell verstrichenen Minuten, in denen aber Tilman seinem Freund Shipton gewiss einen stillen Gruss durch die Lüfte gesandt hat, mussten sie an den Abstieg denken. Am 31. August kehrten unsere zwei Sieger nach ihrer Basis zurück, 21 Tage nachdem sie dieselbe verlassen hatten. Man bewundert ihre Widerstandskraft nach den vielen schweren Transporten und den vielen Kontermärschen.

Das Geringste, das sich von dieser Expedition sagen lässt, ist, dass sie ungewöhnlich ist und den anderen nicht gleicht: Sie wird schnell improvisiert, macht nicht viel Lärm (keine Publizität), hat keinen eigentlichen Leiter, wandert mitten im Monsun, führt weder Sauerstoff noch Steigeisen noch Mauerhaken mit sich und zählt auf acht Mann nur zwei, die den Himalaya kennen . . . Vielleicht verdankte sie ihren Sieg wirklich nur ihrer Bescheidenheit. Selbst die offizielle Mitteilung an die Presse nannte keinen Namen, so sehr Tilman eine solche Erwähnung doch eigentlich verdient hätte. Die Equipe hatte den Berg bezwungen; der Geist des Teams liess jeden persönlichen Ehrgeiz schweigen.

Die Nanda Devi (7821 m) ist augenblicklich der höchste bestiegene Gipfel der Welt. In fünf Jahren ist der Rekord mühsam um 66 m hinaufgetrieben worden, während man auf dem Everest seit 1924 noch immer bei 8500 m stehengeblieben ist. Es ist, als ob das Schicksal diesen langsamen, stetigen Fortschritt gewollt hätte, um die Menschen zur Geduld zu erziehen: Nach dem Kamet folgte die Nanda Devi ganz von selbst. Nun stehen wir also nicht weit von den 8000 m. Es ist wenig wahrscheinlich, dass man einen höheren Siebentausender besteigen wird. Man wird dem einen oder anderen Achttausender den Vorzug geben, dem Everest, dem Nanga Parbat, vielleicht sogar dem K 2 oder dem Kantsch . . . *Qui vivra verra!*

ADDENDA & CORRIGENDA

Die deutschen Zitate von Schlagintweit (S. 121), Zurbriggen (S. 128), Schneider (S. 129–30) sind aus meinem französischen Originalmanuskript zurückübersetzt und entsprechen nicht genau dem ursprünglichen deutschen Text. Daher keine Anführungszeichen.

Argaios oder Erdschias-Dagh (3916 m). In «Die Alpen» (SAC) 1938, 82–87, steht ein guter Artikel über diesen Berg, mit schönen Bildern und einer orographischen Skizze von unserem Landsmann, dem Geologen Moritz Blumenthal (Chur) verfasst, einem vielgereisten Mann, den wir mehrmals in «Ausseralpine Schweizer Forscher» erwähnen.

Demavend (5670 m). Dieser Berg wurde 1940 durch Schweizer von Teheran bestiegen. Siehe «Die Alpen» (SAC), 1941, S. 95 ff. (Daeniker). Er darf nicht mit *Dammawand* verwechselt werden!

Kailas (6713 m). Major T. S. Blakeney (A.C.) rekognoszierte diesen heiligen Berg im August/September 1945. Seiner Ansicht nach ist der Ostgrat der einzig

mögliche Aufstiegsweg. Man erreicht ihn leicht von einem Pass aus, der von Pilgern manchmal begangen wird (Alpine Journal, Mai 1946, S. 316–317).

Nach seinen Angaben wäre die *Perikarma* in entgegengesetzter Uhrzeigerichtung zu machen, was im Widerspruch zu der Beschreibung unseres Landmannes August Gansser (Thron der Götter, S. 114) steht.

Citlaltepetl (Orizaba). Irrtümlicherweise und verschiedenen Autoren folgend, haben wir *Citlatepetl* statt Citlaltepetl in unserem Text (S. 117) und auf unserer graphischen Darstellung geschrieben. Ausserdem wurde durch die Behörden von Mexiko die Höhenbezeichnung dieses Berges auf 5700 m gebracht. Im Gegensatz zu den anderen Bergen ist der Citlaltepetl seit 1890 stets im Wachsen begriffen. Mit 5582 m auf unserer graphischen Darstellung versehen, steht er glücklicherweise ausserhalb unserer Kurve, so dass er diese in keiner Weise beeinflusst.

Chimborazo. Die Höhe des Chimborazo wird von 6310 auf 6272 m reduziert in der neuen Millionstel-Karte, welche die American Geographical Society von New York unter dem Namen: *Map of Hispanic America* herausgibt. Die Fertigstellung der 102 Blätter dieser neuen Karte hat zehn Zeichner 15 Jahre lang beschäftigt. Der Chimborazo liegt auch ausserhalb unserer Kurve, so dass auch er diese nicht verändert.

Nanda Devi. Nach den letzten Messungen erreicht dieser Berg, der höchste Punkt des Garhwal, nur 25 645 Fuss, d. h. 7816 m, statt 7821 m.

Karakorum. Uns an die höchste Autorität betreffend diese himalayaische Bergkette und an die besten vorhandenen Karten haltend, hatten wir bis jetzt in allen unseren Veröffentlichungen die englische Schreibweise von Burrard, *Karakoram*, angewendet. Im Jahre 1933 aber, in der zweiten Ausgabe seines berühmten Werkes: "*A Sketch of the Geography and Geology of the Himalayan Mountains and Tibet*" (Dehli 1933), verleugnet Burrard selber diese Schreibweise und geht zu *Karakorum* über. Wir haben uns lange nicht entschliessen können, es ihm nachzumachen. So hat Dyhrenfurth in seinem klassischen Werk *Baltoro* (Benno Schwabe, Basel 1939) und auch kürzlich in seinem Artikel: «*Die Achttausender*» («Die Alpen», 1945, Nr. 1–7) die Form *Karakoram* beibehalten. Jedoch in der «Österreichischen Alpenzeitung», 1936, S. 59, gibt Wilhelm Brandenstein den absoluten Beweis, dass allein die Form *Karakorum* exakt ist. Im Englischen werden beide Schreibweisen fast ohne jede phonetische Unterscheidung ausgesprochen, aber für uns Kontinentale ist die türkische Form *Karakorum* die einzig richtige. *Kara* = schwarz, *Korum* = Kies. So bezeichnen die turkestanischen Händler den 5570 m hohen Pass, den sie überqueren, um sich nach Leh, die Hauptstadt des Ladaks, zu begeben. In der Folge wurde diese Bezeichnung auf die ganze, schneebedeckte Bergkette übertragen, keineswegs ein glücklicher Name, da sie ja gerade durch ihr blendendes Weiss auffällt... Hier geht es aber nur um eine orthographische Richtigstellung, und wir wollen die Diskussion nicht weiter ausdehnen. Von nun an werden wir uns an die türkische Form *Karakorum* halten.

HIMALAYA 1939—1946

von Marcel Kurz

Wenn wir auf die Berge steigen, glauben
die Tibeter, wir suchen Gold und Diamanten

Der nachfolgende Bericht bildet die Fortsetzung meiner Chroniken, die in deutscher Sprache in *Die Alpen* (SAC) und in französischer in *Alpinisme* (GHM) erschienen sind.

Meine letzte Chronik, jene vom Jahre 1938, erschien nur in *Die Alpen*, in französischer Sprache, in der Januar- und Februarnummer 1940.

Während des Krieges hatten die Bergsteiger ganz andere Gedanken. Nach dem Kriege habe ich dann lange gezögert, diese Chronik wieder aufzunehmen, und immer gehofft, dass jemand anders sich zu deren Fortführung entschliessen würde . . . Da keiner sich meldet, greife ich wieder zur Feder und nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf, um das Verbindungsstück zwischen der letzten Kampagne und der zweifellos bald einsetzenden neuen Welle von Expeditionen herzustellen.

Während der langen Kriegszeit war der Himalaya allerdings nicht ganz ohne Besucher, aber die bergsteigerische Tätigkeit konnte sich natürlich nur in beschränktem Masse entfalten; so können wir ein paar lokale Expeditionen verzeichnen, von Engländern, die in Indien leben. Wir werden sie nachher behandeln.

An erster Stelle müssen wir uns mit der überaus wichtigen Kampagne des Jahres 1939 beschäftigen, wobei wir, wie gewohnt, diese Revue so vornehmen, dass wir im Südosten anfangen und gegen Nordwesten fortschreiten; daran anschliessend werden wir über die während des Krieges und bis Ende 1946 durchgeführten Expeditionen Bericht erstatten.

Der Zufall will es, dass dieser lange Zeitabschnitt von zwei schweizerischen Expeditionen in Garhwal eröffnet und abgeschlossen wird,

die ihm gewissermassen zum Rahmen dienen: Die beiden Expeditionen unserer Stiftung von 1939 und 1947.

Gar manches hat sich seit dem Kriege in Indien geändert! Das ganze, vor kurzem befreite Land befindet sich in einer unerhörten Gärung, die Rupie löst sich vom Pfund, die Preise sind enorm gestiegen, die Kulis sind sehr anspruchsvoll geworden, die Transportmöglichkeiten sind selten, und die Tarife haben sich verdoppelt; die Schiffe sind überfüllt und die Flugzeuge äusserst teuer; kurz, eine Expedition, die heute von Europa nach dem Himalaya aufbricht, kostet gegenwärtig mehr als das Doppelte als vor dem Krieg. Die Berge selbst stehen nach wie vor an ihrem alten Platz; die Natur hat ihr Geheimnis bewahrt, und gerade dadurch übt sie ja solchen unwiderstehlichen Zauber auf uns aus.

EXPEDITION GROB NACH SIKKIM 1939¹

Diese Expedition wurde von Ernst Grob, als langjährigem Auslandschweizer, mit seinen Münchener Bergkameraden Ludwig Schmaderer und Herbert Paidar, den «Drei im Himalaja», durchgeführt.

Die Kampagne dieses tüchtigen Bergsteigertrios findet man in unserem demnächst erscheinenden Buch *Ausseralpine Schweizer Forscher*, das die Schweizerische Stiftung für alpine Forschungen herausgibt, beschrieben. Da alle Quellen bekannt sind und oben angegeben wurden, wollen wir die Taten und Ergebnisse dieser Expedition nur kurz zusammenfassen.

Wir haben bereits gesehen, dass Grob im Jahre 1937 mit den gleichen Gefährten die Zweitbesteigung des Siniolchu gelungen war.

Im Jahre 1939, anfangs Mai, finden wir die drei in der gleichen Gegend von Zemu, wo sie sich im Basislager einrichten, dem gleichen, das Bauer und seine Freunde benutzt hatten, als sie sich am

¹ ÖAZ, Mai 1940: *Erste Besteigung des Tent Peak, 7363 m*, von Ing. Ernst Grob; *Bergsteiger*, September 1940: *Die Erstbesteigung des Langpo-Peak-Südgipfels und der Kampf um die Pyramide (7132 m)*, aus dem Tagebuch von Ernst Grob; *Zwischen Kantsch und Tibet: Erstbesteigung des Tent Peak, 7363 m*, mit Bildertagebuch einer neuen Sikkim-Kundfahrt 1939 der *Drei im Himalaja*, von Ernst Grob, Ludwig Schmaderer und Herbert Paidar. Bruckmann, München 1940 (in diesem prächtig illustrierten, aber leider auch mit Druckfehlern reichlich besäten Buch, entwickelt Grob einige tief philosophische Gedanken. Er interessiert sich ebensowohl für die Eingeborenen wie für die Berge). – Vgl. ferner *Zeitschrift DAV*, 1940, 43–53; *Himalayan Journal*, 1946, 46–53.

Kantsch versuchten. Durch die Erfahrung gewitzigt, haben sie es vorgezogen, schon im Frühjahr zu kommen, anstatt im Herbst; deswegen ist das Wetter jedoch nicht besser. Jeder Tag bringt Regen und Schnee. Alle Kulis sind nach Lachen zurückgekehrt, bis auf die sechs, für die Dauer der ganzen Expedition angestellten Sherpas.

Wie das Wetter dann endlich besser wird, entschliessen sie sich, den Tent Peak direkt anzugreifen, ohne sich erst lang zu trainieren. Dieses prachtvolle, in den blauen Himmel gespannte Trapez, das wie ein drohender Spaten sich über ihnen erhebt, ist sicherlich ein verlockendes Ziel, aber sehr leicht zu bewältigen scheint es nicht zu sein!

Am 24. Mai wird der Angriff vorgetragen, zusammen mit vier «Tigern» (so werden unter den Sherpas jene Träger bezeichnet, die sich mit den Engländern am Everest ausgezeichnet haben). Am gleichen Abend noch stehen ihre Zelte auf dem zum Nepal Peak ansteigenden Gipfelgrat. Am 25. werden die drei von einer senkrechten Eiswand aufgehalten und müssen in 6600 m Höhe unter ihr biwakieren. Der Gipfelgrat ist in einem unvergleichlich viel schlimmeren Zustand als im Mai 1930; damals konnte Schneider, der ihn als erster erreichte, aufrecht auf ihm rennen. Am 27. gewinnen sie den Hauptgipfel des Nepal Peak (*Erstbesteigung des Nordostgipfels, 7180 m*). Doch läßt sie das graue, mürrische Wetter nicht ein, sich auf den verwächteten Grat hinauszuwagen, der zum Tent Peak hinüberführt. Dieser noch von niemandem begangene Grat sowie der Steilaufschwung des Gipfels des Tent Peak sind die grossen Unbekannten und ein ernstzunehmendes Hindernis. Drei bis vier Tage müssen sie für den Hin- und Rückweg mindestens rechnen.

Die drei Sherpas bleiben im Lager zurück, und die drei Sahibs brechen auf zu ihrer luftigen Reise. Das Wetter ist gottlob ausgezeichnet, aber die Luft äusserst kalt. Zunächst senkt sich der Grat wellenförmig und verwächtet, dann baut er einige Pfeiler auf, um die man auf der Nepaleser Seite herumgehen muss. Der Abgrund darunter ist ziemlich eindrucksvoll. Jenseits der tiefsten Stelle (7070 m) finden sie einen Querspalt, in dem sie ihr Zelt unterbringen können und in dem sie eine eisig kalte Nacht verbringen (-20°).

Am 29. gelangen sie um 10 Uhr vor den Aufschwung, der den Zugang zum Gipfelgebäude zu versperren scheint. Nach einer Querung nach rechts, oberhalb des östlichen Abgrundes, muss Schmaderer, der vorangeht, über einen Eishang von 80° hinüberpendeln, bis er einen Kamin gewinnt, der ihn wieder auf den Grat hinaufführt. An dieser

Stelle wird er zum Schneeegrat. Die drei versinken darin bis zu den Hüften, und der Schnee droht jeden Augenblick in Lawinen abzufahren. Endlich pflanzt um 15 Uhr das siegreiche Kleeblatt die Eispickel auf die höchste Wächte des Tent Peak (7363 m; neueste Angabe 7342 m).

Eine eisige Bise verspricht, dass das Wetter hält, lässt aber auch keinen längeren Aufenthalt zu. Einige schnelle Aufnahmen der Rundsicht, und sofort beginnt der Abstieg, der noch voller Fragezeichen ist. Im Abenddämmern finden sie ihr verlassenes Zelt und verbringen darin eine schlechte Nacht, da die Sorge sie quält, dass der überaus heftig blasende Nordwind ihnen nicht erlauben werde, sich auf den Grat hinauszuwagen, falls er in der gleichen Stärke anhält.

Die Befürchtungen waren gottlob unbegründet; der Wind lässt gerade im richtigen Augenblick nach, aber die Kälte ist so schauerhaft, dass sie erst das Aufgehen der Sonne abwarten müssen, ehe sie sich auf den Weg machen können. Der ganze Tag vom 30. Mai wird damit verbracht, den nicht endenwollenden Grat zurückzulegen und die 100 m bis zum Nepal Peak mühsam wieder emporzuklimmen. Bei einbrechender Nacht gelangen sie zu ihrem Lager, todmüde, aber beglückt von dem so hart errungenen Sieg.

Nachdem sie so beinahe eine Woche lang zwischen der Bläue des Himmels und dem blendenden Weiss des Schnees gegangen hatte, kehrte die kleine Truppe zu ihrem Standlager zurück.

Die drei Freunde versuchen vom 7. Juni an die Besteigung der Twins über den Sugar Loaf Saddle (6075 m) und werden vom Monsun mitten in der Nacht auf den Gräten zwischen Sattel und Gipfel so plötzlich überrascht, dass die schwere Schneelast die Zelte einzudrücken droht. Sie müssen umkehren und wandern auf dem rechten Ufer des Lower Twins Glacier wieder talwärts, wobei ihnen der Nebel des Monsuns den Abstieg gefährlich macht. Über zerrissene Gletscher, eine steile Rinne und eine sechs Meter hohe senkrechte Wand erreichen sie nach fünf Tagen harter Arbeit in Schnee und Eis, ununterbrochen vom Monsun verfolgt, ihr Standlager im Zemutal.

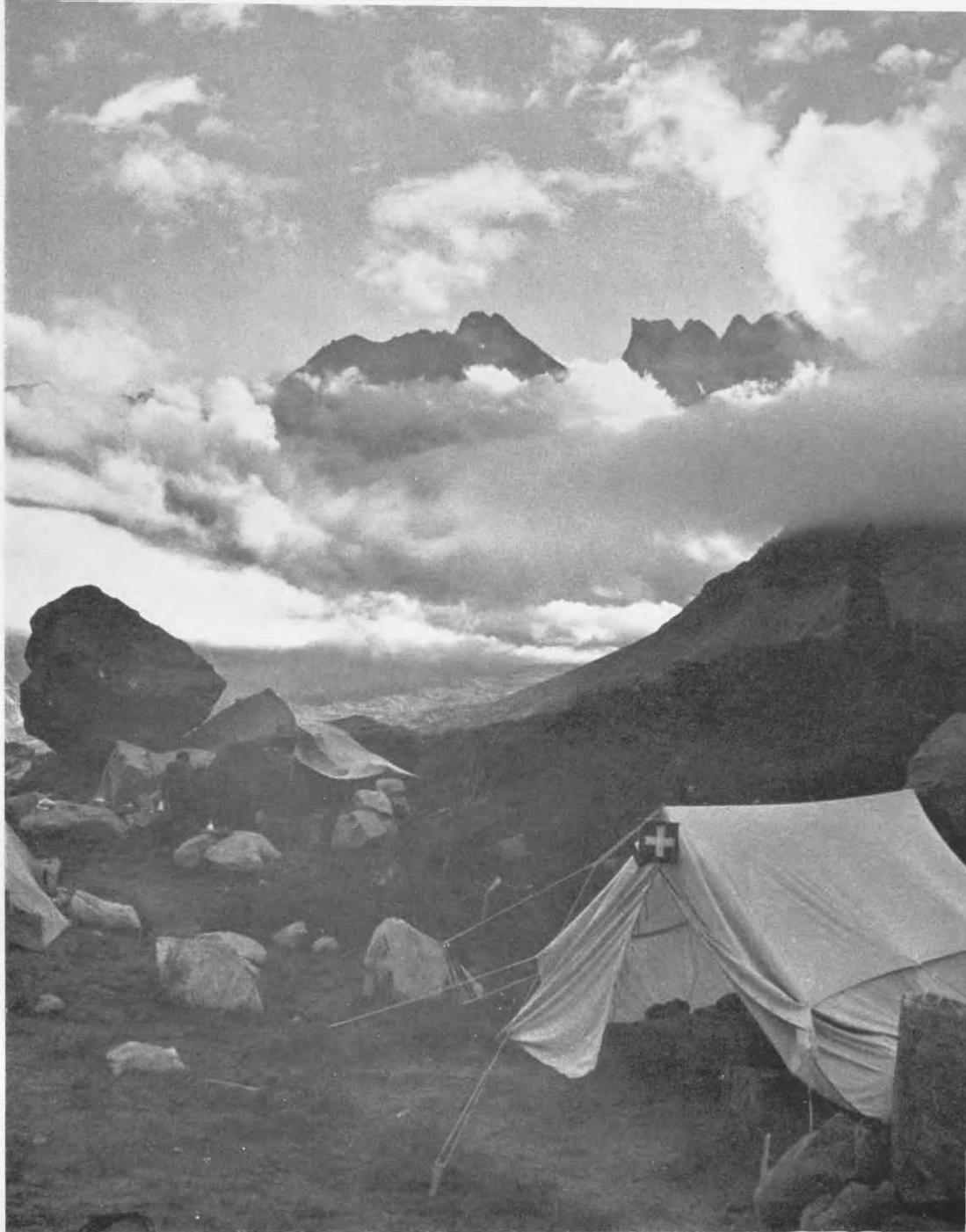
Nach einem Abstecher im Lachental und längs der tibetischen Grenze begeben sie sich wieder ins Standlager und besteigen am 3. August drei kleine Sechstausender in der unmittelbaren Umgebung des Hidden Col. Sie sind begeistert von der wundervollen Rundsicht, und Grob tauft einen dieser Berge mit «Rigi of Sikkim». Am gleichen Abend lagern sie auf dem linken Ufer des Chanson Glacier, in der Hoffnung, den Pyramid Peak (7132 m) besteigen zu können, aber der



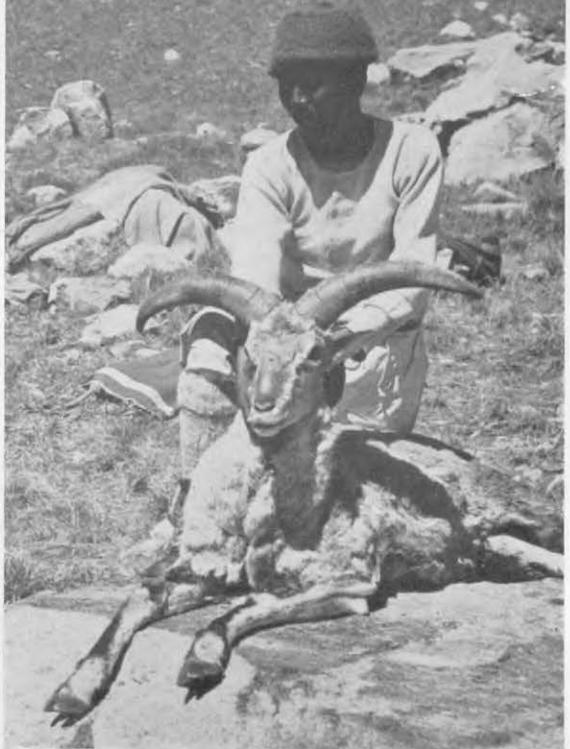
Auf dem Gipfel des *Balbala* (6416 m), dessen erste Ersteigung am 25. August 1947 durch Frau *A. Lohner*, *A. Sutter* und *R. Dittert* mit den Bergführern *A. Graven*, *A. Roch* und den Sherpas *Tenzing* und *Ang Dawa* durchgeführt wurde. (Von links: *A. Sutter*, Frau *A. Lohner*, *Tenzing*)



Riesige *Adler* schweben wie seit Jahrtausenden durch die Einsamkeit des urgewaltigen Himalaya-Raumes



Schwarze Berge – weisse Zelte! Eine magische Vision himalay-
anischer Bergwelt. Kein Wunder, dass der Himalaya ewiger Wunsch-
traum und höchste Erfüllung für den Bergsteiger bleiben wird!



Jagdgänge im Himalaya! Oben: Der als Jäger wie als Bergsteiger nicht minder erfolgreiche A.Sutter; rechts sein braver Shikari (Jagdgehilfe) mit der Beute. Unten: Ein Prachtsexemplar eines Bharal, dieses königlichen, unserem Steinbock ähnlichen Himalaya-Wildes

Monsun jagt sie am 5. über den Tent-Peak-Pass (5960 m) zurück. Man wundert sich, dass nach den Erfahrungen im Jahre 1937, Grob und seine Freunde noch immer hofften, der Monsun würde im August aufhören. Illusionen!

Trotz dem Regen brechen sie am 14. August wieder auf, überschreiten den Hidden Col und gelangen auf das rechte Ufer des Chanson Glacier, den sie dann überschreiten, um ihr altes Lager auf dem linken Ufer wieder zu gewinnen. Am 16. verlegen sie dieses Lager auf 6100 m Höhe in die grosse Gletschermulde, die sich zwischen dem Langpo Peak und dem Pyramid Peak ausdehnt. Am 17. steigen sie in drei Seilschaften in einer gefährlichen Eisrinne bis zum Langpo La (6400 m) hinauf und lagern auf diesem Pass mit der Absicht, dem Gipfelgrat bis zum noch unbestiegenen Pyramid Peak (7132 m) zu folgen. Aber der Monsun gibt die ganze Nacht keinen Augenblick nach, und am 18. gelangen sie bis zu 6800 m in der Richtung nach dem Südgipfel des Langpo Peak. Nach einem Biwak (im Zelt, aber ohne Schlafsack) gelingt es ihnen, den Aufstieg am 19. in anderthalb Stunden zu vollenden.¹

Bei einem entsetzlich blasenden Wind gelangt die Karawane wieder zum Langpo La und lässt sich von diesem auf dem nepalesischen Abhang hinunter (*erste Überschreitung des Langpo La*).

Sie lagern auf der Rasenterrasse, die sich zwischen den hier zusammenfliessenden Langpo- und Ginsangletscher vorschiebt, und machen am 20. die klassische Überschreitung des Jongsong Pass (6120 m; neueste Angabe: 6198 m). Am Fuss des Jongsongletschers teilt sich die Kolonne in zwei Karawanen: Grob wandert mit zwei Sherpas das Lhonaktal hinunter und erreicht Lachen; Schmaderer und Paidar umgehen mit ihren Trägern den Nordhang des Fluted Peak und überschreiten einmal mehr den Hidden Col, um das Zemu-lager aufzuheben und dann endgültig umzukehren.

In Lachen findet sich das Kleeblatt wieder versammelt. Inzwischen ist der Krieg ausgebrochen. Grob, der Schweizer ist, kann sich am 12. September in Bombay einschiffen, aber die beiden Deutschen werden zurückbehalten und interniert. Wie man später erfuhr, verbrachten sie den ganzen Krieg in einem Konzentrationslager.

¹ *Erstbesteigung*. Grob gibt die Höhe dieses Gipfels nicht an. Sie wird auf zirka 6900 m geschätzt. Die Erstbesteigung des Nordgipfels (6950 m) erfolgte durch Kellas 1909.

Im Jahre 1945 flüchtete Schmaderer nach Tibet, wo er sehr wahrscheinlich von Räufern ermordet wurde . . .¹

In den zwölf Jahren, die wir die Annalen des Himalayas verfolgen, ist es eine der interessantesten Kampagnen.

Grob scheint die ideale Lösung für diese Art von kleinen Expeditionen gefunden zu haben: anstatt Führer mit sich zu nehmen, die meist sehr kostspielig sind und die unterwegs Heimweh bekommen, hat er es vorgezogen, zwei erstklassige Bergsteiger einzuladen, deren Charakter und Eignung ihm genau bekannt waren. Seine Grosszügigkeit hat sich auf das schönste gelohnt. Es ist ihm gelungen, einige prächtige Gipfel zu besteigen und die Erforschung dieser interessanten Region sehr glücklich zu ergänzen. Wir wissen, dass es ihn ständig nach jener Gegend zurückzieht und dass er nur das Verlangen hat, bald wieder dort zu sein . . .

Grobs Berichte, die er jeweils im Zelt unmittelbar nach den Erlebnissen niederschrieb, enden mit den Worten: „Wir alten Berg-

¹ Nach dem Polizeibericht aus Pendjab hätte sich die Sache folgendermassen zuge-
tragen: Gegen Ende März 1945 flüchteten Schmaderer (32 Jahre) und Paidar (36 Jahre)
aus dem Lager von Dehra Dun, wanderten das Baghiratital hinauf und erreichten Pulling
und Par in Tibet. Sie wurden vom Dzongpen (Distriktstatthalter) von Shangtse (nördlich
des Satlej) festgenommen, der sie unter Eskorte nach Per (oder Par?) bei Shipki bringen
liess. Shipki liegt am Südfuss des Leo Pargial. Hier wieder in Freiheit gesetzt, versuchten
die beiden Freunde, Gartok auf einem anderen Weg zu erreichen. Anfangs Juni kamen sie
durch Namgar und Tashigang und von hier aus nach Spiti (über Nago [Nako] und Chhang
[Chango]). Sie gingen über den Fluss Tsurub und erreichten Tangar (oder Dankhar?)
gegen Mitte Juni, in der Absicht, nach Gartok zu gelangen. Sie hielten sich acht Tage in
Sungil auf und brachen auf nach dem Pibila (oder Pobila). Sie wurden aber von Dorf-
bewohnern aus Sungil eingeholt, die ihnen davon abrieten, sich auf diesem Weg weiter-
zuwagen. Sie gaben es auf, nach Gartok zu gelangen, und wanderten das Spital hinunter.
Beim Dorfe Tabu blieb Schmaderer zurück, um Lebensmittel einzukaufen, während Paidar
das Lager auf dem Weg nach Po (Poo?) einrichten ging. Von da an fehlt von Schmaderer
jede Spur. Die Dorfbewohner von Tabu erklären, dass er in den gleichnamigen Fluss ge-
stürzt sei, einem Zufluss des Spiti. Paidar verbrachte viele Tage in dem Dorf und suchte
vergebens nach seinem Freund. Als er dann nach Tashigang zurückkam, gestand ihm ein
Tibeter, dass Schmaderer in Tabu von den Händlern ermordet worden war, von denen er
Lebensmittel einkaufen wollte, vermutlich weil sie es auf sein Geld abgesehen hatten. Tief
erschüttert setzte Paidar seine Reise über Namgar-Poo-Chini-Sarahan im Distrikt von
Bashar fort, immer längs des Satlej. In Sarahan hielt er sich acht Tage auf und übergab
dem dortigen Polizeichef einen genauen Bericht über Schmaderers Verschwinden. Er ge-
langte dann unter Eskorte nach Rampur und von da in sein Gefangenlager von Dehra
Dun, das ihn anfangs September 1945 wieder aufnahm. Das war das traurige Ende eines
grossen Bergsteigers.

NB. Die in dem Bericht vorkommenden Ortsnamen sind sehr unzuverlässig. Es ist
unmöglich, die Reise nach ihnen zu rekonstruieren. – Paidar gelangte im Dezember 1946
wieder nach München.

kameraden durften wieder wie 1937 in tiefer Freundschaft miteinander um hohe Ziele kämpfen. Unser Kampf aber wäre wertlos gewesen, wenn wir all die Herrlichkeiten nicht mit dem Herzen erlebt hätten. Nur wer sich mit Ehrfurcht den höchsten Zinnen unseres Erdballs nähert, wird die Erhabenheit der Schöpfung in tiefem Ernst erleben.»

SCHWEIZERISCHE GARHWAL-EXPEDITION 1939¹

Diese Expedition beginnt mit einem ersten Rekord: Dank der Energie der Leiter der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen wurde sie innerhalb eines Monats organisiert. Ihr Chef war André Roch (Genf); als Bergführer gingen mit Fritz Steuri (Grindelwald) und David Zogg (Arosa), und als Topograph hatte sich ihnen Ernst Huber angeschlossen, der an der ETH., Zürich, soeben sein Diplom erlangt hatte. Roch war der einzige, der den Himalaya schon kannte (allerdings nicht Garhwal). Keiner unter ihnen war bezahlt. Die Expedition hat ungefähr 40 000 Franken gekostet. Garhwal wurde gewählt, weil es leicht zugänglich und überhaupt sehr günstig ist. Das Programm sah drei Teile vor; jeder Abschnitt sollte einen Monat dauern: vor, während und nach dem Monsun. Es war ein sehr geschmeidiges Programm, das dann teilweise abgeändert und mit schöner Umsicht den Umständen angepasst wurde.

Die vier reisen am 9. Mai von Zürich ab und schiffen sich am 10. in Venedig ein. Am 22. sind sie in Bombay, wo sie sich bis zum 24.

¹ Diese ist also die zweite schweizerische Expedition nach Garhwal, da die erste jene von Heim und Gansser vom Jahre 1936 war. In unseren Annalen haben wir diese erste Expedition nur beiläufig erwähnt, weil wir unsere Berichte für *Die Alpen* schrieben, das Organ des SAC, und weil Heim in dieser Zeitschrift die Ergebnisse seiner Expedition selber zusammengefasst hatte (Jahrgang 1937, 81–85). In unserem Buch *Ausseralpine Schweizer Forscher* gehen wir die Geschichte dieser beiden schweizerischen Garhwal-Expeditionen methodisch durch. Die vollständigen Literaturquellen über die zweite seien hier angegeben:

Schweizer im Himalaja, von André Roch, David Zogg, Fritz Steuri, Ernst Huber. Herausgegeben von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen. Amstutz & Herdeg, Zürich 1940. – Holländische Übersetzung, Arnheim 1941. Vgl. auch Roch: *Garhwal Himalaya*, Neuchâtel 1947. 44. *Jahresbericht des Akademischen Alpenclubs Zürich* (1939/40), 7–20 (französische Notizen von Roch); *Alpine Journal*, Mai 1940, 34–52 (*Garhwal 1939: The Swiss Expedition* by André Roch; enthält einige sehr interessante Photos mit Routeneintragung); *Himalayan Journal*, 1940, 30–51 (idem); *Die Alpen* (SAC), 1941, 282–292 (Ernst Huber: *Die photogrammetrischen Aufnahmen der Schweizerischen Himalaja-Expedition 1939*, mit einer von Huber aufgenommenen Karte i. M. 1:50 000).

aufhalten. Während Steuri nach Darjiling hinaufreist, um sechs Sherpas anzuwerben und Zogg sich mit dem Gepäck direkt nach Ranikhet begibt, fahren Roch und Huber nach Dehra Dun, wo sie mit Major Osmaston von der Indian Survey zusammentreffen, der Huber alle für seine photogrammetrische Kampagne erforderlichen Unterlagen gibt. Am 1. Juni sind alle vier in Ranikhet versammelt, wo sich Steuri mit seinen sechs Sherpas eingestellt hat. Diese werden von Kopf bis Fuss neu ausgerüstet, mit Zelten und Schlafsäcken versehen. 43 Dotalträger stossen zur Kolonne, die über den Kuaripass nach Lata im Dhaolital gelangt. Der Monsun ist bereits ausgebrochen und bringt jeden Tag Regen.

Das erste Ziel der Expedition war das Gletscherbecken von Ramani und die Bezwingung des Dunagiri (7065 m). Wie schon in einer früheren Chronik erwähnt, war diese Gegend im Jahre 1936 durch Major Osmaston, dessen Begleiter Eric Shipton war, topographiert worden. Gleich Oliver und Smythe hatte auch Shipton die Besteigung des Dunagiri über den Südwestgrat versucht. Einen ganzen Tag hatte er mit Stufenschlagen auf diesem Grat verbracht, und er behauptet, bis 300 m unter den Gipfel vorgestossen zu sein.

Am 14. Juni brechen Roch und seine Gefährten mit 37 Kulis auf und erreichen über unwegsame Pfade den Ramanigletscher, wo sie in 5000 m ihr Standlager errichten. Am 21. gewinnen sie die untere Senke (zirka 5900 m) des grossen Dunagiri-Südwest-Grates, auf der sie im Windschatten ihre Zelte aufbauen. Die Höhe nimmt sie ziemlich her, und sie verbringen eine schlechte Nacht. Am folgenden Tag bleiben sie im Zelt liegen, leiden unter Kopfschmerzen und Darmstörungen. Die Sherpas hingegen sind ganz munter. Der Grat bildet hier einen ersten Steilaufschwung (eine Art Querwand), in dem man ein fixes Seil von 50 m anbringt. Huber muss auf den weiteren Aufstieg verzichten.

Am 24., dem Johannistag, brechen die drei um 4 Uhr auf und klettern den Grat hinauf. Zwei Sherpas tragen die Rucksäcke bis zum fixen Seil und kehren zu den Zelten zurück. Der Anstieg setzt sich längs des Kammes fort. Um 11 Uhr sind die letzten Felsen (die hier einen grossen Sporn bilden) überwunden, und die Karawane gelangt auf den Schneeegrat, der weniger steil verläuft und direkt bis zum Gipfel hinaufführt. Dieser Grat, der von unten gesehen sehr leicht zu sein schien, stellt sich dann als überaus scharf heraus, mit Pulverschnee bedeckt und nach beiden Seiten hinaus verwächtet. An einigen Stellen kann man nur kniend darauf weiterkommen, oder

sogar rittlings, so unsicher ist sein ganzer Aufbau. Um 14 Uhr wird der Berg in Nebel eingehüllt, und es wird beschlossen, umzukehren, da es nicht möglich ist, die Entfernung bis zum Gipfel abzuschätzen. Der Mangel an Training und die ungewohnte Höhe machen einen neuen Ruhetag erforderlich.

Nun trennt sich Huber von seinen Gefährten und begibt sich nach Kosa, um seine topographische Kampagne zu beginnen, die er unabhängig von der Expedition durchführen wird.¹

Trotz dem Monsun scheint das Wetter für einen neuen Angriff günstig, und so steigen die drei wieder zum Sattel hinauf, wo sie ihre Zelte unversehrt vorfinden. Am folgenden Tag, dem 4. Juli, kann der Kälte wegen (-10°) der Aufbruch erst um 7.30 Uhr erfolgen. Drei Sherpas begleiten sie bis zum fixen Seil und tragen die Rucksäcke und sogar ein Zelt. Mit solchen schweren Lasten erfordert die Bezwingung der 50 m fixen Sciles anderthalb Stunden Klettern. Erst nach zehneinhalb Stunden angestrenzter Arbeit gelangen die drei auf den Gipfel des grossen Felssporn, wo sie ihr Zelt aufstellen können. Der Zustand des Berges ist weniger günstig als das erstemal: Diesmal haben sie im ganzen Schneehang Stufen schlagen müssen. Das Aufstellen des Zeltes geht nicht so glatt vonstatten, und das Zelt selbst erweist sich für drei doch zu eng. Die Nacht ist kalt und unbehaglich; der Himmel ist klar, aber in den umgebenden Tälern schleichen Nebel.

Am 5. Juli benötigen sie drei Stunden, um zu frühstücken und sich wie für eine Polarexpedition bereit zu machen. Aufbruch um 6 Uhr; Zogg geht voran. Bis hierher scheint er unter der Höhe am wenigsten gelitten zu haben. Roch hat sich erkältet und hustet jämmerlich. Trotz des Eingriffes des Wetters sind die alten Spuren noch sichtbar und äusserst nützlich. In zweieinhalb Stunden gelangt die Karawane bis zur Stelle, wo sie das erstemal hatte umkehren müssen. Diesmal ist sie anderthalb Stunden früher da. Der Grat schwingt in Wellen aus, dann wird er wieder spitz oder verwächtet. Er weist sogar doppelte Ausladungen auf (nach beiden Seiten gleichzeitig), von pilzförmigem Querschnitt. Diese Form trifft man in den Alpen nur selten an. Endlich schwingt er sich wieder sehr steil empor, von ausgezeichnetem Hartschnee gebildet, und führt direkt zum Gipfel.

Um Mittag krönt das siegreiche Kleeblatt den weissen Kegel des Dunagiri. Diese wenigen Minuten des Triumphes findet man leider im Bericht der Expedition nicht beschrieben, doch kann man sie sich un-

¹ Diese topographische Kampagne findet der Leser in *Ausseralpine Schweizer Forscher*, nach Hubers Aufzeichnungen beschrieben.

schwer vorstellen. In ganz Garhwal ist kein Fernrohr auf sie gezücht, das diesen Sieg bestätigen könnte, aber die Aufnahmen sind Zeugnis genug, denn die Gipfelpyramide des Dunagiri ist typisch wie selten eine. Seltsamer Ausblick auf Hunderte von unbekanntem Gipfeln. Der Aufenthalt ist übrigens von kurzer Dauer: einige Aufnahmen, und gleich tritt man den Abstieg an.

Beim Abstieg ist der Grat noch viel schwindelerregender. Steuris Pickel sticht durch die Wädicke und verschwindet ins Leere. Kurzer Aufenthalt beim Zeltlager, wo alles wieder auf den Rücken geladen werden muss. Am Fuss des fixen Seils warten bereits die Sherpas mit Thermosflaschen voll heissem Tee. Prachtvolles Einnachten im Sattellager. Am folgenden Tag werden einige Schneesondierungen vorgenommen und dann zum Ausgangslager zurückgewandert.

Während sie auf die Kulis warten, die erst auf den 15. Juli bestellt sind, geht Roch einsam auf Erkundung in der Richtung nach dem Changabang (6865 m), wo ihm die schöne Aufnahme gelingt, die jetzt das Umschlagblatt des ersten Bandes von *Berge der Welt* schmückt.

Nun wandert die Expedition nach Joshimath hinunter, wo sie am 21. Juli eintrifft, und wo sie sich erst einmal sechs Tage lang ausruht. Von Joshimat verfolgt sie das Dhaolital und gelangt nach drei langen Tagesmärschen zum Dorf Kosa (2900 m), begleitet von ihrem Verbindungsoffizier, einem liebenswürdigen Hindu, welcher der Expedition die grössten Dienste erweisen sollte.

Am 30. Juli brechen sie von Kosa auf und wandern das gleichnamige Tal und den gleichnamigen Gletscher hinauf. Sie errichten ihr Lager in 4400 m Höhe in einer blumenbesäten Mulde am Fuss des ungeheuren Eisfalles. Der obere Teil des Kosagletschers besteht aus zwei Seitenzweigen, die vom Ghorri bzw. vom Hathi Parbat heruntorkommen, diesen zwei unvergesslichen Nachbarn, die von der Höhe des Kuaripasses aus einen unvergleichlichen Anblick bieten. (*Ghorri* = Pferd; *Hathi* = Elefant.) Auf sie beide hat es die Expedition abgesehen; denn beide sind noch unbestiegen . . . Die beiden Gletscher stürzen sich in einem gemeinsamen Eisfall über die Felswand und machen nicht den Eindruck, als ob sie leicht zu bewältigen wären. Ein alter Jäger (*shikari*) behauptet zwar, einen Zugang zu kennen.¹

Zwei Tage später gelingt es ihnen, in Begleitung von drei Sherpas und von Gabar Singh, von Nordosten her den zweiten Pfeiler (P. 5518)

¹ Für diesen Teil der Expedition benützt man am besten die ausgezeichnete kleine Karte i. M. 1:50 000, die von Huber aufgenommen wurde und die man in seinem Bericht in *Die Alpen* (August 1941) beigegeben findet.

der gleichen Gruppe zu erreichen. Nach dem, was er durch den Nebel sehen kann, hält es Roch für ausgeschlossen, mit den schwer bepackten Kulis auf die höher gelegenen Gletscher hinaufzugelangen. Am 6. August erklettert er mit dem Sherpa Ang Dawa einen kleinen Gipfel (5592 m), der sich südöstlich vom P. 19050 (5805 m) der neuen englischen Karte erhebt. Von dort oben bietet sich ihm ein aufschlussreicher Einblick in das von niemandem noch je betretene Juma-Gletscherbecken, und was noch wichtiger ist, er kann endlich eine Schneerinne entdecken, welche die beiden Plateaux (5200 und 5700 m) verbindet, die von den oberen Zweigen des Kosagletschers gebildet werden.

Zwei Tage später erklettert Roch mit dem Sherpa Gombu den P. 19050, der dem Pfeiler 5794 von Huber entspricht und der der höchste Punkt der im Süden das Lager überragenden Kette ist, welche das Kosa- und das Jumatal voneinander trennt. Am gleichen Tag erkunden Steuri und Zogg den Zugang zum ersten Plateau (5200 m, südlicher Zweig des Kosagletschers) und finden den einzig richtigen Weg. Am Abend trifft Huber im Lager ein: es ist ihm soeben die Erstbesteigung des Rataban (6156 m) gelungen, der das gleichnamige Tal, ein Seitental des Kosatales, beherrscht.¹

Am 11. August bricht die Expedition auf, um die Besteigung des einen der beiden Parbat zu versuchen, gleichviel, ob das Pferd oder den Elefanten . . . Fünf Sherpas und fünf von Gabar Singh überlassene Dotials begleiten das Kleblatt. Man geht dem Eisfall aus dem Weg und erklimmt die Felswand seines rechten (südlichen) Ufers, in der die Bergführer zwei fixe Seile angebracht haben und der entlang die Lasten mühsam hinaufgeschleppt werden müssen. Erst dann wandert die Karawane über den stark zerklüfteten Gletscher.²

Während Roch und die Träger zum Standlager zurückkehren, um neue Lasten heraufzuholen, errichten Zogg und Steuri Lager I auf dem linken Ufer des ersten Firnplateaus (südlicher Zweig, zirka 5200 m). Am folgenden Tag neuer Transport und neue Erkundung. Die Bergführer haben endlich den Ghorri Parbat zu Gesicht bekommen. Am folgenden Tag erfolgt der Aufstieg von Lager I nach Lager II, das man auf dem oberen Firnplateau errichtet (nördlicher Zweig, zirka 5700 m), mitten im schönen Gletscherbecken, das die Nordost- und

¹ Diese Besteigung erfolgte am 7. August. Man findet sie in unserem demnächst erscheinenden Buch *Ausseralpine Schweizer Forscher*.

² Die Routen von der Basis nach Lager I und von Lager I nach Lager II findet man auf den Photos im «Alpine Journal», 1940, gegenüber S. 36.

Nordwestgrate des «Pferdes» begrenzen. Die Sherpas halten sich prächtig und können ohne Begleitung zum Standlager zurück, bis auf zwei, die im oberen Lager bleiben.

Am 14. Schneefall. Am 15. treten die Sherpas trotz dem Neuschnee pünktlich wieder mit neuen Lasten auf. Es schneit fast jeden Tag ein wenig, doch verflüchtigt sich der Neuschnee bald wieder und verschwindet.

Am 17. August gelingt Roch und dem Sherpa Gombu bei unsicherem Wetter die Erstbesteigung von P. 21200 (6470 m) der englischen Karte (6475 Huber). Es ist der Hauptgipfel der zwischen Kosa- und Ratabangletscher sich erhebenden Kette.

Am 18. August kündigt sich endlich prächtiges Wetter an. Der Aufbruch findet bei Sonnenaufgang statt. In 20 Minuten gelangt man bis zum Fuss des «Pferdes» und überwindet den Bergschrund bei zirka 5950 m und einen kurzen Eishang, um dann gleich zur Felsrippe zu gelangen, die für den Aufstieg gewählt wurde. Roch ist zwischen den beiden Bergführern angeseilt: Zogg schlägt Stufen, und Steuri löst ihn dann später in den Felsen ab. Die Rippe ist nicht besonders schwer, doch endet sie oben in einem Eishang. Um halb eins ist sie bezwungen: die Karawane steht auf dem ungeheuren Firnplateau, das das «Pferd» vom «Elefanten» trennt (6400 m).

Die Rucksäcke werden hier zurückgelassen; bald ist der Fuss des Gipfelgrates erreicht. Es ist der Südostgrat, der zwar noch einige schwierige Gendarmen aufweist, aber direkt zum Ziele führt.¹

Um 15 Uhr sind die drei auf dem weissen Gipfel des Ghorri Parbat (6712 m) versammelt und erfreuen sich einer schönen Leistung, die gegen hinreichend viel Hindernisse erzwungen wurde, um in seinem vollen Wert genossen zu werden. Sie erblicken, wenn der Nebel sich lichtet, den weissen Firnhang des Hathi Parbat.²

Der Abstieg erfolgt auf genau dem gleichen Weg. Erschöpft kehrte die Karawane bei Einbruch der Nacht in ihr oberes Lager zurück. Um den Hathi Parbat (6747 m), den Hauptgipfel der ganzen Gegend, zu besteigen, müsste man wieder auf das Firnplateau hinauf und eine ganze Reihe von Firnbuckeln überwinden. Dieser Marsch würde wohl ein Zwischenbiwak erfordern. Der Plan wurde aber aufgegeben.

Am 21. kehrten alle ins Standlager zurück. Alles war ohne Zwischenfall verlaufen, und das will nicht wenig heissen. Der zweite

¹ Man findet die ganze Route auf der Photo, S. 44, im «Alpine Journal», 1940, eingezeichnet.

² Vgl. Photo gegenüber S. 45 im «Alpine Journal», 1940.

Teil des Programms ist zu Ende, und die Expedition wandert nach Joshimat hinunter.

Von Joshimath aus, das sie am 30. August wieder verlässt, folgt die Expedition zunächst der Pilgerstrasse nach den Gangesquellen; sie kommt nach Badrinath und Mana, dann dringt sie in das helle Defilee der Alaknanda ein und wandert später den Bagirath Karakgletscher hinauf, bis sie den Fuss des phantastischen Chaukhamba erreicht (*Four Pillars* = Vier Pfeiler; 7138 m). Dieser wichtige Gipfel, der höchste Punkt des Gangotrimassivs, hatte 1938 allen Angriffen der Österreicher widerstanden. Erst am Ende ihrer Kampagne, als sie das Gangotribecken verliessen und das Bagirath Karak hinaufgingen, entdeckten sie die schwache Stelle im Panzer dieses Berges. Doch war die Jahreszeit schon zu weit fortgeschritten (9. Oktober), der Schnee zu tief, und wegen der drohenden Lawinengefahr weigerten sich die Kulis, weiterzugehen; so mussten sie auf 5800 m umkehren.

Im Jahre 1936 hatten die Schweizer Heim und Gansser am nordöstlichen Fuss des Chaukhamba gelagert und einige prachtvolle Aufnahmen dieses schönen Berges gemacht, auf denen sich der beste Anstieg zu seiner Bezwingung ohne weiteres erkennen liess.

Roch war also genau unterrichtet. Er erstellt sein Standlager ungefähr an der gleichen Stelle wie Heim drei Jahre zuvor. Nach einer Schlechtwetterperiode anfangs September beginnt der Angriff am 9. bei prachtvollerem Wetter. Mit ihren sechs «Tigern» bricht die Dreierpartie auf, um ein erstes Lager auf dem breiten Schneesattel zu errichten, der sich in ungefähr 5800 m Höhe im Nordostgrat des Chaukhamba befindet. Der Tag ist heiss, der Schnee tief und weich, der Anstieg mühsam. In ungefähr 5700 m wird beschlossen, an Ort und Stelle, nämlich auf einer Seitenrippe, trotz der Lawinengefahr, die auf dieser Seite des Berges überall droht, zu lagern. Man schneidet somit im Grat einen hinreichend grossen Lagerplatz aus, der Platz für drei Zelte gewährt. Während der Nacht fällt Schnee, und das Wetter bleibt am Vormittag des 10. trübe.

Noch vor Mittag sticht die Sonne durch die Wolken und verfeuert eine gewaltige Hitze. Die drei lagern gemütlich in ihrem Zelt und halten Rat. Um Mittag, bei entsetzlicher Hitze, hebt sich unvermittelt ein heftiger Wind. Die ganze Halde gerät in Bewegung, die drei Zelte werden fortgerissen und samt ihren Insassen den Hang hinuntergeschleudert. «Wir sehen überhaupt nichts mehr», schreibt Roch, «ausser, dass wir alle drei sitzlings hinuntersausen. Die Geschwindigkeit ist unheimlich, dann nimmt sie auf der grossen Halde ein wenig

ab. Fest überzeugt, dass wir alle zugrunde gehen müssen, habe ich entsetzlich Angst, und um nicht allein zu sterben, packe ich Steuris Arm, der neben mir sitzt. Der Zeltboden reisst, wir liegen jetzt ausserhalb und werden kunterbunt durcheinandergerollt. In diesem Augenblick fällt mir ein, dass man ja mit ganzer Kraft schwimmen müsse, um an der Oberfläche zu bleiben. Aber wir haben uns kaum ein paar mal umgewälzt, da kommt die Lawine glücklicherweise an unserer Stelle zum Stehen, während sie in der Mitte sich in der Richtung nach grossen Spalten und einem neuen Abgrund weiterwältzt.»

Dank einer unglaublichen Fügung sind alle drei unversehrt geblieben; aber wo sind die Sherpas? Der ganze Hang ist mit Trümmern ihrer Ausrüstung übersät. Jeder macht sich auf die Suche nach den Kulis auf, und es gelingt schliesslich, sie alle auszugraben, bis auf Agitia (Dotial), der unauffindbar bleibt, und Gombu (Sherpa), der an seinen Wunden stirbt.

Nach vielen Mühsalen sind sie alle wieder im Standlager versammelt, wo ihnen Gabar Singh die Nachricht vom Ausbruch des Krieges bringt . . .

So endete eine bis dahin glücklich und befriedigend verlaufene Kampagne.

Am 28. September war die Expedition wieder in Ranikhet, am 10. Oktober schiffte sie sich in Bombay ein, und am 23. Oktober war sie wieder in der Schweiz.

POLNISCHE GARHWAL-EXPEDITION 1939¹

Die Expedition setzte sich aus vier Polen zusammen (Adam Karpinski als Expeditionsleiter, Jakub Bujak, Stefan Bernadzkiwicz, Janusz Klarner) und aus sechs «Tigern» von Darjiling. Sie verliess Almora am 14. Mai mit 74 Dotial-Kulis, unter der Leitung von

¹ *La Montagne*, 1940, 1-4: *Première ascension de la Nanda Devi Orientale (7434 m.) par la première Expédition Polonaise à l'Himalaya (avril-août 1939)*, par le D^r J. Bujak. — *Himalayan Journal*, 1940, 65-80: *The Polish ascent of Nanda Devi East, 1939* (Ein bedeutend ausführlicherer Bericht als der vorige, nach den Aufzeichnungen Bujaks, mit einer orographischen Skizze und zahlreichen Photos). *Alpine Journal*, 1941, 31-45 (idem).

In unseren Alpen noch wenig bekannt, zählen die polnischen Bergsteiger eine ausgezeichnete Elite von guten Kletterern und tüchtigen Forschern, die auf allen wichtigen Ketten der Erde eine Probe ihres Könnens abgelegt haben, und zwar stets mit Erfolg (Anden 1934 und 1937; Kaukasus 1935; Spitzbergen 1934, 1936 und 1938; Grönland 1937; Ruwenzori 1939). — So wie die Japaner am Nanda Kot (1936), erscheinen die Polen erst-

Dr. Major J. R. Foy (64 Jahre) als englischer Verbindungsoffizier. Über eine Reihe kleiner Pässe gelangt sie ins Gorital, wandert dieses bis Martoli (3300 m) hinauf und schlägt sich dann westlich ins Lawantal hinein (früher *Lwanl*), bis sie am Fuss des Longstaffpasses am 25. Mai in 4300 m ihr Standlager errichtet.

Der Anstieg bis zum Pass erfolgte nicht über die von Longstaff benützte Felsrippe, sondern in einer grossen, vom Pass herunterkommenden Rinne und unter Errichtung eines Zwischenlagers (I) zwischen dem Standlager und dem Pass (II).

Unmittelbar oberhalb des Passes (5910 m) steigt der äusserst bröckelige Gipfelgrat jäh empor und bildet drei Gendarmen, welche die Hauptschwierigkeit des ganzen Anstieges darstellen. Ein fixes Seil von 250 m musste hier angebracht werden, um den Übergang zu bewältigen. Der erste Gendarm wurde durch eine Rinne im Südosthang umgangen. In 6250 m wurde Lager III errichtet, knapp vor dem ersten Monsunsturm, der am 6. Juni alle Teilnehmer zum Rückzug bis zum Standlager zwang, wo sie sich einige Tage der Erholung gönnten. Bis zu diesem Tag war das Wetter ausgezeichnet gewesen. Dieser erste Angriff hatte sechs Tage gedauert und hatte den Teilnehmern als nützliches Training in der Hochregion gedient.

Am 11. Juni liegt der ganze Berg tief unter Schnee, doch wird der Angriff wieder aufgenommen, und zwar in zwei Seilschaften von je zwei Bergsteigern und zwei Trägern: es werden die letzten Lasten hinaufgeschleppt und ein Lager IV in 6550 m, auf dem breiten Schneerücken des Gipfelgrates, errichtet. Dieser Grat bildet noch weitere drei felsige Aufschwünge, einen ersten von 300 m, einen zweiten von 80 m und einen dritten, knapp unter dem Gipfel sich erhebenden, von 40 m. Nicht weniger als zwölf Tage werden mit ihrer Bewältigung verbracht werden, ehe das Ziel erreicht ist! Gegen 6900 m bricht eine ungeheure Wächte ein, und ein Kuli, den seine Kameraden wie durch ein Wunder retten, muss ins Tal hinuntergeführt werden. Der tiefe Schnee macht den Anstieg überaus mühsam. Die Sahibs müssen ihre

mals 1939 auf der Bühne des Himalayas. Sie wählen ebenfalls Garhwal als Betätigungsfeld und haben es auf die Östliche Nanda Devi abgesehen, den wichtigsten noch unbestiegenen Gipfel der ganzen Gegend. Der Hauptgipfel (Westgipfel) wurde, wie schon erwähnt, 1936 durch Odell und Tilman bezwungen, und schon 1905 hatte Longstaff mit den Brocherel einen Angriff auf die Nanda Devi E (7434) über den Südgrat versucht. Er war damals nicht sehr weit über den Pass hinaufgelangt, der heute seinen Namen trägt. Dieser gleiche Pass war 1936 von Tilman überschritten worden, als er nach seinem Sieg von dem berühmten Heiligtum sich wieder entfernen wollte. Die Route zur Bezwingung dieses Gipfels war also bereits vorgezeichnet. Sie ist gut sichtbar auf der Photo in *Die Alpen* (SAC), 1936, gegenüber S. 8, oder auf der in *Alpinisme*, 1938, 162.

Lasten von je 12 bis 15 kg selber tragen, und in solchen Höhen sind sie noch drückender.

Ein neuer Sturm unterbrach den Angriff. Die Teilnehmer mussten wieder zum Pass hinunter, der 1000 m tiefer lag. Der Leiter erkrankte an der Ruhr und musste trotz seiner ganzen Energie ins Standlager zurück und auf den Sieg verzichten.

In Lager IV reichten die Vorräte nur noch für vier Tage, doch war diesmal der dritte Angriff entscheidend. «Am 2. Juli», schreibt Dr. Bujak, «war das Wetter frühmorgens klar; so beschlossen wir, nicht länger zu warten, trotzdem der Wind nicht nachgelassen hatte und das Thermometer noch immer auf -15° C stand. Wir brachen um 7.30 Uhr in zwei Seilschaften auf und erreichten in drei Stunden den Fuss des zweiten Gendarms. Hier fühlte sich B. nicht wohl und entschloss sich zur Umkehr; zusammen mit Dawa kehrte er ins Lager V zurück.

Klarner und ich setzten den Anstieg fort. Über uns erhob sich die 80 m hohe steile Felswand, die auf dem ganzen Gipfelgrat das schwierigste Hindernis darstellt. Nach einigem kurzen Suchen fanden wir einen Einstieg über ein Band abschüssiger Platten. Damit lag das ärgste Hindernis hinter uns. Weiter oben war der Grat wieder verschneit und weniger steil . . . Es war weit über Mittag, als wir zum Fuss des dritten Aufschwungs gelangten. Eine Stunde Klettern im Fels, und endlich sahen wir vor uns den weiten, nahezu flachen Firn, der den Gipfel (7434 m) der Östlichen Nanda Devi bildet. Wir schleppten uns mühsam durch den vom Wind unregelmässig gehäuften Schnee, in den wir manchmal bis zum Knie einsanken, und als wir oben anlangten, waren wir zwei müde, aber doch recht glückliche Männer.

Es war schon 17 Uhr vorbei, und die Sonne neigte sich bereits zum Horizont. Der Himmel war wolkenlos, während 1500 m unter uns eine Wolkendecke lag, über der wie Inseln aus dem Meer sich die tausend Gipfel des Himalayas erhoben. Die Sicht erstreckte sich sehr weit; wir konnten Berge noch in 200 km Entfernung sehen. Im Westen erhob sich wenige Kilometer entfernt die gewaltige Felspyramide der Westlichen Nanda Devi (7820 m).

Nach einer Rast von 40 Minuten traten wir den Abstieg an. Es war schon Nacht, als wir im hellen Mondschein und bei empfindlicher Kälte Lager V wieder erreichten.»

Die Lager wurden dann der Reihe nach aufgehoben; dann begab sich die Karawane, zu der 30 Kulis gestossen waren, nach Milam.

Man wusste seit langem, dass oberhalb des Milamgletschers sich einige bedeutende Gipfel erheben. Nach der neuen englischen Karte gibt es darunter einige Siebentausender, welche die Tirsuli-Gruppe bilden. (Hauptgipfel 7150 m; vielleicht ist *Trisuli* [= Dreizack] der richtige Name? Jedenfalls soll er nicht mit dem berühmten, von Longstaff und den Brocherel bereits 1907 bestiegenen Trisul verwechselt werden.) Alle diese Gipfel sind noch unbestiegen . . .

Die Expedition errichtete ihr neues Standlager an einer «Rugus» genannten Stelle, auf dem linken (östlichen) Ufer des Milamgletschers, in ungefähr 4120 m Höhe.

Von hier stieg sie den Hauptgletscher hinauf, dann seinen östlichen Seitenzweig, und errichtete ihr Lager am Fuss des Südostgrates des Ostgipfels (7075 m) des Tirsuli. Karpinski, der wieder hergestellt war, brach am 18. Juli mit Bernadzikiewicz und vier Sherpas auf, um die Ersteigung des Gipfels über den Südostgrat zu versuchen. Sie errichteten ihr Lager III in 6150 m auf einem kleinen Hängegletscher (tiefer als sie es gewünscht hätten, aber ein erkrankter Kuli hatte sie aufgehalten).

Am folgenden Tag wollten Bujak und Klarner sie einholen, mussten aber bei der Ankunft feststellen, dass das Lager während der Nacht durch eine Eislawine zugeschüttet worden war . . . Nach zwei Tagen vergeblichen Suchens an Ort und Stelle wurden nur einige verstreute Gegenstände gefunden, unter anderem einige Stiefel, die der Beweis waren, dass die Lawine die Teilnehmer im Zelt überrascht hatte. Die Leichen der beiden Polen konnten nicht wieder gefunden werden (alle Kulis waren tags zuvor wieder zurückgekehrt). Wie am Nanga Parbat, scheint es sich hier um ein durch ein besonderes Verhängnis veranlassstes Bergunglück zu handeln.

Die Bedingungen für weitere Versuche waren äusserst ungünstig, so kehrte der Rest der Karawane am 12. August nach Almora zurück und trat den Heimweg nach Polen und England an . . .

FÜNFTE DEUTSCHE NANGA-PARBAT-EXPEDITION 1939¹

Die viel bescheidener als die vorige aufgezogene fünfte Expedition hatte den Ingenieur Peter Aufschnaiter (Kitzbüchel) zum Leiter, den offiziellen Sekretär der Deutschen Himalaja-Stiftung. Ein alter Kämpfer am Kantsch, hatte er an Bauers Angriffen 1929 und 1931 teilgenommen. Seine drei Gefährten waren: Heinrich Harrer (Graz; einer der Bezwingen der Eigernordwand), Hans Lobenhoffer (Berchtesgaden) und Ludwig Chicken (Bozen, Medizinstudent, Sohn eines Schotten).

Aufschnaiter sprach geläufig Hindostani, weshalb man es nicht für nötig hielt, einen englischen Verbindungsoffizier beizuziehen. Wie bereits in unserer Chronik 1938 gemeldet, stellte sich diese Expedition das Ziel, die Zugangswege des Nanga Parbat von der Diamirseite, also von der Westseite her, zu erkunden; auf diesem Abhang hatte schon 1895 Mummery seinen Aufstieg versucht.

Die Expedition verliess München anfangs April (1939) und schiffte sich in Antwerpen in einem Schiff der Deutschen Hansa ein, das sie in einem Monat nach Bombay brachte, dann nach Karachi, von wo der Sindh-Express sie nach Rawalpindi bringt. Hier verbringen sie vier Tage mit der Durchsicht des Transportgutes.

Drei Bhotias (die leider den Sherpas nicht immer gleichkommen) sind von Darjiling zu ihnen gestossen.

Am 11. Mai Abfahrt per Auto nach Balakot. Die Route ist genau die gleiche wie das vorige Jahr. Von Balakot erfolgt der Transport der Lasten mit Maultieren (ungefähr dreissig) bis nach Kagan, dann mit

¹ Da die Expedition abgebrochen werden musste und die Teilnehmer in Indien interniert wurden, konnte die deutsche Presse nur einige wenige telegraphische Berichte publizieren, die vor Ende August 1939 erschienen sind. Abgesehen von einer kurzen Notiz in der *Österr. Alpenzeitung* vom Juli 1939 (S. 194-195), findet sich in den alpinen Zeitschriften nichts darüber vermeldet.

Dank der Freundlichkeit von Alf de Spindler und Ernst Grob (Zürich) habe ich alle noch unveröffentlichten Berichte dieser Expedition durchlesen und darnach die folgende Zusammenfassung aufstellen können.

Den Literaturangaben über den Versuch des Jahres 1938 (vgl. den Kurzbericht in *Die Alpen*, 1940, 67-69) ist noch das offizielle Buch der Expedition beizufügen, das 1943 unter dem Titel *Nanga Parbat, Berg der Kameraden* (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Berlin; 94 Seiten, 89 Ill.) erschienen ist. Es enthält ein Vorwort von Paul Bauer und prächtige Bilder.

Die beste Übersichtskarte ist das Blatt Gilgit (43 I), i. M. $\frac{1}{4}$ Zoll (1:253 440), Ausgabe 1934. Über den Nanga Parbat selbst wird man selbstverständlich Finsterwalders prachtvolle Karte 1:50 000 aufschlagen, obschon gerade die Topographie des Diamirbeckens noch einiges zu wünschen übrig lässt. (Vgl. weiter hinten.)

Kulis (an die fünfzig) im Kagantal. Der Weg ist öfters von Lawinengegeln versperrt und muss durch einige vierzig ortsansässige Arbeiter freigelegt werden. Am 20. Mai geht die Karawane über den Babusarpass (4170 m). Von Chilas aus wandert sie in einem Tage das Industal hinauf und gelangt am 23. Mai zum Bungalow von Bunar, am Eingang des gleichnamigen Tales.

Für den Transport von Bunar nach dem Standlager von Diamir werden 40 eingeborene Kulis zu 2 Rupien Taglohn eingestellt. Dieser Transport hätte in drei Tagen erfolgen sollen, er verspätete sich aber wegen des schlechten Zustandes der Wege. In einem Tagesmarsch gelangte man zunächst bis zur Oase von Halala, beim Zusammenfluss des Bunar- und des Diamirtales. Nach mehreren Tagen, die mit Kundfahrten und weitläufigen Verhandlungen mit den Kulis verbracht wurden, wurde beschlossen, die Schluchten des Diamir direkt hinaufzuwandern, anstatt den langen Umweg über den Airl Gali zu machen, einen Querpas von 4087 m Höhe. In den Schluchten ist der Pfad reichlich ungemütlich. Die letzten bewohnten Ortschaften im Diamirtal heissen Zangot und Ser (diese letzte Ortschaft, die sich auf den Karten nicht angeben findet, muss zwischen Zangot und Kachal [3080 m] liegen), eine hochgelegene Alpwirtschaft. Das Tal ist bewaldet und der Pflanzenbestand bis vor die Gletscher sehr üppig.

Am 1. Juni wird das Standlager in ungefähr 4150 m in idyllischer Umgebung auf dem rechten (nördlichen) Ufer des Diamirgletschers errichtet. Der Gipfel des Nanga ist in nur 9 km Entfernung gut sichtbar; mit seiner 4000 m hohen Wand überragt er den Gletscher. Doch bleibt das Diamabecken hinter den Vorsprüngen des Ganalo Ridge verborgen.

Die ersten Tage des Monats werden mit dem Bau einer Steinhütte verbracht; ihr Dach wird aus Stangen und Erdklumpen «im ortsüblichen Stil» zusammengefügt. Das Innere wird behaglich eingerichtet, in bayerischer Manier . . .

Am 4. Juni brechen Harrer und Aufschnaiter mit ihren drei Bhotias auf Erkundung auf. Erst steigen sie die weite Mulde zwischen der ungeheuren Moräne des Diamirgletschers und den Wänden des Ganalo Ridge hinauf, eine Mulde, in der sich noch immer Alpweiden und Erlengebüsch vorfinden. Nach ungefähr zwei Stunden gelangen sie bis ans obere Ende dieser Moräne, bei der Stelle, wo der Diamir- und der Diamagletscher zusammenfliessen.¹

¹ Finsterwalders schöne Karte gibt leider nur eine sehr unvollkommene Vorstellung dieses stark zerklüfteten Zusammenflusses und überhaupt des ganzen Diamabeckens, auf dem die gestrichelten Höhenkurven übrigens auch nicht den Anspruch auf Genauigkeit erheben.

Bald stehen sie ratlos vor einem Eischaos und müssen die sehr steilen Abhänge des Nordufers des Diamagletschers erklimmen, bis sie in 5200 m auf einen Sattel, auf den letzten vom Ganalo Ridge herunterkommenden Felsgrat gelangen. Hier schlagen sie ihr Lager auf. Erstaunlicher Blick auf den Tirich Mir (7750 m), den höchsten Gipfel des Hindukusch. Am folgenden Tag wird der Aufstieg fortgesetzt; er erfolgt in den Schneerinnen des rechten Ufers bis zu einem Felsturm (zirka 5800 m) von sehr ausgeprägter Form, von dem aus man den ganzen Diamagletscher überblickt. Seine oberen Firne sind von seinem Unterlauf durch einen Bruch von 150 m Dicke getrennt, der ein Hindernis darstellt, das man unmöglich direkt bezwingen kann, das aber möglicherweise über das linke (südöstliche) Ufer umgangen werden kann.

Nach einem Abstieg zum Standlager zur Sicherstellung der Nachfuhr, kommt Aufschnaiter am 8. Juni mit Lobenhoffer zurück und entdeckt ebenfalls die grossartige Wildnis dieses Gletscherbeckens von Diama, das vollständig zwischen den Wänden des Nanga und jenen des Ganalo erwürgt ist. Von allen Seiten sind ungeheure Lawinen niedergegangen, doch im Augenblick ist alles durch die empfindliche Kälte in tiefem Schweigen erstarrt.

Eine einzige Felsrippe scheint einige Erfolgsaussichten zu bieten; es ist eine mittlere Felsrippe, die nördlich von jener von Mummery gewählten verläuft und in ungefähr 6300 m Höhe bei einem Felskopf endet, in dessen Nähe sich wohl das Lager errichten liesse.

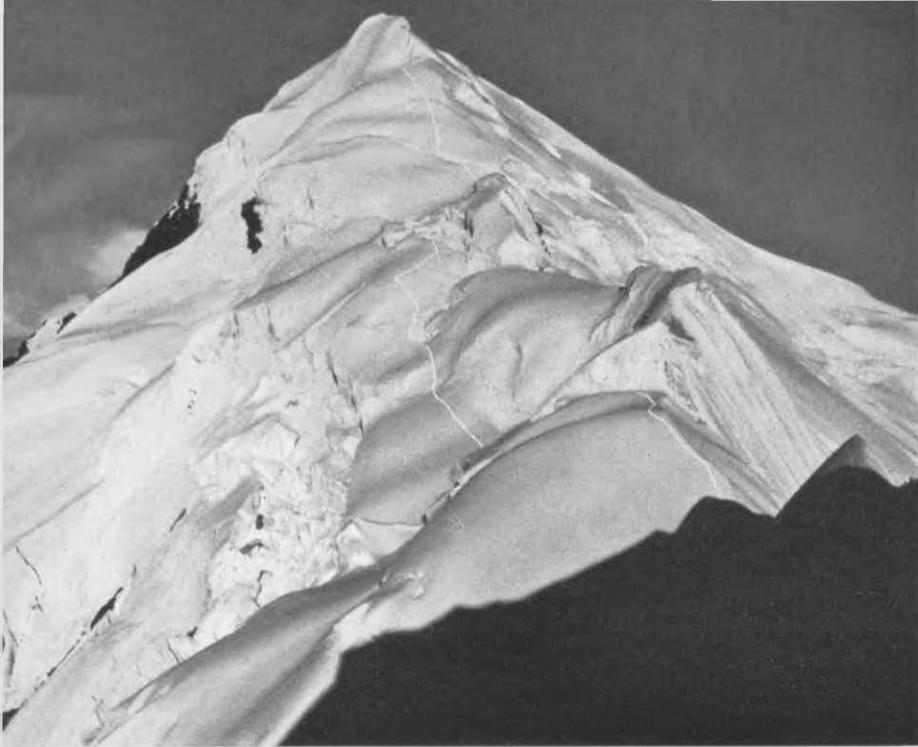
Am 13. Juni brechen die vier Sahibs und ihre drei Bhotias wieder auf; diesmal ist die Karawane vollzählig. Nach einem ersten Lager auf dem rechten Ufer überschreiten sie den Gletscher und gelangen zum Fuss der von Mummery 1895 erkletterten Felsrippe.

Während Aufschnaiter und Harrer den oberen Eisfall des Diamagletschers erkunden, erklettern die beiden anderen die Mummery-Rippe und finden in zirka 5500 m die Stelle, wo er sein Lager aufschlug. Abgesehen von der Erinnerung an Mummery, die im Chilas noch heute sehr lebendig bleibt, ist die einzige noch sichtbare Spur seines berühmten Lagers ein Holzschleit von einem Fuss Länge. Nichts war auf diesem bereits historisch gewordenen Lagerplatz sonst mehr zu entdecken.

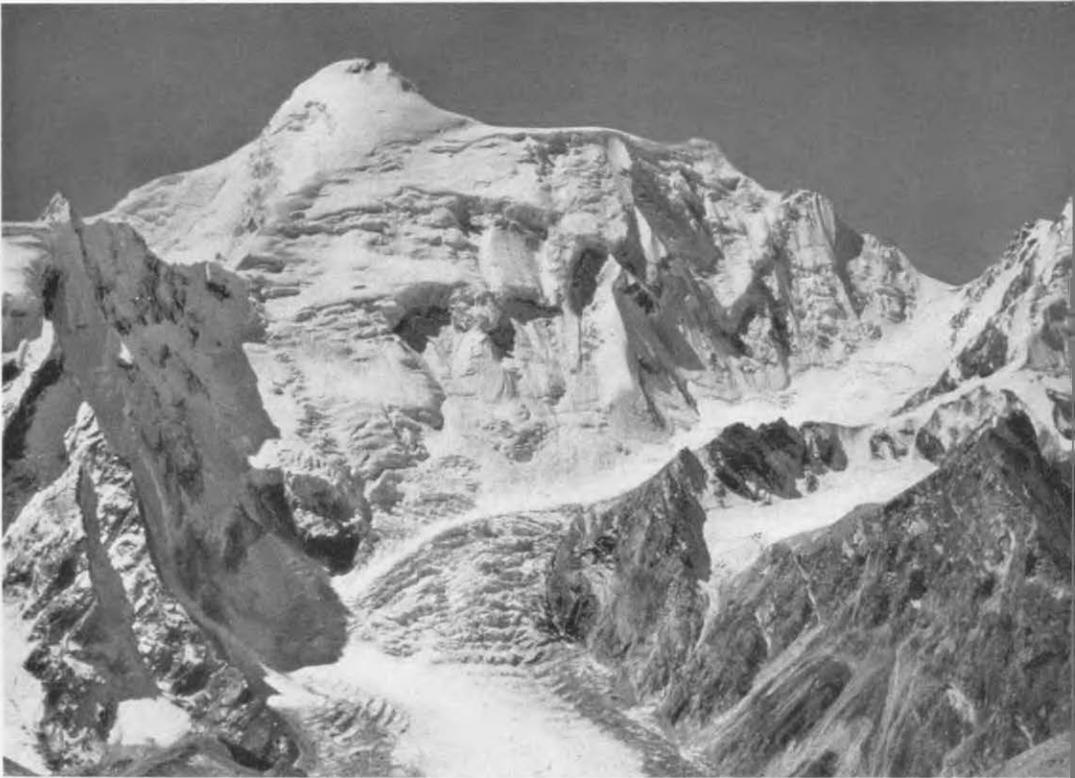
Lager II befand sich in zirka 4700 m am Fuss der Mummery-Rippe, auf dem linken Ufer des Gletschers. Aufschnaiter gesteht, dass die Rippe selbst durchaus nicht lawinensicher sei und dass er über ihren unteren Teil Eislawinen hinwegstreichen sah, die von dem grossen Bruch des Diamagletschers herrührten.



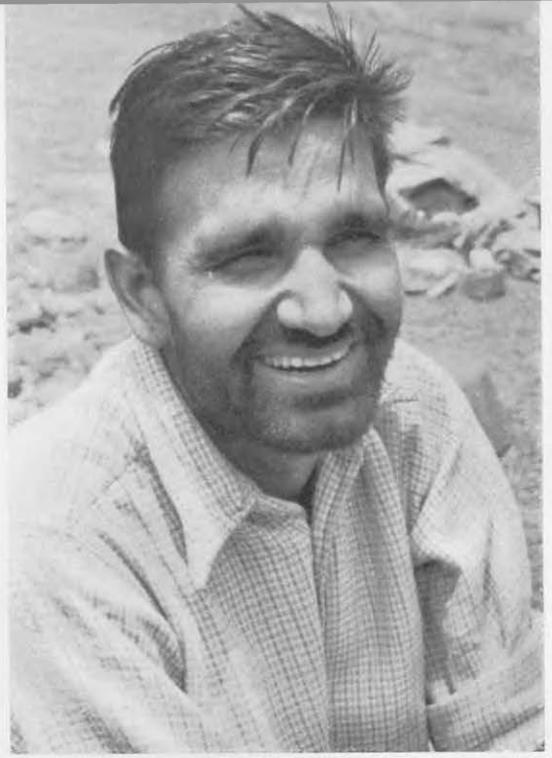
Frau A. Lohner an einer Wegtafel im Saraswati-Tal, die in einer Richtung den Weg nach Tibet weist



Oben: Der Gipfelaufbau des *Nanda Gunthi* (6309 m) mit den Spuren der Ersteiger (erste Besteigung am 11. September 1947 durch A. Roch und R. Dittert). Unten: Auf dem Wächtengrat des *Nanda Gunthi*



Oben: *Trisul* (7120 m), gesehen vom Nanda Gunthi. Der Trisul wurde 1907 durch den jetzigen Vorsitzenden des Alpine Club, Dr. *T. G. Lohnstaff*, erstmals erstiegen. Unten: Die eisgepanzerte Nordflanke des unerstiegenen *Chaukhamba* (7138 m), des höchsten Berges im Gangotri-Gebiet



Oben links :*Mr. Braham*, ein Mitglied des Himalayan Club, der einige Zeit als Gast an der Expedition teilnahm. Rechts: *R. N. Rahul*, der indische Transportleiter der Expedition. Unten; Lager der Expedition auf dem Rückmarsch in *Ramni*

Darum wurde dieser Weg auch aufgegeben und das Lager auf der entgegengesetzten Seite des Gletschers erstellt (Lager III, zirka 5200 m).

Vom 17. bis zum 19. machen die vier Sahibs einen ernsthaften Versuch längs der Achse der von ihnen schon vorgemerkten Felsrippe, die also nördlich von jener von Mummery verläuft. Dank dem herrlichen Wetter und dem ausgezeichneten Zustand des Berges steigen sie zunächst bis auf 5800 m hinauf. Der Weg führt über steile Schneehänge und -rinnen, später auf einer verwitterten Felsrippe, und endet bei einem überhängenden Gletscherfirn in über 6000 m Höhe. Trotz des häufigen Steinschlages hält Aufschnaiter diesen Weg dennoch für den einzig empfehlenswerten auf der ganzen Diamirseite, doch nimmt er an, dass bis zum Gipfel noch immer fünf Lager erforderlich seien... Er ist überzeugt, dass die Mummery-Karawane nicht einmal den Diamasaddle (6200 m) erreicht habe, sondern in einer der zahllosen Lawinen umkam, die auf diesen Hängen der Diamirseite von den vielen Hängegletschern unaufhörlich niedergehen.

Am 20. Juni gibt die Expedition den Nanga Parbat auf und kehrt ins Standlager zurück. Bis auf Aufschnaiter sind alle Sahibs und alle «Tiger» infolge von Erkältungen ernstlich erkrankt.

Am 29. brechen Aufschnaiter und Chiken zusammen mit Pasang und Tubden um Mittag auf, lagern in der Diamirscharte (?) und bestiegen am 30. den Diamir Peak (5570 m). Am gleichen Tag sind sie wieder im Standlager zurück.¹

Am 1. Juli wandert die ganze Expedition nach Ser hinunter und hält da Rast bis zum 4., worauf sie sich nach Bunar begibt, das sie am 6. erreicht. Noch lange bevor sie Deutschland verliessen, hatten die Münchner das Begehren gestellt, den Rakaposhi (7790 m) erforschen zu dürfen. Im Mai war ihnen die Erlaubnis von dem politischen Agenten in Gilgit, der Bauer und seine Gefährten vom Jahre 1938 her kannte, erteilt worden. Unglücklicherweise ertrank dieser Diplomat mit seiner Gattin am 14. Juni in den Gewässern des Hunza bei Gilgit, und sein Nachfolger machte dann die Erlaubnis für den

¹ Einzelheiten fehlen. Wahrscheinlich handelt es sich um den Diamirai Peak, den schon Mummery und Collie am 11. August 1895 bestiegen hatten, und der ein sehr interessanter Aussichtspunkt zu sein scheint. Auf der Finsterwalder-Karte ist er nicht eingetragen, muss sich aber südlich vom Standlager erheben. Die *Diamirscharte* trägt Finsterwalder in 7712 m Höhe ein, genau nordwestlich des Vorgipfels des Nanga Parbat. Es ist dies der höchste von Aschenbrenner und Schneider 1934 erreichte Punkt. Es liegt somit eine Verwechslung mit dem *Diamirai Saddle* (5485 m) vor, der von der Expedition Mummery mehrmals überstiegen wurde, und der den Eingeborenen als Übergang vom Diamir nach dem Rupaltal (wobei man noch den Mazonopass überschreiten muss) wohlbekannt ist.

Rakaposhi wieder rückgängig. Wahrscheinlich hatte er höhere Order erhalten, und so mag dieser Zwischenfall nur ein Vorläufer der gewaltigen Erschütterung gewesen sein, die kurz darauf durch die Welt gehen sollte . . . Um diesen Schlag in der Gluthitze des Chilas zu ertragen, brauchte es wirklich die Gesundheit und die Geschmeidigkeit der Münchner . . .

Ihres Zieles beraubt, wandert die Expedition nach dem Diamirtal wieder hinauf, um einen zweiten Versuch zu machen. Sie findet ihr Benzindepot, und ihr Lebensmittellager ausgeplündert; die Eingeborenen dieser Gegend sind ziemlich berüchtigt für solche Streiche und bleiben immer ungemütliche Nachbarn, sogar für die Leute von Astor . . . Ein Teil des Nachschubes ist in Bunji (beim Zusammenfluss Astor-Indus) stecken geblieben, eben weil sogar die Einwohner von Astor sich nicht in die Schluchten des Chilas hineinwagen! Die Münchner müssen gute Miene zum bösen Spiel machen, sich mit dem Notwendigsten begnügen und den Gürtel enger schnallen . . . In Chilas finden sie schliesslich doch hinreichend Benzin für die Bedürfnisse des Lagers. Doch sind die Wetterverhältnisse und der Zustand des Berges bedeutend ungünstiger geworden als im Juni. Infolge der anhaltenden Trockenheit liegt das Eis jetzt überall blank und macht diese Seite des Berges sehr schwierig und infolge des häufigen Steinschlages auch äusserst gefährlich.

Zwischen dem 16. und dem 18. Juli werden die Lager I bis III der Reihe nach wieder errichtet. Aber auch das Wetter hält nicht mehr so wie im Juni. Oberhalb 5000 m ist Schnee gefallen; überall gehen die Lawinen nieder.

Von Lager III (5200 m) aus ist die beste Route bis zum Felskopf (zirka 6350 m) am oberen Ende der im Juni schon versuchten Hauptrippe deutlich zu übersehen. Von 6400 m an führt der Weg durch Schnee und ist verhältnismässig leicht. Aber wie schon in unserer Chronik von 1938 erwähnt, führt dieser Weg zunächst zum Nordgipfel (7816 m), der vom Hauptgipfel des Nanga Parbat durch einen zwei Kilometer langen, noch völlig unerforschten Grat getrennt ist.

Der Angriff beginnt im Morgengrauen des 19. Juli. Harrer und Lobenhoffer unternehmen ihn mit zwei Bhotias; doch am Fuss der Wand angelangt, legen sich diese berühmten «Tiger» auf den Boden und weigern sich, wegen der offensichtlichen Gefahren, weiter hinaufzusteigen. So müssen sie eben nach Lager III zurückkehren.

Am folgenden Tag brechen die vier Sahibs allein auf und tragen die Rucksäcke selbst, aber der Steinschlag erweist sich als wirklich so un-

gemütlich, dass die Seilschaft Aufschnaiter-Chicken auf den Aufstieg verzichtet und umkehrt. Die beiden anderen setzen ihren Weg fort und vergleichen ihn: der eine mit der Eiger-Nordwand, der andere mit der «Sentinelle Rouge» am Mont-Blanc in seinen schlechtesten Partien. Nach über zehn Stunden anstrengender Kletterei gelingt es ihnen, in ungefähr 6100 m ihr Zelt zwischen den Felsen irgendwie aufzustellen. Der Appetit meldet sich nicht. Aber sie träumen von warmen Getränken und denken sehnsüchtig an ihre Streichhölzer, die sie in Lager III unten vergessen haben . . . Eine sehr schlechte Nacht, die durch häufigen Steinschlag gestört wird: bis dicht an ihrem Zelt vorbei pfeifen die Steine . . . Am folgenden Tag geben sie es auf, weiter hinaufzusteigen und beeilen sich, vor dem Niedergehen der grossen Lawinen von dieser Wand wegzukommen. Sie halten diesen Weg indessen für gangbar, sogar für beladene Kulis, die man allerdings sorgfältig auswählen müsste.

Am 23. Juli gelangen Aufschnaiter und Chicken, nach einem Zwischenlager in 5900 m, auf den Westgipfel des Ganalo Peak (zirka 6400 m; auf der Finsterwalder-Karte nicht kotiert; Erstbesteigung). Es muss ein prachtvoller Aussichtspunkt sein und besonders gut geeignet, um die Zugangswege des Nanga Parbat zu studieren; leider haben wir darüber keine Angaben und auch keine Photos erhalten. So viel scheint aus den Aufzeichnungen hervorzugehen, dass der Grat, der diesen Westgipfel des Ganalo mit dem Hauptgipfel verbindet, von zahlreichen Felstürmen gezahnt wird.

Ins Standlager zurückgekehrt, trennt sich die Expedition in zwei Teile; Lobenhoffer und Harrer wandern nach dem Chilas hinunter, Aufschnaiter und Chicken hingegen über den Kachal Gali ins Gunartal hinüber, hierauf in das kleine Tal von Patro und von da über den Jiliperpass (4837 m) in das Rakiottal. Diesen Weg waren schon Collie und Hastings 1895 gegangen. Sie lagern unterm Regen auf dem linken Ufer des Ganalogletschers (einem Nebenfluss des Rakiot), pilgern zu Drexels Grab und bis zum Lager I des Nanga Parbat, dann wandern sie über die «Märchenwiese» nach dem Industal hinunter und sind am 3. August in Gilgit.

Nach einer Kundfahrt nach Nomal und Naltar (?) (auf dem verbotenen Weg nach dem Rakaposhi) treffen Aufschnaiter (der öfters leidend ist) und Schicken über den Kamri am 21. August in Srinagar ein, wo sich ihre beiden Freunde inzwischen ebenfalls eingefunden haben.

Am 3. September fällt die Kriegserklärung, und sie werden in Karachi verhaftet und im Gefangenenlager von Ahmednagar inter-

niert, wo später auch ihre Landsleute Schmaderer und Paidar ein-
treffen (Grobs Gefährten in Sikkim, vergleiche Seite 166).¹

Diese Expedition, die von einem prachtvollen Wetter begünstigt wurde, hinterlässt alles in allem den Eindruck, dass sie weniger zielbewusst, viel zögernder und auch etwas zerfahrener gewesen sei als die vorhergehenden. Das rührt wahrscheinlich vom Umstand her, dass sie zwei Herren dienen wollte (Nanga Parbat und Rakaposhi), und den einen, den Nanga Parbat, für den anderen aufgab, ohne vorzusehen, dass ihr dies verboten würde, worauf sie wieder in die Dienste des ersten trat, aber leider zu spät, als dieser nicht mehr so gut aufgelegt war und die allgemeinen Bedingungen bei weitem nicht mehr so günstig. Trotz dem wackeren Draufgängertum der Sahibs und ihrer Verachtung der Gefahr konnten sie doch gegen den Steinschlag nicht aufkommen und gerieten zudem auch wegen der nicht eben hervorragenden Eignung ihrer Bhotias ins Hintertreffen.

Man kann bedauern, dass sie ihre Erkundung nicht gründlicher bis zum Diama Saddle (6200 m), dem Ganalo Peak (6606 m) und seinem Verbindungsgrat mit dem Nanga Parbat vorgetrieben haben.

Die Versuche auf dieser Diamirseite sind an Schwierigkeiten gescheitert, die weit grösser und auch ganz andere sind als jene auf der Rakiotseite.

Nichtsdestoweniger hält Aufschnaiter noch immer an der Auffassung fest, dass der Aufstieg vom Diamir her viele Erfolgsaussichten biete, namentlich weil er bedeutend kürzer sei als jener vom Rakiotgletscher aus (nur 4 km, anstatt 16 bis 18 km auf äusserst zerschrundenen Gletschern). Er ist freilich steiler und gefährlicher, könnte aber für die Kulis teilweise besser hergerichtet werden. Der Monat Juni scheint der günstigste zu sein.

Es mag auffallen, dass die Münchner auf dieser Diamirseite nicht höher gekommen sind als 6100 m, eine Höhe, die schon 44 Jahre vorher von Mummery und Ragobir erreicht worden war . . .

Je nach den Ergebnissen dieser Kundfahrt hätte die Deutsche Himalaya-Stiftung sich für den Angriff vom Jahre 1940 für den Diamir- oder für den Rakiotweg entscheiden sollen – aber das Schicksal hatte es anders bestimmt . . .

¹ Nach einer Notiz in der *Österr. Alpenzeitung* 1947, 81, wäre Chicken im Dezember 1946 nach München zurückgekehrt. Über Aufschnaiter und Harrer vgl. die Schlussbemerkung hier nachfolgend.

Aus einem Brief von Harrer geht hervor, dass dieser ein erstes Mal im Juni 1943 aus dem Gefangenenlager entflohen; er gelangte in 17 Tagen nach Harsil und von da nach Nilang, wo er aufgegriffen und wieder ins Lager zurückgebracht wurde.

Im Jahre 1944 brach er mit Aufschnaiter und fünf anderen Gefährten wieder aus dem Lager aus, diesmal als «Stacheldrahtmannschaft» verkleidet, und erreichte in 15 Nachtmärschen Tibet, über Harsil und den Tsangchock La. Dort wurden sie erst zurückgewiesen, doch beharrten Aufschnaiter und Harrer mit echt alpinistischer Zähigkeit auf ihrem Plan und gelangten nach Gartok (einem tibetischen Handelszentrum in 4600 m, nicht weit von den Indusquellen gelegen). Im Winter 1944/45 erreichten sie Kyirong Dzong und hielten sich zehn Monate lang in dieser öden Gegend auf, nur 13 km von der nepalesischen Grenze entfernt, an der die Gurkhas gute Wacht hielten. Sie wurden dann weiter nach Norden gegen Dzonga Dzong hin verwiesen. Sie kauften ein Yak, das ihnen unschätzbare Dienste leistete, wanderten über unzählige Pässe über den Chongtang und kamen endlich über den Quiring La (zirka 6000 m) nach Lhasa!

Dank ihren Schafpelzen, ihren tibetischen Stiefeln, ihren einheimischen Kopfbedeckungen, ihren langen Bärten und ihrer jämmerlichen Verfassung blieben sie unerkannt und wurden nicht weiter belästigt. Als sie sich endlich zu erkennen gaben, versuchte man erst, sie wegzuweisen, doch waren ihnen die tibetischen Sitten so vertraut geworden, dass es ihnen gelang, sich in Lhasa zu behaupten (zwischen einem Tibeter und einem Deutschen besteht manche Ähnlichkeit, zumindestens ist die Zähigkeit nicht geringer!).

Aufschnaiter und Harrer leben gegenwärtig in Lhasa bei einem reichen Eingeborenen und sind den Reizen des Orients so verfallen, dass sie im Sinne haben, noch mehrere Jahre dort zu bleiben. Der erste sticht Bewässerungsgräben aus und hat grosse hydraulische Arbeiten vor, der andere gärtner, gibt Sprachunterricht, spielt Tennis und treibt Handel. Beide verstehen sich mit den Lamas ausgezeichnet. Sie besitzen ein Radio, erhalten Zeitungen, aber mit ihrem alten Gefangenenlager unterhalten sie keine Beziehungen mehr. Im Winter haben sie sich Skier aus Birkenholz geschnitten und üben sich auf den Hügeln der Umgebung. «Wenn wir auf die Berge gehen, glauben die Tibeter vom einfachsten Mann bis zum höchsten, dass wir nur nach Gold und Diamanten aus sind. Im gewissen Sinn haben sie recht, denn für Aufschnaiter und mich sind die Berge eben dasselbe.»

DIE ZWEITE AMERIKANISCHE K 2 - EXPEDITION, 1939¹

Es wurde schon berichtet (*Die Alpen*, 1940, 69–72), dass die Amerikaner im Jahre 1938 die alpinistische Welt in Erstaunen versetzten, indem sie auf den ersten Anhub bis auf 7900 m am K 2 hinaufstiegen, und dies auf der Südostflanke, die schon vom Herzog der Abruzzen mit den besten Bergführern von Courmayeur seinerzeit vergebens versucht worden war. Bei ihrer Rückkehr in New York wurde

¹ *American Alpine Journal*, 1940, 9–19 (Chappel Cranmer and Fritz Wiessner: *The Second American Expedition to K2*). Vgl. ferner: *Appalachia*, Dezember 1940, 163–167 (Eaton Cromwell: *Spring Skiing in the Vale of Kashmir*; bezieht sich nur auf den Beginn der Expedition); *Rivista Mensile del CAI*, Dezember 1939, 77–80 (Wiessner: *La seconda spedizione del Club Alpino Americano al K2*; mit anschliessend einem Brief von Wiessner an Vittorio Sella); *Alpinisme* (GHM) 1940, 159–163 (französische Übersetzung des vorigen Aufsatzes, mit einigen persönlichen Anmerkungen von Lucien Devies).

sogleich ein neuer Angriff für das folgende Jahr (1939) beschlossen, wobei merkwürdigerweise trotz dieses schönen Erfolges sowohl eine andere Mannschaft als eine andere Route vorgesehen wurden.

Die neue Mannschaft wurde nicht mehr von Charles Houston angeführt, sondern von Fritz Wiessner, einem eingebürgerten Deutschen, der in New York wohnte und der über die grösste Erfahrung verfügte (Mont-Blanc über den Peutereygrat 1928; Versuch am Nanga Parbat mit Merkl 1932; Erstbesteigung des Mt. Waddington 1936). Die Namen seiner Gefährten waren bei uns kaum bekannt: Dudley Wolfe, ein Bergsteiger, der dem SAC eine bedeutende Schenkung gemacht hat, Jack Durrance, George Seldon, Chappel Cranmer und Eaton Cromwell. Keiner von ihnen kannte den Himalaya.

Sie verliessen New York am 17. März 1939 und fuhren auf einem Schiff des Lloyd Triestino nach Neapel und Athen, von hier nach Neapel zurück und von da nach Bombay, wo sie am Ostermontag eintrafen. Am 15. April sind sie in Srinagar die Gäste Major Hadows. Nach vier mit Vorbereitungen verbrachten Tagen wandern sie nach Gulmarg hinauf und von hier zur Klubhütte des India Ski Club in Killanmarg (3050 m), wo sie die Zeit mit Skifahren verbringen, um sich an die Höhe zu gewöhnen und sich für den K 2 zu trainieren – was ja als Idee ganz originell ist! Sie verbringen dort oben über eine Woche, ersteigen Al Pathri (4143 m) und sind beglückt vom herrlichen Wetter und dem 3 bis 4 m hohen Frühlings Schnee.

Dann kehren sie nach Srinagar zurück und treffen dort neun von Darjiling herbestellte Sherpas, unter dem Kommando des berühmten Pasang Kikuli. Leutnant Trench amtiert als Verbindungsoffizier und ersetzt ohne weiteres den Major Streatfield. Am 2. Mai bricht die Expedition auf und folgt dem gleichen klassischen Weg wie ihre Vorgängerin des Jahres zuvor.

Am 31. Mai errichtet sie ihr Standlager am Fuss des K 2, doch trifft die für Juni vorgesehene Schönwetterperiode nicht ein, und leider bleibt der Witterungscharakter eher ungünstig.

Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, den Nordwestgrat zu versuchen (der beim Savoiapass endet). Ein kurzer Augenschein lässt auch jede Lust vergehen, den Nordostgrat zu benützen, den Vittorio Sella empfohlen hatte. So nimmt man eben den gleichen Weg über den Abruzzi Ridge wie das vorige Jahr. Auf diesem Grat wurden dann alle Lager errichtet, unter Vermeidung der früheren Lagerstelle III, die zu steinschlaggefährdet ist. Wegen des schlechten Wetters kam man nur sehr langsam vorwärts. Erst am 10. Juli gelang es Wiessner

und Wolfe (den beiden unternehmungslustigsten Teilnehmern), mit ihren drei Sherpas auf 7130 m Lager VI anzulegen und den Weg für Lager VII vorzubereiten. Ein furchtbarer Sturm zwang sie dann allerdings zum Rückzug.¹

Am 14. Juli machten sie sich nach Lager VIII auf den Weg, indem sie über den Firn rechter Hand (östlich) vom grossen Schultergrat des K 2 emporstiegen. «Nach fünfeinhalb Stunden Steigen lagerten wir uns in 7712 m Höhe, während Tendrup und Kitar nach Lager VII zurückkehrten, um uns am anderen Tage Lebensmittel und noch zusätzlich zwei Schlafsäcke zu bringen. Alle drei waren wir in ausgezeichneter Verfassung. Zu meiner grossen Befriedigung bemerkte ich, dass Wolfe sich wohler fühlte, je höher er stieg.»

Am 15. und 16. fiel etwas Schnee.

«Der Morgen des 17. war hell. Der Staircase Peak lag bereits unter uns, und jenseits des Windy Gap konnten wir das Shaksgamtal sehen und die hohen Schneeberge von Turkestan. Hingegen lag der Broad Peak noch immer höher als wir. Wir verliessen das Lager um 9 Uhr mit einem Zelt, unseren Schlafsäcken und für sieben Tage Brennmaterial. Der Schnee war weich und sehr tief . . . Wir versanken darin bis zu den Hüften, und es schien unmöglich, bis zum Bergschrund zu gelangen. Wir verloren damit zwei Stunden! Endlich gelang es mir mit Hilfe von Pasang, auf die andere Seite zu kommen. Wolfe, der schwerer war, musste darauf verzichten und kehrte mit seinem Schlafsack nach Lager VIII um . . .»

Am 18. stiessen Wiessner und Pasang Lama bis zum Fuss des Felsgrates vor und errichteten ihr Lager IX in 7940 m in den Felsen.

«Am folgenden Tag (19. Juli) brachen Lama und ich nach dem Gipfel auf und gelangten bis zur Wand von rötlichen Felsen, die die breite südöstliche Rippe durchzieht. Nun hatten wir die Wahl zwischen zwei Wegen. Wir konnten nach rechts (Osten) hinüberqueren und ein Schneecouloir hinaufsteigen, das bei dem oberen Eisfall auslief. Oder wir konnten die dunklen und steilen Felsen linker Hand (Westen) vom Hauptgrat ersteigen. Wir entschieden uns für den westlichen Weg, trotzdem sein oberer Teil einen Überhang aufwies. . . Später mussten wir über eine Schneerinne hinweg . . . Um aus dieser Schneerinne herauszukommen, war eine schwierige Überquerung von

¹ Wiessner vergleicht den Abruzzi Ridge mit dem Peutereygrat und sagt, dass er um so verwitterter wird, je höher man steigt . . . Er verfügt offenbar nicht über viele andere Vergleichsmöglichkeiten. Die Seile des Jahres 1938 wurden fast alle wieder gefunden, mussten aber ersetzt werden. Die Felsen waren im allgemeinen stark verschneit.

etwa 50 m erforderlich. Meine Uhr stand auf 18.30. Pasang weigerte sich, weiterzugehen. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn wir ins Lager IX zurückgekehrt wären, um dann am folgenden Tag das Eiscouloir östlich vom Grat zu benützen. Was mich betrifft, so hatte ich mir vorgestellt, wir würden den Anstieg während der Nacht fortsetzen, denn wir waren ausgezeichnet in Form, das Wetter vollkommen sicher und die Nächte in solchen Höhen immer sehr hell. Von der Stelle aus, wo wir standen, war der weitere Anstieg sicher nicht mehr so schwierig und es gab längs des Grates hinreichend viel Stellen zum Ausruhen... Aber da Pasang das Umkehren vorzog, stimmte ich schliesslich zu: er war wirklich ein prächtiger Gefährte gewesen; aber er hatte offenbar nicht verstanden, dass die Schwierigkeiten aufhören würden, sobald wir die 50 m zurückgelegt hätten, weil er von seinem Platz aus die Sache nicht übersehen konnte.»

Wiessner gibt zu, später bitter bereit zu haben, dass er nicht hartnäckiger auf seinem Plan bestanden und diese letzte Überquerung vorgenommen habe. Wir verstehen ihn und fühlen mit ihm. Die erreichte Höhe beziffert sich auf zirka 27 500 Fuss = 8380 m. Der Abstieg war schwierig und dauerte die ganze Nacht. Beim Abseilen verwickelte sich Pasang in das Seil, zog seine Steigeisen aus und verlor sie, und so war es bereits zweieinhalb Uhr morgens, als sie endlich Lager IX erreichten. Sie ruhten darin den ganzen Tag vom 20. aus.

Am 21. brachen sie um 8 Uhr auf, in der Absicht, das Schneecouloir östlich vom Felsgrat hinaufzusteigen, aber der Schnee war in diesem Couloir sehr hart, und Pasang hatte keine Steigeisen mehr; so hätten sie stundenlang Stufen schlagen müssen, um darin weiterzukommen. Sie gaben es auf und kehrten am frühen Nachmittag nach Lager IX zurück. Hier fehlte es an Lebensmitteln, darum stiegen sie am folgenden Tag nach Lager VIII hinunter, wo sie Wolfe vorfanden, der entzückt war, sie wiederzusehen. Seit dem 17. war niemand mehr nach Lager VIII heraufgekommen! Etwas musste da nicht stimmen. Da die für einen neuen Angriff unentbehrlichen Lebensmittel fehlten, stiegen sie zu dritt nach Lager VII hinunter. Während dieses Abstieges rutschte Wolfe aus und verlor seinen Schlafsack. Ihre Enttäuschung war gross, als sie feststellten, dass Lager VII zum grössten Teil ausgeräumt worden war. Es war darin nur ein einziger Schlafsack verblieben. Die Nacht war bitter kalt und ungemütlich, da der Himmel nach wie vor wolkenlos war. Da sie noch immer mit einem neuen Angriff zählten, blieb Wolfe in Lager VII zurück, während Wiessner und Pasang nach Lager VI hinunterstiegen, das sie ebenfalls

ausgeräumt vorfanden, ebenso wie Lager V und IV . . . Völlig erschöpft und niedergeschlagen, verbrachten die beiden wieder eine bitter kalte Nacht in Lager II, sich vergebens fragend, was denn vorgefallen sei. Am 24. kehrten sie ins Standlager zurück, und hier fanden sie die Erklärung des Rätsels: die Sherpas waren nach Lager VII hinaufgestiegen und hatten lange gerufen und geschrien und keine Antwort erhalten. Da nichts im Berg sich regte, hatten sie angenommen, Wiessner, Wolfe und Pasang wären verunglückt und es für ihre Pflicht gehalten, so viel als möglich von dem Material zu bergen. So hatten sie von Lager VII an alle Schlafsäcke mitgenommen. Als sie dann am 23. ins Standlager zurückkehrten (einen Tag vor der Rückkehr der Vermissten!), verkündeten sie darin den Tod der drei Bergsteiger.

Durrance und drei Sherpas machten sich am 25. auf den Weg, um Wolfe herunterzuholen, aber Durrance und Dawa erkrankten und kehrten am 27. um. Am 29. gelangten Kikuli, Kitar und Pinso nach Lager VII und fanden darin Wolfe vollständig erschöpft und marschunfähig (er hatte seit mehreren Tagen nichts mehr genossen und sein Zelt nicht verlassen). Er bat sie, am folgenden Tag wiederzukommen. Sie verbrachten die Nacht in Lager VI und wurden am 30. durch den Schneesturm aufgehalten. Am 31. liessen sie Tsering im Lager zurück, damit er das Abendbrot vorbereitete, und stiegen wieder nach Lager VII hinauf, um Wolfe zum Abstieg zu bewegen oder doch von ihm eine schriftliche Erklärung zu erhalten, die sie jeder Verantwortung enthob. Tsering wartete vergebens während der ganzen Nacht und den folgenden Tag auf ihre Rückkehr; nachdem er lange vergebens gerufen, entschloss er sich, ins Standlager zurückzukehren, da er fest überzeugt war, dass ein Unglück vorgefallen war; es war in der Tat ausgeschlossen, dass die drei Sherpas zwei Tage ohne Lebensmittel und Schlafsäcke in Lager VII hätten verbringen können. Kikuli hatte überdies ihre Rückkehr am 31. für sicher angegeben, und wären sie irgendwie verhindert gewesen, so wären zumindestens einer oder zwei der Sherpas wieder heruntergestiegen.

Am 3. August brachen Dawa und Tsering frühzeitig auf, um festzustellen, ob auf dem Gletscher irgendwelche Spuren eines Unfalls sich zeigten. Wiessner, der sich noch immer sehr schwach fühlte, holte sie später ein, und sie gelangten alle drei nach Lager I. Während drei Tagen wurden sie durch schlechtes Wetter in Lager II festgehalten und mussten ihre Nachforschungen endlich aufgeben. Seit zehn Tagen waren die vier Verschwundenen ohne Lebensmittel und ohne Ausrüstung geblieben. Jede Hoffnung, sie am Leben zu finden, musste

aufgegeben werden. Am 9. trat die Expedition ihren traurigen Rückzug nach Askole an und versuchte sich mit dem Gedanken zu trösten, dass Dudley Wolfe und seine drei Sherpas das schönste Grabmal besaßen, das ein Bergsteiger sich träumen kann: den ganzen K 2.

Der von den Amerikanern eingeschlagene Weg scheint der beste zu sein, um zum Gipfel zu gelangen. Dieser Weg ist jetzt bekannt, mit Lagerstellen versehen und mit Seilen bespannt. Wäre der Krieg nicht dazwischengekommen, so wäre der K 2 sicherlich schon bezwungen worden, und es wäre dies der erste der grossen Achttausender gewesen. Von allen Höchstgipfeln scheint er derjenige zu sein, der die meisten Erfolgsaussichten bietet. Wer wird den Handschuh auflesen? Im Jahre 1946 hatte sich eine kleine schweizerische Expedition dieses Ziel gesetzt, leider nahm der Tod ihr den Leiter. Andererseits haben die Amerikaner dort oben vier Tote zurückgelassen, wovon der eine ein Landsmann von ihnen war. Sie haben gewissermassen ein moralisches Anrecht darauf, als erste den nächsten Angriff zu versuchen. Wir hoffen, dass er nicht mehr lange auf sich warten lassen werde . . .

SHIPTON KARAKORUM-EXPEDITION, 1939¹

Im Jahre 1937 hatten Shipton und Tilman den Shaksgam, diese trostlose Gegend im Norden des Karakorums, erforscht².

Es blieb noch eine breite Lücke in der Aghilkette und im NE des Shimshal Pass auszufüllen. Shipton hatte sich vorgenommen, diese Gegend während des Winters 1939/40 zu topographieren, da die Flüsse in dieser Jahreszeit kein Hindernis mehr bilden. Um seinen Sommer gebührend auszunützen (1938 war er am Everest), wurde ihm vom Chef der Indian Survey aufgetragen, die Topographie des Gletschersystems Hispar-Biafo-Panmah, welche viel zu wünschen übrig liess, zu berichtigen.

Da Tilman anderswo beschäftigt war, berief er R. Scott Russel als Botaniker und Forscher und Dr. E. C. Fountaine als Arzt und

¹ Siehe den offiziellen Bericht von Eric Shipton in *Geographical Journal*, Juni 1940, 409 ff. (*Karakoram 1939*) mit einem botanischen Anhang von Scott Russel und die nachfolgende Diskussion. Ferner: *Alpine Journal*, November 1940, 195–208, R. Scott Russel: *The Karakorum Expedition, 1939*; *Himalayan Journal*, 1946, 9–27, Peter Mott: *Karakoram Expedition*; und R. Scott Russel: *Mountain Prospect* (London 1946), Kap. V–VII.

² Siehe unsere Zusammenfassung in *Alpinisme*, 1939, 18–24. Da in *Die Alpen* (SAC) der Platz fehlte, wurde die deutsche Übersetzung dieses Artikels in der *Österr. Alpenzeitung*, April 1939 (Nr. 1204), publiziert.

Zoologe. Michael Spender, welcher die Expedition von 1937 als Topograph begleitet hatte, zog sich im letzten Moment zurück und wurde durch Peter Mott ersetzt. Die Indian Survey sandte seine zwei besten einheimischen Topographen. Endlich nahmen Campbell Secord (Rakaposhi 1938 und 1947) und A. F. Betterton (Srinagar) am ersten Teil der Kampagne als beigeordnete Forscher und Topographen teil.

Die Expedition wurde durch offizielle und private Beiträge finanziert, so durch die Royal Geographical Society und die Survey of India. Ende Mai 1939 besammelte sie sich in Srinagar, wo neun Sherpas aus Darjiling sich ihr zugesellten.

Shipton hatte vorgesehen, eine Basis für mindestens zwei Monate bei dem berühmten Snow Lake von Conway (in der Nähe der Wasserscheide zwischen Hispar und Biafo) einzurichten, und von dort mit einer stereophotogrammetrischen Triangulation auszustrahlen. Dieser Plan wurde aber von der Indian Survey abgeändert, die es vorzog, die neue Triangulation dem indo-russischen System bei Hunza anzugliedern. Es stellte sich aber heraus, dass dies ein Fehler war.

Von Srinagar über den Kamri und Gilgit erreichte das Gros der Truppe Nagir (gegenüber Hunza) am 3. Juli und nahm sofort ihre Tätigkeit auf. Man stützte sich auf die durch Mason aufgepflanzten Signale bei dem Zuflusse Hispar-Hunza. Basen wurden auf beiden Ufern des Hispar ausgemessen. Die Gletscher Gharesa, Barpu, Baltar wurden der Reihe nach durch Shipton und seine Equipe erforscht. Auf dem rechten Ufer des Barpugletschers öffnet sich eine grosse Moränenmulde (Ablation Tal), in der man kleine Gruppen von Weiden, Rosensträuchern und sogar einige Hütten, welche die Hirten im Sommer benützen, findet. Nach einer vorhergehenden Erkundung konnten Russel und Betterton, Fontaine und Secord, nicht ohne Mühe, den Nushik La (5273 m) – den Pass, der 1892 durch Bruce und Eckenstein auf der Conway-Expedition traversiert worden war – überqueren. Der nördliche Hang hat sich seitdem stark verändert (siehe darüber eine Notiz im «Alpine Journal», Mai 1947, 61–67). Betterton ging dann nach Srinagar zurück, Russel botanisierte; Fontaine und Secord trieben Photogrammetrie in der Gegend des Kero Lungma.

Am 21. Juli führt Shipton die Kulis an, die die Vorräte auf den obersten Teil des Hispargletschers zu tragen haben. Diese Männer aus Nagir sind sogar bei gutem Wetter schwer zu führen. Diejenigen aus Hunza sind viel brauchbarer, jedoch wäre es gefährlich gewesen, sie im Hispar einzusetzen, so gross ist die Animosität zwischen Hunza und Nagir.

Am 31. Juli ist die ganze Expedition in Makorum vereint. Fountaine und Secord erforschen den Kunyanggletscher und nehmen das Projekt von Vyvyan (1938) wieder auf, indem sie versuchen, über einen hohen Pass in das Becken des Yazghil zu gelangen. Sie müssen es jedoch wegen der Lawinengefahr aufgeben und kehren zur Haupttruppe zurück.

Am 13. August kampiert die Expedition auf dem Hisparpass und topographiert die nähere Umgebung. Russel und Secord steigen auf den Gipfel nördlich vom Pass, welcher durch die Bullock Workman 1908 bestiegen wurde. Dieser Gipfel ist 5913 und nicht 6493 m hoch! Das Wetter ist prachtvoll und gewährt klare Sicht bis zum K 2 und zum Haramosh.

Es überrascht zu hören, dass die Höhe des Hisparpasses sich von 5350 auf 5154 m verringert. Dieser Pass liegt 11,4 km westlich der bis jetzt angenommenen Lage, was wiederum die Länge des Hispargletschers auf 48 km reduziert.

Infolge des Abfalles der Träger aus Nagir musste das ganze Programm abgeändert und reduziert werden. Ein einziger Kuli fand sich bereit, der Expedition zu folgen; der ganze Transport fiel zu Lasten der Sahibs und der Sherpas.

Shipton liess seinen besten einheimischen Topographen in der Gegend des Snow Lake zurück und stieg ohne Schwierigkeiten mit Fountaine und Secord den ganzen Biafogletscher hinunter. In Askole trennte sich Secord von ihnen, um nach Srinagar zurückzukehren. Mott und Russel überquerten den Pass, den Tilman 1937 entdeckt hatte. Er führt zum Cornice Glacier.

Dann begaben sich Shipton und Fountaine mit Proviant für drei Wochen nach dem Panmahgletscher. Sie waren höchst befriedigt von den Askole-Trägern, welche ihrerseits eine gute Erinnerung an die Expedition von 1937 bewahrten.

Am 25. August erreichte Shipton die Gegend von Panmah, eine Oase am Fusse des gleichnamigen Gletschers, im Grund eines Tales, das eine öde, trostlose Steinwüste ist, und begann mit der stereophotogrammetrischen Aufnahme mittels eines Zeiss-Phototheodoliths.

Am 27. August schlug das bisher schöne Wetter plötzlich um und die Karawane wurde drei Tage lang in den Zelten am Fusse des Gletschers, der zum Choktoi ausfließt, gefangen gehalten. In dieser Zeit konnte der Sirdar einige Ibex erlegen, was eine angenehme Abwechslung im Speisezettel bot.

Fountaine stieg dann den folgenden Nebenarm des Chiringgletschers hinauf und entdeckte den «New Mustagh» oder «West

Mustagh» wieder, welcher der leichteste Pass zwischen Askole und Shaksgam zu sein scheint, bequemernoch als der Sarpo Laggo (5685 m), der im Jahre 1937 wieder aufgefunden wurde.

Während dieser Zeit vervollständigte Shipton seine Aufnahmen auf beiden Ufern des Panmahs. Er behauptet, dass der Nobande Sobande (ein bei den Einheimischen unbekannter Name) einfach die obere Fortsetzung des Panmahs bildet und zu keinem besonderen Namen berechtigt sei. Hier, wie auch auf dem Biafo und anderswo, findet er zahlreiche Bärenspuren, aber kommt nicht dazu, einen einzigen Bären zu sehen.

Dann steigt er mit Fountaine wieder zum Choktoigletscher hinauf und erreicht über den 1929 durch Desio überquerten Pass den Nobande Sobandegletscher. Die Aussicht auf die Kette des Ogre, dessen Granitwände 2000 m tief zum Gletscher abfallen, ist überwältigend. Auf verschiedenen Routen gehen sie dann weiter und finden sich am 11. September bei dem Depot am Snow Lake wieder, wo der Sturm ihnen zu zwei wohlverdienten Ruhetagen verhilft, mit einem halben Meter Neuschnee dazu. Russel rückt ebenfalls an und bringt Nachricht von der Kriegserklärung, welche das Radio im Basislager aufgefangen hat. Da seine Mitarbeiter weit auseinanderstehen und ein Monat genügen sollte, um das Programm der Sommerkampagne zu Ende zu führen, entschliesst sich Shipton, die Arbeiten bis zur Rückkehr nach Gilgit, wie vorgesehen, weiterzuführen.

So konnten Shipton und Russel am 20. September zum Khurdopinpass (zirka 5940 m), einem sehr wichtigen Übergang des Main Divide (Wasserscheide) im Norden des Snow Lake gelangen, welcher wohl die direkteste Route zwischen Askole und Shimshal bildet. Bei der Rückkehr ins Depot finden sie, genau nach Programm, den einheimischen Topographen, welcher die vollständige Aufnahme des Biafo und seiner Nebenarme durchgeführt hatte.

Am 23. September überquerte die ganze Expedition den Hisparpass. Russel geht direkt nach Gilgit zum Telegraphen weiter, währenddem Shipton und sein Topograph die Karte des Hisparbeckens vervollständigen, die Kanibasa- und Jutmarugletscher im Detail aufnehmen, und am 12. Oktober in Nagir eintreffen. Während dieser Zeit hat der zweite einheimische Topograph die Aufnahme des Hispartales bis zum Hunza fertiggestellt. Am 15. Oktober ist die Expedition wieder vollständig in Gilgit versammelt.

Seit dem 19. August war der Topograph Peter Mott seiner Aufgabe selbständig nachgegangen. Mit Russel war er über den Sokha La (zirka

4880 m) gewandert, welchen Tilman 1937 überquert hatte, dann hatte er die Gegend der «Cornice» und «Garden» (Sokha und Solu) topographiert. In der unteren Region dieser Gletscher findet man – eine Offenbarung für den Botaniker Russel – einen herrlichen Garten mit blauen Geranien, Eisenhut, Vergissmeinnicht, gelbem Mohn, Hedy-sarum in leuchtendem Rot, umrahmt von Wacholdersträuchern und Weiden. Am Abfluss des Gletschers Solu stand auch ein richtiges Sommerdorf, Dabados genannt.

Währenddem sich Russel zu Shipton am Snow Lake begab, topographierte Mott die Gletscher Hoh Lungma und Sosbon und konnte endlich das Rätsel dieses Gletscherkomplexes lösen. Da er aber unter schwerem Nesselfieber litt, musste er schliesslich über Astor nach Gilgit zurückkehren. Inzwischen hatte ihn Fontaine am Fusse des Gletschers von Hoh Lungma eingeholt und führte seine Forschungen mit zwei Sherpas weiter. Er überquerte den Hikmulpass, stieg nach Bisil und von da nach Arandu hinunter. Von Arandu stieg er den Chogo Lungmagletscher hinauf, eher aber wohl doch die tiefe Moränenmulde seines linken (N) Ufers, die grösstenteils bewaldet ist und wo sich auch mehrere Hirtenweiler befinden. Den Gletscher überquerend, kam er auf das rechte (S) Ufer und stieg dann den Gletscher Haramosh zum gleichnamigen Pass empor, welchen er am 30. September, nach einem erschöpfenden Marsch in tiefem Schnee, erreichte. Die Aussicht auf den Dobani (6143 m) war erstaunlich. Auf der anderen Seite führen steile Felswände direkt in eine Jungle von herbstgoldenen Birken und Weiden hinunter. Drei Tage später traf auch er in Gilgit ein. So endete voreilig eine Kampagne, welche mehr als 16 Monate hätte dauern sollen. Shipton und seine Freunde hätten gerne ihre Forschungen weitergeführt. Wir verstehen, dass es ihnen nicht zusagte, zu Europas brennendem Grauen zurückkehren zu müssen, jedoch trösteten sie sich «lucky to have been able to snatch a few more months of life from the wreck of the future. . . » (glücklich, ein paar Monate Leben mehr erschnappt zu haben vor dem Zusammenbruch aller Zukunft. . .).

In der Folge arbeitete Shipton lange auf der Indian Survey, in Dehra Dun und wertete selber die Aufnahmen seiner Expedition aus. Die neue Karte der R. G. S. «The Karakoram» (1939) konnte leider nicht von diesen Aufnahmen Nutzen ziehen. Die Erforschung des Shaksgam im Winter muss noch durchgeführt werden. Man kann nur hoffen, dass sie bald aufgenommen werden könne.

(FORTSETZUNG UND SCHLUSS IM NÄCHSTEN BAND)

ALPINE RUNDSCHAU

von Marcel Kurz

BRIEF AUS ZERMATT

Viel, sogar sehr viel, ist in Zermatt in diesem ganz aussergewöhnlichen Sommer herumgestiegen worden, doch sind die Veränderungen, die die furchtbare Trockenheit an den Bergen verursacht hat, interessanter, festgehalten zu werden als die Besteigungen, die ausgeführt wurden. Man denke nur, dass man an gewissen Tagen vom Gornergrat aus, vom Matterhorn bis zum Weisshorn hinüber, keinen einzigen Schneeflecken in den Flanken der fünf grossen Viertausender erblicken konnte. Selbst von den Gletschern war nicht mehr viel zu sehen. Weisshorn und Dent Blanche ragten als schwarze Felstrapeze in die Luft und hätten entschieden die Namen Schwarzhorn und Dent Noire verdient.

So günstig die Verhältnisse unter solchen Umständen für Felstouren, besonders für einige sonst schwere Gratunternehmungen um Zermatt, waren, so ungünstig waren sie für alle Schnee- und Eistouren. Ungeheuerlich war die Verschrundung der Gletscher und die Vereisung der Wände und sogar der meisten Schneehänge.

Ein besonderer Umstand wird aber allen, die im Sommer 1947 nicht nur in Zermatt, sondern auch anderswo Besteigungen ausgeführt haben, in Erinnerung bleiben, nämlich die ungeheure Steinschlaggefahr, und es mag ebenso paradox wie das schwarze Weisshorn und die schwarze Dent Blanche erscheinen, dass in diesem gefährlichsten aller Sommer, bei einem «Rekordumsatz» von Bergsteigern und Besteigungen, im Zermatter Gebiet besonders wenig Unglücke passiert sind, und dies in einem Sommer, wo in Chamonix und in der Dauphiné alle Unglücksrekorde gebrochen wurden.

Das *Weisshorn* hatte wohl am meisten unter den ungewöhnlichen Verhältnissen zu leiden. Die übliche Anstiegsroute zum Ostgrat musste schon in den ersten Augusttagen wegen Steinschlag aufgegeben werden, und es musste der Ostgrat schon tiefer über eine östlichere Rippe seiner Südflanke erreicht werden, doch war man auch da nicht ganz sicher. Dies, sowie der gefährliche Zugang zum Schaligrat, bewirkte, dass das Weisshorn diesen Sommer von Zermatt aus eher selten bestiegen, geschweige denn überschritten worden ist. In der zweiten Augsthälfte soll der ganze Ostgrat bis zum Gipfel auf Felsen begehbar gewesen sein. Dass sich die grossen Weisshorngrate in glänzenden Verhältnissen befunden haben, bezeugt die Parforcetour der Seilschaft Mr. J.H. Emlyn Jones mit Rémy

Theytaz. In 19 $\frac{3}{4}$ Stunden überschritten die beiden von Mountet aus die Momingspitzen, das Schalihorn und Weisshorn über den Schaligrat, mit Abstieg über den Nordgrat nach Tracuit.

Während sich am Brunegghorn ein schweres Unglück durch Absturz ereignete, musste sich der südliche Satellit des Weissorns, das *Schalihorn*, eine Erstbesteigung über seine zerklüftete Westflanke durch den stets tatendurstigen Dr. Edouard Wyss-Dunant mit André Theytaz gefallen lassen.

Auch am *Zinal-Rothorn* war einiges anders als sonst, so dass dieser beliebte Gipfel eher etwas vernachlässigt wurde. Auf der gewöhnlichen Route musste wegen Steinschlag ein Umweg bis zu den Äschihörnern gemacht werden, und wer für den Rothorngrat ins Rothornjoch wollte, konnte nicht von den Felsen unterhalb des Schneegrades hinüberqueren, sondern musste sich vom Triftgletscher durch die dies Jahr reichlich komplizierten Seracs hinaufhacken. Eine schöne Überschreitung führten Frau E. Hafter mit Alexander Taugwalder aus, indem sie den Berg vom Hohlichtpass über beide Morningspitzen erreichten und über den Kanzelgrat abstiegen.

Das *Obergabelhorn* erfreute sich wie gewohnt grosser Beliebtheit. Beim Aufstieg zum Frühstücksplatz der Wellenkuppe musste man sich nicht vom Steinschlag erwischen lassen, und die Gipfelkalotte der Wellenkuppe bot dieses Jahr ausnahmsweise Eisarbeit. Dafür entschädigte das Obergabelhorn diese kleinen Ungelegenheiten mit einem überaus leichten felsigen Gang zum Gipfel. Warum wird der Südostgrat so vernachlässigt? Er ist so schön und ist noch kaum mehr als zehn- oder zwölfmal bestiegen worden. Man braucht ja nicht am Untergabelhorn anzufangen, es genügt, wenn man am Obergabeljoch beginnt. Die Südwand, eine Tour, die man diesen Sommer der Steingefahr halber lieber hätte unterlassen sollen, wurde zwei- oder dreimal durchstiegen. Beim Abstieg über den Arbengrat wurde Herr Alfred Zürcher nach Verlassen des Grades in der Flanke von einem Stein am Hinterkopf getroffen. Der Unfall verlief insofern glücklich, als Herr Zürcher wenige Tage später wieder hergestellt war.

Die *Dent Blanche* darf wohl als die Occasion der Saison angesprochen werden. Nicht nur die trockenen Felsen des Südgrades waren es, die die Bergsteiger anlockten, sondern der Viereselsgrat, besonders vom Col de Zinal aus. Es gibt keine andere Tour, die ihren Nimbus so verloren hat, wie der Viereselsgrat. War er schon die letzten Jahre durch Abschmelzen der Wächten leicht begehbar, so versicherten mir einige Führer, dass er dies Jahr eher leichter als die gewöhnliche Route sei. Ein Führer will ihn sogar gemacht haben, ohne vom Col de Zinal bis zum Gipfel einen Tritt auf Schnee gemacht zu haben. Die Folge dieser idealen Verhältnisse war, dass der Viereselsgrat sehr oft und auch im Abstieg begangen wurde. Dem prächtigen Ferpèclegrat war wie gewohnt kein grosser Besuch zugedacht, dagegen musste sich der erst zweimal bestiegene Nordgrat des Berges gleich vier Besteigungen gefallen lassen, worüber an anderer Stelle Näheres zu erfahren sein wird.

Unter den vielen Gletschern, die sich eine gehörige Amputation gefallen lassen mussten, ist der Stockjigletscher einer der Hauptleidtragenden gewesen. Er wurde in seiner ganzen Breite durchgeschmolzen und halbiert.

Unnahbar, wie schon öfters, war die *Dent d'Hérens*. Sowohl die übliche Route von Schönbiel, als alle anderen Möglichkeiten von der Schweizer Seite aus, kamen mit Ausnahme des Ostgrades, der an die viermal begangen wurde, nicht in Betracht.



*Hängebrücke über den heiligen Quellfluss Alaknanda
auf dem Pilgerweg nach Badrinath*



Oben: *A. Graven* vor dem Besuch des heiligen Tempels in *Badrinath*, zeremoniell mit einem Blumenkranz geschmückt und ohne Schuhe, im Kreise würdiger indischer Pilger. Unten: *R. Dittert* und *A. Roch* bereiten sich ebenfalls für den Tempelbesuch vor



*Indische Tänzerin auf einem Volksfest in Ramni,
das zu Ehren der Expeditionsteilnehmer stattfand*



Glückliche Heimkehr! Oben: A. Lohner und A. Sutter nach der Landung in Dübendorf. Unten: A. Graven wird allseits herzlich begrüßt; ganz links H. Salvisberg und Karl Weber, Präsident der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen (Roch und Dittert landeten direkt in ihrer Heimatstadt Genf)

Das *Matterhorn* war wie immer der Hauptanziehungspunkt. Es waren namentlich die zahlreichen Engländer, die einen gehörigen Beitrag zu den diesjährigen Rekord-Besteigungszahlen lieferten. Die Steingefahr war am Hörnligrat besonders gross, und täglich hörte man am Abend in Zermatt herumflüstern, dass es diese oder jene Partie fast erwischt hätte. Die Staubwolken der zusammenbrechenden Felstürme konnten leicht von Zermatt aus beobachtet werden. Um den Gefahren einigermaßen zu begegnen, kamen die Führer überein, erst bei Tagesanbruch vom Hörnli aufzubrechen. Es wurde sodann auch auf ernste Disziplin geachtet, und es ist zum grossen Teil diesen Umständen zuzuschreiben, dass sich am Hörnligrat keine tödlichen Unfälle, wie es sonst jährlich sogar mehrmals der Fall ist, ereignet haben. Der Zermatter Führer Theodor Biner wurde anfangs August von ausbrechenden Felsen verletzt und musste sich mit einigen Rippenbrüchen in Pflege begeben. Besonders gefährlich war der Liongrat, insbesondere unterhalb des Col du Lion, wo grössere Steinlawinen unaufhörlich niedergingen, viele Partien ernstlich gefährdeten und Augustin Pellissier mit einer Dame das Leben kosteten.

Am Zmuttgrat, der Stätte wiederholter Katastrophen, eignete sich dieses Jahr nichts Besonderes. Bis Ende Juli war der Grat trocken und wurde viel begangen. Einige leichte Schneefälle um den 1. August herum setzten dem Tatendrang ein Ende, doch wurde der Grat später noch einige Male bestiegen.

Der allmählich zu einer klassischen Tour sich entwickelnde Furggengrat sah auch einige Besucher. Die Führer Walter Perren und Edmund Petrig sowie führenderlose Partien und Italiener begingen ihn. Dieser steingefährlichste aller Matterhorngrate hätte dieses Jahr überhaupt gemieden werden sollen.

Das *Breithorn* überraschte seine Besucher, indem es auf der üblichen Route unzählige Spaltenmäuler auftat, die zu grossen Umwegen zwangen. Nordwand und Younggrat erhielten nur ein- oder zweimal Besuch.

Lyskamm, *Castor* und *Pollux* wurden wegen der schlechten Gletscher und der vielen Eisarbeit auch nicht übertrieben oft bestiegen. Die Nordwand des Lyskammes wurde wohlweislich in Ruhe gelassen.

Am *Monte Rosa* wurden einige gute Besteigungen ausgeführt. Schon im Juni begingen Ami Henry und Louis Botti (Montreux) mit Felix Julen, Sohn, und Theodor Perren die Cresta di Santa Caterina vom Jägerjoch zum Nordend sowie die Ostwand zur Dufourspitze. Die Ostwand durchstiegen später auch die Herren Marcel Kurz und Dr. Edouard Wyss-Dunant. Der Caterinagrät wurde noch von Walter Perren mit einem Franzosen und von Herrn Willy Graf mit Alexander Taugwalder und Theodor Perren begangen. Die letzte Partie fand den Grat anfangs August in sehr schlechten Verhältnissen vor. Was sonst noch auf der italienischen Seite des Monte Rosa unternommen wurde, ist schwer zu eruieren. Schweizerseits wurden sämtliche Unternehmungen im südlichen Grenzkamm des Zermatter Gipfelkranzes dadurch erschwert, dass es verboten war, italienische Hütten zu betreten, sowie zu weit nach Italien abzusteigen. Diese Massnahme war schweizerseits ergriffen worden, weil in den oberitalienischen Tälern die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen war.

Das *Strahlhorn* wurde wenige Male und unter schlechtesten Verhältnissen und grösstem Zeitaufwand bestiegen. Die Gletscher zum Schwarzberg-Weisstor, sowie namentlich zum Adlerpass, glichen einem Sieb.

Das *Rimpfischhorn* wird, wenn es so weitergeht, in einigen Jahren zu einer reinen Felstour werden. Die lange Schneewanderung wird schon durch mächtige

und hohe Felsinseln unterbrochen, von denen noch vor wenigen Jahren überhaupt nichts zu sehen war. Der vollständig apere Nordgrat erfreute sich vieler Überschreitungen.

Das *Allalinhorn*, der Liebling der Saaser, wird von Zermatt aus immer etwas stiefmütterlich behandelt. Die neue Täschhütte mag ihm einige Besucher mehr beschert haben.

Der *Alphubel* ist der grosse Nutzniesser der Täschhütte. Früher fast nie von Zermatt besucht, erfreut er sich jetzt eines regen Besuches. Diesen Sommer beschränkte man sich auf die gewöhnliche Route, da am Rothengrat grösste Steingefahr herrschte und die Nord- und Südgrate Eiskomplikationen boten.

Auch das sonst äusserst selten bestiegene *Täschhorn* wurde viel bestiegen, namentlich über den fast aperaturen Mischabelgrat. Einige Partien drangen bei glänzenden Verhältnissen bis zum Dom vor. Für den Teufelsgrat konnte sich wie gewohnt niemand recht begeistern. Ein bis zwei Besuche pro Jahr sind schon viel für diese endlose Tour in schlechtestem Gestein. Die Gletscherwege zum Täschhorn werden von Jahr zu Jahr schlechter. Musste schon der Aufstieg über den Kiengletscher aufgegeben werden, so wird jetzt auch die Variante Hug von der Domhütte aus immer schwieriger und zeitraubender, weil der Übergang vom Festgletscher zum Kiengletscher durch die fortschreitende Senkung des Gletscherbodens allmählich beträchtliche Schwierigkeiten verursacht. Bergschründe, Vereisung und loses Gestein bewirken dort grossen Zeitverlust. An der Südseite dieser Übergangsstelle kam es durch Absturz im Geröll zu einem Unfall mit tödlichem Ausgang.

Am Dom und Nadelgrat ereignete sich nichts von Belang.

Am Ende der Bergschau angelangt, bleibt nur zu wünschen, dass einige tüchtige Schneefälle unseren Bergen wieder ihr übliches Aussehen zurückgeben mögen und dass die Gletscher ihre Eiszungen wieder etwas tiefer in unsere Täler hinunterschieben werden.

Hans-Fritz von Tscharnier

SOMMER 1947 IN COURMAYEUR

Das andauernd schöne Wetter verhalf Courmayeur diesen Sommer zu einer guten, langen Saison: Mitte Juni bis Mitte September. Hotels und Pensionen waren trotz den horrenden Preisen überfüllt. Man zahlte für das kleinste Loch, mit einer einfachen Matte ausgestattet, 500 Lire täglich, zwei kleine möblierte Kammern kamen für die Saison auf 20 000 Lire. Noch nie ist Courmayeur von einer so bunt zusammengewürfelten Gesellschaft überflutet worden. Die meisten waren Touristen. Es gab auch viele Kinder und Geistliche, doch verhältnismässig wenige Bergsteiger. Die Mehrzahl der Besucher beklagte sich über den Mangel an Vergnügungsmöglichkeiten: Café-Konzert, anständiges Kino und Tanzsaal. Auch bestanden keine Carverbindungen mit den Nebentälern Ferret und Veni. Man kann nur hoffen, dass die Drahtseilbahngesellschaft des Col du Géant bald einen regelmässigen Autobusdienst zwischen dem Hauptort und der Bahnstation La Palud einrichten wird... wahrlich, die Leute können keinen Schritt mehr laufen!

Die Einweihung (Mitte Juli) dieser Drahtseilbahn, oder genauer der Teilstrecke Mont Fréty—Col du Géant, hat den alpinistischen und touristischen Verkehr auf den Mont Blanc-Gletschern revolutioniert. Da stiegen nicht mehr zwei oder drei Personen von der italienischen Seite zum Rifugio Torino hinauf, sondern ganze Ladungen von 30 und mehr! Neben den schwer bepackten Alpinisten traten elegante Damen und Herren, genau wie sie auf den Boulevards promenieren, aus den Bahnkabinen. Jedes Lebensalter war vertreten. Da war sogar eine üppige Amme, mit einem dreimonatigen Säugling im Arm, zu bewundern. Der glückliche Vater konnte sich für seinen Sprössling nichts Höheres denken, als dass er als «Jüngster» auf einem 3340 m hohen Gletscher landen sollte. . .

Wie immer im Sommer, war der Rifugio Torino gesteckt voll. Dieses Jahr war buchstäblich kein Zentimeter Boden frei; es war ausgeschlossen, hier irgendwie zur Ruhe zu kommen. Die Führer frohlockten und machten Bombengeschäfte. Die Dent du Géant (6000 Lire tarifiert) ist die klassische Tour. Man schläft nicht mehr im Rifugio, sondern geht direkt von Courmayeur aus. Jeden Morgen ist der Andrang gross, und man muss am Fusse der Dent – an der «Gencive» genannten Stelle – geduldig Schlange stehen, bis man das Monolith selber in Angriff nehmen kann. Die Führer befürchten eine Verkehrsstockung und hissen die Klienten nur einzeln hinauf. Diese geniessen natürlich das Gefühl der Sicherheit, das diese persönliche Betreuung ihnen gibt. . . , aber jeder Einzelne muss für sich allein den vollen Tarif bezahlen. Mit zwei Klienten machen die Führer zwei nacheinanderfolgende «Besteigungen» und stecken den doppelten Tarif ein. Es gibt Führer, die diesen Sommer Hunderttausende von Lire einkassiert haben.

Die alpine Saison wurde in Courmayeur Ende Juni durch den Besuch der Herren Kurz (Neuchâtel) und Wyss (Genève) eingeweiht, die mit dem Unterzeichneten und den Führern Thomasset und Ollier (und dem Träger Henri Rey) den Mont Blanc über die Brenva (Moore-Route) bestiegen¹.

In der gleichen Woche haben die beiden Schweizer mit dem Führer Ottoz den Mont Blanc über den Peutereygrat gemacht².

Herrn Carl E. Weber (Zürich) glückte mit Evaristo Croux und E. Bron als Träger und P. Ghiglione mit A. Pennard am 25. Juli die Besteigung des Mont Blanc über die Südwestflanke. Sie eröffneten einen neuen Weg von der Quintino Sellahütte aus über den oberen Mont Blanc-Gletscher und das erste Couloir im Norden des Pic Luigi Amedeo³.

¹ Diese Führer wurden uns durch den Guide-chef aufgezwungen. Wyss und ich hatten Arturo Ottoz verpflichtet, aber man erlaubte ihm nicht, uns zu begleiten. — M. K.

² Die Schneeverhältnisse waren vorzüglich, nur das Couloir Craveri war durch die Steinlawinen blankgescheuert. Diese Route war seit 1944 nicht mehr begangen worden! Am 1. August wurde sie durch Robert Bichler (Zürich) und Harald zur Nieden (Holland) mit Eliseo Croux wiederholt. Am 25. Juli stiegen Jean Franco und Marcel Malet den Peutereygrat hinunter, um tags darauf (26./27. Juli) über den Innominatagrat wieder auf den Mont Blanc zu gelangen. Der Innominatagrat wurde mehrmals erklettert, unter anderen durch unseren Landsmann Dr. Hans Oertli (Basel) mit seinem Sohn Hans, Alexander Taugwalder und Laurent Grivel; dann am 15. August durch Tricou (GHM) und A. Fix (nach dem Hüttenbuch der Gambahütte). — M. K.

³ Dieser Weg greift ungefähr an gleicher Stelle an wie die Route 770 des Kurz-Führers. Er ist auch sehr gefährlich. Weber hatte im Sinn, den Pic Luigi Amedeo (4470 m) zu ersteigen, wurde aber mehr nach Nordosten getrieben. — M. K.

Der Mont Blanc-Gipfel wurde diesen Sommer von der italienischen Seite aus über alle wichtigen Routen erreicht; nur die Via della Pera, die schon Ende Juni durch Lawinen blankgescheuert wurde, musste gemieden werden.

Viele Karawanen, mit italienischen Führern oder auch führerlos, waren auf der französischen Seite tätig. Bestiegen wurde der Requin (Normalweg und Route Mayer-Dibona), der Grépon (Normalweg und von der Mer de Glace), die Drus und die Aiguille Verte, der Petit Capucin und die Aiguilles du Diable, die Dent du Géant von Norden aus, usw.

Anspruchslosere Leute begnügten sich wie gewöhnlich mit der Aiguille du Midi.

Der Nordgrat der Aiguille de Leschaux, die Grandes Jorasses (Normalweg und Hironnellesgrat) und die Aiguille Noire de Peuterey (Normalweg und Südgrat) waren gleichfalls beliebt.

Der Schweizer Oertli und sein junger Sohn führten einige schöne Touren aus: Mont Blanc über den Innominatagrät, Grandes Jorasses über den Hironnellesgrät, Südgrät der Calotte de Rochefort (mit Arturo Ottoz und Alexander Taugwalder). Der berühmte Führer Adolphe Rey bestieg heuer mit 69 Jahren den Nordgrät der Aiguille de Leschaux, die er 1927 als Erster bezwungen hatte¹).

In diesem ausserordentlichen Sommer waren, den zahlreichen Seilschaften entsprechend, auch viele Unfälle zu beklagen. Gagliardone, der Begleiter des verunglückten Gervasutti, der Mitte September 1946 am Mont Blanc du Tacul dem Tode durch ein Wunder entwichen war, wurde kein Jahr später ein Opfer seines Mutes. Mitte Juli fiel er mit seinem Freunde Arnoldi vom Südgrät der Noire de Peuterey in den Fauteuil des Allemands hinunter. Man nimmt an, dass sie, vom schlechten Wetter überrascht, bei der horizontalen Querung unter dem Gipfelturm der Pointe Welzenbach ausgeglitten sind. Man fand die Glieder von Gagliardone am Fusse der Ostwand, während sein Gefährte höher in den Felsen hängen blieb.

Einen schweren Unfall erlitt am 5. Juli eine Seilschaft des Collège National d'Alpinisme des Praz (Chamonix). Diese hatte die Nordwand der Grandes Jorasses über den Sporn der Pointe Croz überwunden und richtete gegen Mitternacht 30 m von der Spitze entfernt, auf italienischem Boden ein Biwak ein, als ein mächtiger Block sich löste und den 30 Jahre alten Georges Michel tötete. Der Leiter Gaston Rébuffat erlitt schwere Kontusionen, Rippen wurden ihm eingeschlagen; für den Rest der Saison war er ausgeschaltet.

Am 7. August stiegen zwei englische Seilschaften, die Herren Jenkins und Kretschmer, Cox und Hodgkin, die gerade einen Kurs im Collège von Chamonix hinter sich hatten, vom Mont Blanc über die Brenva (Moore-Route) hinunter. Man hatte sie auf die Lawinengefahr am Nachmittag aufmerksam gemacht. Die zwei Erstgenannten liefen voraus, mit Steigeisen, trotz dem schweren, klebrigen und weichen Schnee. Auf halber Höhe des oberen grossen Schneehanges glitt Jenkins aus und riss Kretschmer mit sich. Sie fielen 200 m tief in das Güssfeldt-Couloir, wo nachfolgende Lawinen ihre Körper zudeckten. Trotz eifrigem Suchen konnten sie nicht gefunden werden.

Die ausserordentliche Trockenheit hat auch hier, wie andernorts in den Alpen, das Gesicht der Berge tief verändert. Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe (Mitte

¹ Dieser Rekord wird durch den alten Fosson von Saint-Jacques d'Ayas geschlagen, der Ende August mit 90 Jahren rüstig zum Gipfel des Castors gestiegen ist, betreut von zwei «jungen» Führern von 70 Jahren!

September), sehe ich von meinem Fenster aus all die Gletscher zwischen dem Mont Maudit und der Dent du Géant: sie sind derart zusammengeschrumpft, dass man an diejenigen der Pyrenäen erinnert wird, wie man sie vom Superbagnières aus sieht. . . Einzelne Couloirs, die ich nicht anders als eingeschneit oder vereist gesehen habe, sind gegenwärtig vollkommen ausgetrocknet, so dasjenige der Dames Anglaises, des Col des Grandes Jorasses und sogar die Nordwand der sogenannten Blanche de Peuterey. All diese grauen Wände strahlen Hitze aus im unendlichen Blau des Himmels. Im August war die Westseite des Trélatête-massifs schwarz und trocken; man konnte den Südgipfel erreichen, ohne den obersten Schneeprat zu berühren!

Dieser Schneeschwund hat zahlreiche Steinschläge verursacht, durch die viele Wände und Rinnen äusserst gefährlich geworden sind. Viele freigelegte Gletscher waren von Spalten zerklüftet und nur schwer zu passieren. Drei meiner Freunde wurden durch Steinschlag verwundet, als sie versuchten, das Craveri-Couloir, das zur Brèche-Nord der Dames-Anglaises führt, hinaufzusteigen. Die Ostwand und das Couloir, das zum Col de Leschaux führt, waren ebenfalls völlig schnee- und eisfrei. Eine Seilschaft, bestehend aus M. Kurz und dem Führer A. Ottoz, entging nur durch ein Wunder dem plötzlichen Einsturz eines grossen roten Turmes im oberen Teil des Couloirs. Dieser Turm schien aus kompaktem Fels zu bestehen. In der ganzen Trioletgegend klagten die Bergsteiger im August schon über klaffende Spalten und Steinschlag, die auf die Trockenheit zurückzuführen sind. . . , auch ein Wahrzeichen dieses unvergesslichen Sommers. Piero Ghiglione

Anmerkung der Redaktion. Man erlaube mir einige praktische Angaben zuhanden der Schweizer beizufügen, die im Sinne haben, sich nach Courmayeur zu begeben. Ich selber war mehr als 20 Jahre nicht mehr dort gewesen. Bei dem günstigen Kurs schien der Moment gut gewählt zu sein, um dieses sympathische Mekka des italienischen Alpinismus wieder zu besuchen. Es gibt natürlich allerlei Unannehmlichkeiten, bis Pass und Visa in Ordnung sind. Um rascher zum Ziel zu gelangen, wird man am besten persönlich in Bern, Lausanne oder sogar Sion vorsprechen. Man kommt so schnell zu einem Visa für 10 oder 45 Tage (zu Fr. 7.25 oder Fr. 24.-), mit genauer Angabe der Ein- und Ausreisestellen.

Für den, der seine Beine zu gebrauchen versteht, ist der Col du Petit Ferret der praktischste Weg. Man kann mit dem Postauto um halb zwölf Uhr nach Le Clou gelangen, das zwischen La Fouly und Ferret liegt. Von dort aus kommt man über Léchère in die Combe des Fonds, welche direkt zum Pass führt (2½ Std.). Anfangs der Saison kann man im beschneiten Couloir der italienischen Seite prächtige Rutschpartien veranstalten. Der Zollposten des Rifugio Elena¹ in Prédèbar wird gewöhnlich erst am 1. Juli eröffnet. Vor diesem Datum braucht man nicht hinzugehen; und so kann man die Formalitäten vereinfachen und den Weg verkürzen, indem man den Saumpfad verfolgt, der den Zollposten meidet und direkt zur kleinen Ebene der Arnouva hinuntersteigt, wo die Fahrstrasse des italienischen Val Ferret beginnt. Es ist dies ein eigenwilliges Strässchen, das sich

¹ Dieses kleine Hotel-Restaurant wurde zu Anfang des Krieges durch die Sektion Aosta des C.A.I. wieder aufgebaut, der es gehört. Man kann dort billig übernachten. Es ist empfehlenswert.

zwischen Weidengruppen schlängelt, Wiesen traversiert, die bald rosenrot vor lauter Primeln, dann gelb von Huflattich und wieder blau von Vergissmeinnicht sind. Klare, durchsichtige, kleine Bäche fließen reichlich überall. Im Juni ist es ein wahres Wunderland!

In Arnouva begegnet man der ersten Kuhherde und kann Milch und Butter erhandeln. Wenn Sie eine kleine Schachtel Saccharin mitführen, können Sie die Rechnung damit begleichen, und der Käser wird hoch erfreut sein. Gerade daneben steht das Chalet du Val Ferret, vom alt Bürgermeister von Courmayeur, Berthod, gebaut. Man kann dort von Mitte Juli an essen und schlafen (ziemlich teuer!). Während der Saison ist hier das Stelldichein der Touristen und später der Jäger, die in einer halben Stunde mit dem Auto von Courmayeur hinauffahren. Leider findet sich selten ein freier Platz in einem der zurückfahrenden Wagen. So bleibt einem nichts anderes übrig, als zu Fuss zu gehen. . . Im ganzen Val Ferret besteht keine Telephonlinie bis Planpincieux, das nur $\frac{3}{4}$ Stunden vor Courmayeur liegt. (Ich hatte versucht, von der Schweiz aus zu telephonieren, um einen Wagen oder wenigstens ein Motorrad zu bestellen, aber der Auftrag wurde nicht ausgeführt!) Man muss also meistens damit rechnen, den ganzen Weg bis Courmayeur zu Fuss zurückzulegen. Wer das Tal noch nicht kennt und seine Augen zu gebrauchen versteht, wird es nicht bereuen, denn das italienische Val Ferret ist eine wahre Augenweide, immer wieder bieten sich uns neue reizende Bilder, die an die besten kolorierten Lory-Stiche des vorigen Jahrhunderts gemahnen.

Die erste offene Beiz am Weg ist diejenige von Lavachey. Doch steht gerade daneben ein Posten der *Guardia finanze*; so geht man denn am besten direkt, ohne Aufenthalt, weiter. Nach der Brücke haben wir bis Planpincieux die längste Strecke vor uns. Man muss sogar eine leichte Gegensteigung überwinden. In Planpincieux wurde um 1939 ein Chalet-Hotel gebaut, das in seiner Art vollkommen ist. Dies Hotel Golf öffnet nur für eine kurze Saison (20. Juli bis 20. August) und beherbergt eine auserlesene Gästeschar. Der Bergsteiger, der mit gesundem Appetit gesegnet ist, wird auch hier am besten ohne Aufenthalt weitergehen! Das Jahr hindurch wird das Hotel durch einen freundlichen Riesen bewacht, der glücklicher Besitzer eines Motorrades ist. Hat das Vehikel keine Panne, wird der Mann Sie billig nach Courmayeur führen. Hier findet man auch das erste Telephon, aber es kann nur zwischen 8 Uhr morgens und 8 Uhr abends benutzt werden. Die restliche Zeit wird es von der lokalen Miliz in Anspruch genommen; private Gespräche sind nicht gestattet. Die italienische Zeit geht der unsrigen 1 Stunde vor.

La Palud ist durch die Station der Drahtseilbahn geschändet, eine schwere Steinkonstruktion, von welcher sich die Kabel zum Mont Fréty aufschwingen. Die Strasse ist geteert, aber sie hat während des Krieges schwer gelitten und ist äusserst reparaturbedürftig. Man kann teilweise über die alten Bäder von La Saxe abkürzen, oder auch, indem man der Wasserleitung folgt, die durch La Saxe fliesst. Von Arnouva muss man drei Wegstunden rechnen.

Derjenige, dem der Grand St-Bernard mehr zusagt, hat es leichter, da von Orsières aus das Postauto (vom 1. Juni an) hinauffährt. Auf der italienischen Seite aber funktioniert der Postdienst nur ab Julibeginn (Tosco, Aosta) bis anfangs September. Mit einem eigenen Wagen ist man natürlich ideal daran! Zwischen Aosta und Courmayeur besteht ein Pullman-Dienst, der die Strecke in einer Stunde bewältigt (im Juni nur am Abend, Preis 300 Lire). Man kann

auch die Bahn (fast lauter Tunnels!) bis Pré Saint-Didier nehmen (100 Lire) und von dort den Bus nach Courmayeur (50 Lire). Alle öffentlichen Transportdienste sind sehr billig, wenn auch die Preise seit letztem Jahr verdoppelt wurden. Teuer sind die Hotels und die Lebensmittel. Und dennoch, sogar im Schwarzhandel, kommt man billiger zu stehen als in der Schweiz. In Aosta sind die Preise viel niedriger als in Courmayeur, das ein teurer Kurort geworden ist. Man bekommt alles ohne Coupons. Ovomaltine, Ovospport und Maggissuppen sind noch nicht zu haben. . .

In Courmayeur und seiner nächsten Umgebung wurde viel gebaut. Man sieht besonders prächtige Villen der Industriearbater. Diese zahlen, ohne zu markten und sorgen dafür, dass die Preise in die Höhe schnellen. Was die Hotels anbetrifft, hat man die Qual der Wahl, wenn nicht gerade Hochsaison und alles vollgestopft ist. Das « Savoie », früher Stelldichein der Bergsteiger, wurde in eine Bar verwandelt, die nicht gerade erfreulich wirkt. Es ist besser, ausserhalb des Ortes zu logieren, in Larsey, Villair oder sogar in Dolonne auf dem anderen Ufer der Doire, wo man zwei bis drei einfachere Pensionen findet, die sehr ruhig sind. Dolonne mit seiner langen gepflasterten Gasse wirkt wie eine tote Stadt, ausgeschieden von dem lärmenden Mekka, das sich ihr gegenüber erhebt. Man geniesst dort eine wohlthuende Stille, ohne Hupen, Staub und Benzingerank.

Die Pensionspreise variieren, je nach Saison und Rang, zwischen 1500 und 3500 Lire täglich. Einzig das Hotel Royal, das diesen Sommer einer geistlichen Institution reserviert war und durch die UNRRA verpflegt wurde, konnte niedrigere Preise ansetzen.

In der gewundenen Hauptstrasse trifft man auf hundert Touristen oder « Autöler » kaum einen echten Bergsteiger. Die « Purs » halten sich lieber abseits in den Pensionen der Gegend auf oder steigen direkt zu den Hütten hinauf. Einige der berühmten Bergsteiger haben eigene Villen; wir nennen nur: Amilcare Bertolini, Giacomo Dumontel, Pietro Ghiglione, Giuseppe Gugliermina und Emilio Mazzuchi.

Das « Bureau des Guides » steht immer noch an gleicher Stelle, gegenüber der alten Kirche. Es wird, mit nachlässiger Grazie, von Henri Rey, dem Sohn des berühmten Emile, geführt; hochgewachsen, sympathisch, verkörpert er die aristokratische Gilde früherer Zeiten. Seine Bude dient als Vorzimmer für das Museum Duca degli Abruzzi, wo alle Trophäen zu sehen sind, welche die grossen italienischen Expeditionen eingebracht haben. Die besten Führer sind gegenwärtig Evaristo und Eliseo Croux, Laurent Grivel, Panei und Gobbi (aus den Abruzzen stammende Klettermeister) und besonders Arturo Ottoz. 38jährig, hat dieser letztere den grossen Vorzug, ledig zu sein. Bescheiden, ganz den Bergen ergeben, ist er zum Aufbruch immer bereit. Er ist weniger geschliffen als die Führer, die im Auslande herumreisten, aber er kennt den Berg von Grund aus, und nichts scheint ihm unmöglich.

Und die Tarife, werden Sie fragen? Die letzten wurden 1935 aufgestellt und gedruckt und stimmen natürlich nicht mehr. 1946 wurden sämtliche Preise mit 12 multipliziert, als der Schweizer Franken 110–130 Lire wert war. Das war eine sehr günstige Zeit für uns. Dieses Jahr (1947) wurden die Preise mehr als verdoppelt. Es ist richtig, dass man im Juni den Schweizer Franken mit Leichtigkeit gegen 200 Lire einwechseln konnte (besser in Aosta als in Courmayeur). Aber seitdem ist die Lire wieder gestiegen, und am Ende dieser Saison erhielt man nur noch 160 Lire.

Hier einige Zahlen:	1935	1946	1947
	Lire	Lire	Lire
Mont Blanc über Gonellahütte und Domegletscher	325	4 000	8 000
Mont Blanc über Mont Blanc du Tacul und Mont Maudit (Traversierung)	450	5 500	11 000
Mont Blanc über Brenva (Moore-Route) und Traversierung	—	6 500	14 000
Mont Blanc über Kuffner-Route des Mont Maudit	—	—	15 000
Aiguille de Bionnassay, Normalweg	250	3 000	7 000
Aiguille Noire de Peuterey, Normalweg	315	3 500	8 000
Dent du Géant, Normalweg	235	3 000	6 000
Dent du Géant, Nordwand	—	—	8 000
Grandes Jorasses, Normalweg	280	3 000	6 600
Grandes Jorasses über Hironnellesgrat	—	—	20 000
Aiguille de Leschaux, Nordgrat	—	—	12 000

Die ausserordentlichen Touren sind noch nicht im Tarif aufgenommen, man rechnet jedoch gewöhnlich: 25 000 Lire für den Peutereygrat und gleichviel für den Innominatgrat zum Mont Blanc. Diese Preise scheinen enorm; wenn man aber bedenkt, dass im Juni 1947 25 000 Lire 125 Schweizer Franken entsprachen und dass es 3–4 Tage braucht, um den Mont Blanc zu traversieren und nach Courmayeur zurückzukehren, muss man zugeben, dass es noch billig ist. Die Führer von Courmayeur verpflichten sich nicht gerne für eine Tourenreihe und halten sich lieber an den Tarif, jedoch kann man miteinander reden...¹

Die zwei neuen Attraktionen von Courmayeur sind die Drahtseilbahn von Chécrouit und diejenige des Col du Géant. Die erste ist besonders für die Skifahrer gebaut worden und eröffnet wunderbare Abfahrten. Wenn Sie sich aber einen Ruhetag gönnen, lohnt es sich, an einem schönen Sommertag die Fahrt zu machen. Von Dolonne (1200 m) steigt die erste Teilstrecke sehr steil durch eine Waldschneise bis zum Plan Chécrouit (1700 m). Von dort führt ein reizender, fast ebener Spazierweg in fünf Minuten zur zweiten Teilstrecke, die auf 2300 m führt, oberhalb des Sees von Chécrouit (2165 m). Von dort aus hat man die ganze Mont Blanc-Kette vor Augen, von der Aiguille des Glaciers bis zum Mont Gruetta. Man kann sich kein besseres Belvédère wünschen, um in idyllischer Ruhe seine letzten Eroberungen bewundern zu können. Gehen Sie dann zu Fuss über den Col de Chécrouit hinunter und nehmen Sie die Seilbahn für die unterste Strecke. Dieser Spaziergang, der einen Vormittag beansprucht, kostet Sie nur 400 Lire.

Diese Drahtseilbahn ist übrigens nur provisorisch installiert. Die Wagen (auf Rädern im Sommer, auf Schlittenkufen im Winter) werden wohl später durch Kabinen ersetzt.

Die Drahtseilbahn des Col du Géant ist der Initiative des Conte Lora (Turin) zu verdanken, welcher auch diejenige von Chécrouit bauen liess und den Mont Blanc-Tunnel, von Entrèves bis Les Houches, in Angriff genommen hat. Diese Drahtseilbahn, die Piero Ghiglione in seinem Brief erwähnt, bietet zahlreiche neue Möglichkeiten. Im Juni war sie noch nicht eröffnet, fuhr jedoch jeden Morgen

¹ Breuil und Valtournanche scheinen ihre Tarife in gleicher Weise erhöht zu haben. In Macugnaga verlangte der beste Träger der Gegend für die Traversierung des Monte Rosa (Dufour) über das Marinelli-Couloir (also eine dreitägige Tour, wenn man den Aufstieg zur Hütte und die Rückkehr über Neu-Weisstor mitrechnet) 11 000 Lire, Verpflegung eingerechnet.

um 7 Uhr hinauf und abends wieder zurück, um die Arbeiter zu befördern. Dank dem freundlichen Zuvorkommen des Conte Lora konnten wir sie mehrmals benutzen. Man braucht zu Fuss $\frac{3}{4}$ Stunden von Courmayeur bis La Palud; von dort steigt man in 5 Minuten zum Mont Fréty, wo das obere Teilstück anfängt, das in 10 Minuten zum Col du Géant führt (das sind 2000 m in 15 Minuten. Man wird gut tun, sich in der Morgenkühle und bei dieser raschen Steigung warm anzuziehen). Die Endstation steht gerade neben dem Rifugio Torino (3323 m); die Hütte ist in einem jämmerlichen Zustand und soll nächstens einem Hotel Platz machen. Während des Krieges wurde sie der Reihe nach durch Deutsche, Italiener und Franzosen besetzt und übel zugerichtet.

Die Drahtseilbahn war dem Publikum erst vom Juli an zugänglich. Die erste Saison hat alle Erwartungen übertroffen. Jede halbe Stunde fuhr das Bähnlein, und Tausende von Touristen sind täglich emporgetragen worden. Der jetzige Tarif beträgt 1700 Lire hin und zurück. Führer und Träger zahlen die Hälfte. Die Einnahmen beliefen sich auf mehr als anderhalb Millionen Lire täglich. Vom Rifugio führt ein guter Fussweg in 15 Minuten zum Pass, wo man früh genug ankommt, um noch die schöne Morgenbeleuchtung bewundern zu können.

Im Frühjahr lohnt es sich, den Col du Midi mit den Skiern zu besuchen und die Aiguille gleichen Namens zu besteigen. Man kann bequem abends wieder in Courmayeur sein, eventuell über den Col de Toule und den Mont Fréty. (Skiern kann man billig bei dem Fabrikanten Hurzeler, einem naturalisierten Schweizer, mieten). Es gibt noch viele andere Möglichkeiten. Wir können Courmayeur nach dem Lunch verlassen, um im ständigen Biwak am Col de la Fourche (3680 m) zu übernachten. Es ist dies der Ausgangspunkt der klassischen Routen des Mont Blanc über die Brenva und des Mont Maudit über den Grat der Tour Ronde. Der Monteners oder die Leschauxhütte ist leicht in einem Tage zu erreichen; wir können unterwegs sogar noch eine Besteigung einschieben (Dent du Requin, Aiguille du Géant oder selbst Arête de Rochefort).

Am Col du Midi kann man in der Hütte der Drahtseilbahn essen und schlafen. Wenn diese Drahtseilbahn einmal in Betrieb sein wird, sind für die Italiener alle Chamonix-Nadeln erreichbar.

Eine sehr schöne Skitour führt vom Col du Midi zum Col de la Brenva hinauf, über den Corridor zu den Grands Mulets hinunter und zur Station des Glaciers der Drahtseilbahn hinüber. Der Skifahrer kommt ohne Schwierigkeiten am gleichen Abend nach dem Col du Géant zurück oder sogar nach Courmayeur.

Die mit Moräneblöcken übersäte Strasse des Val Veni ist diesen Sommer wieder instandgesetzt worden. Während des Krieges fuhren die Lastwagen bis zu den Kasernen der Lex Blanche hinauf. Gegenwärtig steigen die Autos nicht über den Combalsee.

Es hat nur zwei bis drei Taxis in Courmayeur, die Fahrer sind überbeschäftigt und anspruchsvoll. Da das Benzin rationiert ist, klettern die Preise in die Höhe. Bis zum Châlet de Miage (für Fréney und die Gamba) muss man 1000 Lire rechnen, zum Lac Combal 1800 und bis zur Arnouva des Val Ferret 2000 Lire. Für Rückfahrten ist die Sache umständlicher: im ganzen Val Veni gibt es kein Telephon; eine einzige Wirtschaft befindet sich in Plan Ponquet und ein kleines Hotel in Purtud, das ja keine Ausgangsstelle ist. Die Kantine der Visaille, die während des Krieges zerstört wurde, wird so bald nicht wieder aufgebaut werden. Wer den Mont Blanc umläuft und vom Col de la Seigne zum Col Ferret traversiert, wird

also konstatieren, dass sich seit dem letzten Jahrhundert nichts Wesentliches geändert hat. Die einen werden wettern über die menschliche Untätigkeit, die anderen freuen sich, dass die Natur in ihrer ursprünglichen Schönheit erhalten geblieben ist. . .

Auf diesem italienischen Abhang der Mont Blanc-Kette scheinen die Hütten nicht stark unter dem Krieg gelitten zu haben. Einzelne hätten eine gründliche Renovation bitter nötig, so das Standbiwak der Estellette und die Quintino Sellahütte, wo es am Nötigsten mangelt. Alle Zugangswege zwischen Estellette und Triolet wurden diesen Sommer von 1 bis 10 nummeriert; diese Nummern sind jedoch weniger sichtbar und dienlich als unsere einfachen roten Streifen.

Bis Julimitte und von Anfang September an waren wir immer allein in den C.A.I.-Hütten. Die beste ist die Dalmazzhütte am Trioletgletscher, die man bequem in $2\frac{1}{2}$ Stunden von L'Arnouva aus erreicht. Nach dem Hüttenbuch beklagen sich die meisten Karawanen über klaffende Spalten und häufigen Steinerschlag. Die Aiguille de Triolet hat mehrere Liebhaber abgewiesen. Die Aiguille Savoie wurde viermal über den Preussweg (SE-Grat) gemacht und nicht weniger als sieben Seilschaften haben die Aiguille de Leschaux über den Nordgrat bestiegen. Dieser Weg ist im Begriffe, klassisch zu werden.

Gewisse Hütten, wie die Gamba, gehören nicht dem C.A.I., sondern der Führungsgesellschaft von Courmayeur, die sie einem Hüttenwart vermietet. Dieser nützt die Situation weidlich aus und verlangt gesalzene Preise. Man kann nur hoffen, dass der C.A.I. wieder alle italienischen Hütten in die Hand bekommt und offizielle Tarife anschlagen lässt, die seinen Mitgliedern starke Preisreduktionen gewähren.

Bevor Sie Courmayeur verlassen, vergessen Sie ja nicht, der Bottaga d'Arte Alessio Nebbia einen Besuch abzustatten. Sie werden dort, unter anderem, eine wunderbare Sammlung von Postkarten und Photos finden, die Nebbia selber aufnimmt. Er ist ein grosser Künstler in seinem Fach.

Und wenn Sie Kunstliebhaber sind, besuchen Sie den grossen Bergmaler Angelo Abrate in seinem Heim. Sie finden dort Kunstwerke, die Sie lange in ihrem Banne halten werden.

M. K.

NEUES AUS CHAMONIX

Der Sommer 1947 war wirklich einzigartig. Man muss bis zum berühmten Sommer 1911 zurückgehen, um ähnliche Verhältnisse zu finden. Mit Ausnahme einiger Gewitter war das Wetter vom Mai an die ganze Saison hindurch ständig schön und trocken und brachte ausserordentliche Hitzeperioden.

Da diesem ungewöhnlichen Sommer schon mehrere trockene Sommer vorausgegangen waren, wurde die Mont Blanc-Kette stark in Mitleidenschaft gezogen. Hänge, die man nur eis- und schneebedeckt gesehen hatte, lagen völlig aper da; plötzlich befreite Blöcke stürzten immer wieder als mächtige Lawinen herab. Bis nach Chamonix hinunter hörte man das Getöse der Steinschläge an den Hängen der Aiguille Verte und der Aiguille du Midi. Staubwolken erhoben sich. Der ganze Südhang der Kette Aiguille Verte-Triolet zeigte nackten Fels. Im Couloir

Whymper war der Schnee vollständig verschwunden, übrig blieben Steine und Wasser.

Die ganze Kette wurde von Bergsteigern in nie gesehenen Scharen überflutet. Alle früheren Reisendenrekorde der Montenvers-Bahn wurden geschlagen. Man kann sich vorstellen, dass die Hütten dem Andrang nicht gewachsen waren. Die Alpinisten müssen Gedränge und Überfüllung in Kauf nehmen, wollen sie dem einzigartigen Massiv, das die mannigfaltigsten Tourenmöglichkeiten auf engem Gebiet zusammendrängt, einen Besuch abstatten.

Schwierige Routen wurden diesen Sommer unzählige Male begangen. Ein grosser Teil dieser Touren wurde von Franzosen ausgeführt, was als Beweis dafür gelten mag, dass der französische Alpinismus im Begriffe ist, rasch aufzuholen. Wir sehen hier eine ähnliche Entwicklung, wie sie sich um 1930 in den Ostalpen zeigte.

Neben den Genfer habitués kommen jetzt auch die Fremden wieder, besonders Engländer und Belgier.

Unter den Genfern machten die bekannten Bergsteiger die grossen Touren: Loulou Boulaz, René Aubert, Pierre Bonnant, Tomy Girard, Jean Juge. Es fehlten aber verschiedene unter den «Grossen», die andere alpine Gebiete oder der Himalaya betört haben. Unter den Jungen, die von sich reden machten, nennen wir Albert Collini (Androsace). Der Führer Raymond Lambert befand sich während der ganzen Saison in der Gegend.

Bei den Franzosen ging es lebhaft zu. Von den Parisern nennen wir – dem Beispiel einer Vierermannschaft im Sommer 1946 am Nordsporn der Pointe Walker folgend – Pierre Allain, den Meister der schwierigen Kletterei, und seine tüchtigen Gesellen, den feurigen René Ferlet, Jacques Poincenot, dem das Klettern angeboren ist wie selten jemandem, den athletischen Guy Poulet – eine junge, begeisterte Kletterschar. In den Felsen der Forêt de Fontainebleau unermüdlich trainiert, stürzten sie sich ohne weiteres auf die schwierigsten Klettereien. Wir können hier alle diese tapferen und dynamischen «Bleausards» nicht mit Namen nennen, es sind ihrer zu viele! Wir erwähnen nur die «moufflets» (die Kleinen!): R. Léveillé und J. Poullain, A. Fix, der in seiner zweiten alpinen Saison schon eine imponierende Reihe von schwierigsten Touren glänzend bewältigt hat, den Polytechniker J. Couzy, C. Cuendet und M. Martin, die Seele der Ecole d'Alpinisme de la Section de Paris du C.A.F., F. Aubert, J. C. Ménégaux, M. Schatz, G. Herzog, L. Poulencard und andere. Wie vor dem Kriege, ist Paris wieder an der Spitze der französischen führerlosen Bewegung.

Die Nizzaer Gruppe ist fast vollständig nach Chamonix übergesiedelt. Jean Franco, schon mehrere Jahre Führer und Direktor des Collège National d'Alpinisme et de Ski (C.N.A.S.) und seiner Frau Jeanne in Les Praz de Chamonix, haben sich Karekine Gurekian, der mehr als je von Enthusiasmus erfüllt ist und nicht genug unternehmen kann, und der solide Paul Revel zugesellt, beide jetzt Berufsleute und seit diesem Jahre als Instruktoren an der Schule tätig. In Nizza bleiben nur Marcel Malet, der sich von einem kürzlich erlittenen Skiunfall erholt hat, Georges und Claude Kogan.

Am unternehmungslustigsten sind unter den Führern immer die aus der Stadt stammenden. So auch die berühmte Equipe, die diesen Sommer die zweite Besteigung der Nordwestwand des Eigers vollbracht hat: Louis Lachenal von Annecy und Lionel Terray aus Grenoble, beide Instruktoren, der eine am C.N.A.S.,

der andere an der Ecole Nationale de Ski et d'Alpinisme. Das sind zwei Athleten von erstaunlicher Vitalität, deren Fähigkeiten und Entschlossenheit hoch über dem Gewöhnlichen stehen. Ihr unheimlich schneller Schritt ist schon legendär geworden. Leider ist Gaston Rébuffat, der ihnen um nichts nachsteht, nach einem glänzenden Saisondebüt für den ganzen Sommer ausgeschaltet, da er an den Jorasses einen Kniebruch erlitten hat.

Unter den eingeborenen Führern tritt entschieden der Savoyarde André Contamine hervor, gegenwärtig Instruktor an der C.N.A.S.; er gilt als einer der allerbesten Gletscherfachmänner Frankreichs.

Wie schon im Vorjahre, wurde die glänzendste diesjährige Leistung der ganzen Mont Blanc-Kette am Nordsporn der Pointe Walker der Grandes Jorasses vollführt. Die fünfte Besteigung wurde am 2. und 3. August durch die Nizzaer K. Gurekian, M. Malet und P. Revel ausgeführt. Es ist dies das erstemal, dass der Sporn in einem Tage gemacht wurde: die Kletterer biwakierten um 21.30 Uhr 50 m unter dem Gipfel, da es ihnen ratsamer schien, am Nordhang, statt auf dem heftig verblasenen Gipfel die Nacht zu verbringen. Jean Franco war krank und musste leider im letzten Moment seine Kameraden allein ziehen lassen.

Der zentrale Sporn der Nordflanke der Grandes Jorasses, der seit den drei Besteigungen von 1935 nicht mehr bezwungen worden war, wurde am 4. Juli durch J. Bréchu, G. Michel, A. Müller, Paul Revel, G. Vergez, Praktikanten des C.N.A.S., unter der Führung der Instrukturen Louis Lachenal und Gaston Rébuffat gemacht. Das Ende der Tour wurde leider durch einen Unfall verdüstert. Wenige Meter nach dem Ausgang, auf der italienischen Seite, bereiteten die zuerst Angekommenen das Biwak, als sie durch einen Einsturz im obersten Grat getroffen wurden. Georges Michel wurde getötet, Gaston Rébuffat verletzt.

Wenige neue Routen sind zu melden: die Kette ist jetzt so gründlich erforscht, dass es schwierig hält, sich als Pionier zu betätigen.

Den Parisern F. Aubert, J. C. Martin, J. C. Ménégaux und M. Schatz ist die Erstbesteigung des Nordgrates des Peigne geglückt. Ihr Weg ist der direkteste, eleganteste und weitaus schwierigste auf dieser berühmten Nadel. Vorzügliche Kletterer hatten sich mehrmals vergeblich um diesen Weg bemüht. Diesen Sommer wurde diese Besteigung zweimal von Pariser Seilschaften wiederholt.

Dr. M. A. Azéma (von Béziers) und sein Kamerad Georges Fraissinet (von Bédarieux), einer der besten französischen Kletterer, führten Frau Lonjon, Ärztin in Bédarieux, bei ihrer ersten Hochgebirgstour auf die Brèche du Caïman, über den Envers de Blaitière. Es muss jedoch gesagt werden, dass die zwei Freunde ihre Tourenkameradin im kleinen Massiv von Caroux, am Ende der Cevennen, dessen Granitwände allen Anforderungen genügen können, gründlich trainiert hatten. Die zweite Bergtour führte Frau Lonjon mit Georges Fraissinet auf die Nordflanke des Dru!

Vier Marseillanern, R. Duchier, R. Gabriel, Georges Livanos, der grosse Forscher der Calanques, und C. Magol gelang es, die grossen Platten im untersten Teil der Nantillonsflanke des Grépon durch eine äusserst anstrengende Kletterei zu überwinden und die Ryan-Route zu erreichen, womit zum erstenmal die ganze Flanke begangen wurde.

Zwei Instrukturen der Ecole de Haute Montagne und des C.N.A.S., Maurice Lenoir (Montpellier) und Pierre Leroux (Paris) haben gleichfalls die erste Begehung des unteren Teiles der Chamoniexflanke der Grands Charmoz vollbracht. Diese

wunderschöne Kletterei wird sicher bald zu den klassischen zählen. Am Fusse des Burgener-Kamins lenkten sie in die Normalroute der Traversierung ein.

Endlich haben Pierre Allain und A. Fix als erste die Nordwestflanke der Aiguille de Blaitière erklettert, eine langwierige, äusserst schwierige Kletterei.

Da es keine neuen Wege mehr zu erforschen gibt, trösten sich die besten Kletterer mit der Wiederholung der schönen, schweren Touren. Diesen Sommer waren diese so zahlreich, dass man wohl glauben darf, vor einer neuen Entwicklung zu stehen. Es ist beachtenswert, dass die meisten dieser Wiederholungen führerlos gemacht werden; fast immer sind es Pariser und Professionelle städtischer Herkunft.

Wir wissen, dass öfters in Chamonix einzelne, bisher wenig beachtete Touren plötzlich in Mode kommen. So 1928 und 1929 die Aiguille Mummery, 1930 die Ostflanke des Grépon. Dieses Jahr standen die Aiguilles du Diable, der Ryangrat der Aiguille du Plan und die Dru-Nordwand in Gunst.

Bisher 18mal geglückt, wurde die Traversierung der Aiguilles du Diable, mehr als 20mal, fast immer mit Erklatterung der Isolée, ausgeführt. Das Hochgebirgsdekor ist von einer phantastischen Grossartigkeit. Diese Tour wird sicher, wenn einmal die Schwebebahn des Col du Midi vollendet und das Wetter auf 4000 m günstig ist, so populär werden wie die Überschreitung Charmoz-Grépon. Abgesehen von den vier Metern der Schlüsselstellung der Isolée, die sehr schwierig, aber nicht luftig sind, ist die Kletterei elegant und nicht übermüdend, im Stil derjenigen des normalen Weges der Aiguille Mummery, vielleicht etwas bequemer.

Der Ryangrat der Aiguille du Plan, der schönste Weg, den Franz Lochmatter in den Aiguilles von Chamonix eröffnet hat, war bis jetzt 19mal bestiegen worden. Er wurde diesen Sommer mindestens 17mal gemacht. Er begeistert die Kletterer (indem er ihnen den Atem nimmt!) durch seine athletische, sichere, anhaltende Kletterei.

Die Nordflanke des Dru, bis jetzt 14mal bestiegen, wurde nicht weniger als 18mal gemacht. Die schwierigste Stelle des Originalweges, der 40 m lange Allain-Kamin, wird zwar beiseite gelassen, seitdem daneben ein bequemerer Durchgang entdeckt worden ist: Der Martinetti-Kamin. Dennoch ist und bleibt die Nordflanke des Dru eine mächtige Klettertour. Dass sie heute zu den klassischen Chamonixtouren zählt, ist wohl das klarste Zeichen der gegenwärtigen Evolution. Diesen Sommer hat eine Seilschaft die Wand in 5 Stunden 30 Minuten durchgeklettert, was bis jetzt die beste Zeit vorstellt. Die 18 Besteigungen dieses Sommers teilen sich in eine italienische, eine schweizerische, eine polnische und 15 französische Seilschaften.

Andere schwere Besteigungen sind ebenfalls im Begriffe, klassisch zu werden. So wurde der Ostgrat des Crocodile, der schönste Allain-Weg der Aiguilles von Chamonix, der es auf fünf Besteigungen brachte, zehnmal wiederholt. Diese Kletterei verlangt den höchsten Einsatz. Die Südwestflanke der Aiguille Mummery, bis jetzt fünfmal bestiegen, wurde dreimal wiederholt; 200 m hoch, bietet sie eine exponierte Kletterei von fast dolomitischem Charakter und endet mit einem Überhang im freien Himmel. Endlich wurde die Traversierung Plan-Blaitière, die beim Catman luftig abseilt und durch die Kamme des Fou wieder hinaufklettert, dreimal gemacht.

Die Nordflanke der Dent du Requin, 1945 durch die Führer James Couttet und Gaston Rébuffat erobert, wurde zum zweitenmal durch die Marseillaner G. Estornel, R. Gabriel und G. Livanos erstiegen und durch zwei Pariser Seil-

schaften wiederholt: J. Couzy und A. Fix; R. Ferlet, J. C. Ménégaux und G. Poulet. Die zweite Traversierung der Grandes Jorasses vom Col des Hirondelles zum Col des Grandes Jorasses gelang der polnischen Seilschaft W. Ostrowski, G. Piotrowski, S. Siedlecki, S. Worwa (29. bis 31. Juli, mit zwei Biwaks).

Die grossen Routen des Mont Blanc und der Aiguille Verte wurden mehrmals wiederholt, weniger jedoch, als man hätte erwarten können. Man musste zu bald mit blankem Eis und Steinschlag rechnen, was übrigens auch der Fall bei Eis- und gemischten Flanken anderer Gipfel war. Die Route Major, die Sentinelle Rouge und das Couturier-Couloir (an der Aiguille Verte) wurden je zweimal und der Innominatagrät durch vier Seilschaften, davon zwei französischen, begangen. Die Nordflanke der Aiguille du Midi (Eperon Frendo) wurde dreimal bestiegen. Ende Mai wurde die Aiguille Verte (Nant Blanc-Flanke) durch die Führer Louis Lachenal und Lionel Terray zum drittenmal direkt erstiegen.

Die Eröffnung der Drahtseilbahn des Col du Géant macht es den Seilschaften, die im Chamonixtal hausen, leicht, die italienische Seite des Mont Blanc zu erreichen. So wurde besonders der berühmte Südgrät der Aiguille Noire de Peuterey durch drei französische und zwei schweizerische Seilschaften erklettert.

Das schöne Wetter, die Trockenheit und die hohe Besucherzahl haben leider auch viele Unfälle nach sich gezogen. Wir haben dasjenige der Jorasses schon erwähnt. Viele andere sind zu beklagen, so ein Ausrutschen beim Abstieg des Brenvasporns, das zwei ausgezeichnete englische Bergsteiger mit dem Leben bezahlen mussten. In einer schwierigen Passage am Südostgrät der Aiguille de Blaitière fiel Paul Schermann zu Tode. Zahlreiche Bergsteiger wurden durch Steinschlag getroffen, so auch Edouard Frendo beim Abstieg vom Grand Dru.

Die zahlreichen Wiederholungen schwieriger Routen und die Rekordzeiten vieler Besteigungen beweisen, dass das mittlere Niveau der Bergsteiger sich sehr gebessert hat. Man kann sich jedoch zugleich fragen, ob die Felsklettere nicht schon ihren Höhepunkt erreicht oder sogar überschritten hat. Es zeigen sich unverhohlene Anzeichen einer Dekadenz.

Mit den Mauerhaken wird bestimmt übertrieben. Der Martinetti-Kamin der Dru-Nordwand und der Dièdre Frendo auf der Grépon-Route über die Aiguille de Roc waren diesen Sommer übersät von Mauerhaken und zu richtigen Leitern degradiert. Sowie die Schlüsselstellungen mit Haken versehen sind, werden sie leicht bezwungen; damit ändern die grossen Klettereien ihren Charakter und verlieren an Klasse und Rasse. Vergessen wir nicht, dass die ersten Eroberer der Nordwand des Dru im ganzen nur sieben Mauerhaken benützten, davon vier für den 40-m-Kamin, der nach Erkundung einer leichteren Variante nicht mehr begangen wird. Man dürfte annehmen, dass es zu einer Erstbesteigung mehr Haken brauchen würde als zur Wiederholung. Jedoch das Gegenteil trifft zu. Wir sehen sogar schlimmere Sachen. Während Einzelne mit Mauerhaken Übergänge forcieren, die durch freie Kletterei (mit Sicherungshaken allein) bezwungen wurden, ohne jedoch systematisch davon Gebrauch zu machen, haben andere nicht einmal die blasseste Ahnung, dass freies Klettern in schwierigem Terrain die normale Fortbewegungsart darstellt; sie gehen nie ohne Haken, Doppelseil und Schaukel vor.

Dennoch freuen wir uns darüber, dass die jungen Bergsteiger sich für die grossen Klettereien und die schwersten Touren begeistern und viele sich die Mühe nehmen, das Maximum aus den Möglichkeiten des freien Kletterns herauszuholen, was doch die höchste Vollendung des alpinen *Sportes* darstellt.

Wenn es auch stimmt, dass einige der besten jungen Kletterer aus egoistischen Bedenken alles andere vergessen, und dass sie sich aus Rivalitätsgründen Routen und Vorgehen diktieren lassen, sind doch viele dem Bergsteigerideal des grossen Alpinismus treu geblieben und vollbringen grosse Taten, lediglich zur eigenen Befriedigung. Der Alpinismus hat in unseren Bergen doch eine schöne Zukunft vor sich. Doch steht die Tatsache fest, dass – seitdem Erkundungen und Neufahrten fast vollständig ausfallen – eine neue und oft unangenehme Situation entstanden ist.

Wir können noch berichten, dass Chamonix sich diesen Sommer praktisch bemüht hat, die europäischen Bergsteiger wieder zusammenzubringen. Eine starke polnische Equipe, unter der Leitung von M. Siedlecki, genoss die Unterstützung der F.F.M. und der Direction Générale des Sports. Englische, belgische, schwedische und tschechische Kletterer nahmen an den Übungen der F.F.M. und angegliederter Vereine teil. Endlich rief die G.H.M. (Groupe de Haute Montagne) im C.N.A.S. in Praz de Chamonix eine internationale Versammlung bewährter Alpinisten zusammen, damit sie sich, trotz dem übertriebenen Nationalismus, der in Europa fort dauert, kennen und schätzen lernen.

So fanden sich in der zweiten Julihälfte und anfangs August Bergsteiger von sieben verschiedenen Nationen zusammen. Man beachtete besonders die Engländer David Cox und Robin Hodgkin, welcher die Expedition von 1938 am Masherbrum mitmachte; die Österreicher Wastl Mariner, einer der besten Tiroler Kletterer, Erwin Schneider, Mitglied der Kangchendzönga-Expedition 1930 und 1934 am Nanga Parbat; Leo Spannraft, Mitglied der Garhwal-Expedition 1938; der Belgier André Mallieux; Agostino Cicogna, einer der vielseitigsten italienischen Bergsteiger mit seinen jungen Kameraden; Franz Lochmatter, der Sohn des berühmten Führers von Sankt Niklaus, und natürlich einige der besten französischen Alpinisten.

Zahlreiche wichtige Touren wurden von den Teilnehmern durchgeführt: der Nordsporn der Pointe Walker, die grossen Routen des Mont Blanc, die Traversierung der Aiguille du Diable, der Ryangrat an der Aiguille du Plan, das Couturier-Couloir an der Verte, die Nordflanke des Dru, die Südwestflanke der Aiguille Mummery. Es soll jedoch nicht auf die einzelnen grossen Erfolge hingewiesen werden, sondern auf die schöne Kameradschaft dieser Zusammenkunft, die im Geiste der Freiheit zusammengerufen worden war. Viele herzliche Bande der Freundschaft und alpinen Bruderschaft wurden geschlossen.

In diesen unruhigen Zeiten ist diese so gut gelungene Manifestation ein glückliches Omen für das zukünftige Zusammenwirken der Bergsteiger aller Länder.

Lucien Devies

BERICHT AUS DER DAUPHINÉ

Da der Sommer so übermässig warm und trocken war, zeigte sich das Massiv der Ecrins dieses Jahr in ganz ungewohnter Wildheit. Alle Felswände, die sonst immer durch die weissen Flecken einiger Firne aufgehellt werden, boten dem Blick nur strenge rötliche Mauern dar, die sich scharf vom südlichen Himmel – ein fast ständiges sommerliches Attribut in der Dauphiné – abhoben. Sogar die

Nordflanken wiesen nur in den tieferen Kaminen noch einige Eisschollen auf. Die untersten Partien der Gletscher waren durch weite Geröllablagerungen fast vollkommen zugedeckt, und nur zuoberst fand man noch einige wenige erdbedeckte Firne vor. Dieses ausserordentliche Schmelzen wurde noch bedeutend verstärkt durch ein im Laufe des Aprils stattfindendes atmosphärisches Phänomen, dem man in der Gegend den Namen «Roter Schneefall» gab. Es fiel um diese Zeit durch Sandpartikeln (aus der Wüste Sahara) rotgefärbter Schnee. Der ganze Berg wurde in einen dicken rötlichen Mantel eingehüllt, was, sobald die Hitze einsetzte, die Schneeschmelze ausserordentlich beschleunigte. Da, im Gegensatz zum Mont Blanc, einem ausgesprochenen Gletschermassiv, die Wände der Oisansgipfel keine Firne mehr besitzen, gab es in dieser Gegend nur wenige Unfälle infolge von Steinschlag.

Das Massiv der Ecrins, das vor etwa zehn Jahren einen ziemlichen Zulauf erlebt hat, wird jetzt nur noch von einigen jungen Bergsteigern, die ihre erste Feuerprobe bestehen, und einigen alten, treuen Freunden besucht, da die Mont Blanc-Kette nach den Eroberungen der letzten Jahre in Mode gekommen ist. Für viele Alpinisten ist der Oisans ein zweitrangiges Massiv, das nur mittel-mässige Touren bietet, denn sie messen jetzt alles am Massstab der klassischen Routen, wie die Überquerung der Meije, der Ecrins usw. Jedoch, im Gegensatz zu dieser falschen Ansicht, bieten die einzelnen Gipfel dieses Massives Routen, die zum Teil den schwierigsten des Mont Blanc ebenbürtig sind, und das sowohl, was die Höhe der Wände als auch die Schwierigkeit betrifft. Schon 1912 konnte man gewisse Bergsteiger, wie den Führer Angelo Dibona, von Cortina, und Guido Mayer, von Wien, als die Pioniere der grossen Wände des Oisans bezeichnen. Ihre Routen: Die Südwand der Meije, der Dôme de Neige des Ecrins über die Bonnepierre-Flanke und der Coste Rouge-Grat an der mittleren Ailefroide werden heute noch als sehr schwere Touren gewertet. Wenn auch einige davon nicht viel Anklang fanden, da sie objektiv sehr gefährlich sind, erfreut sich dafür die Erkletterung des Coste Rouge-Grates, die sich in einem Rahmen von wilder Schönheit abspielt, einer ziemlich grossen Beliebtheit.

Von 1925 an erforschten die Brüder G. und J. Vernet die Wände, die das Glacier Noir-Becken umgeben. Sie eröffneten dort mehrere Wege, besonders die wunderbare Route auf der Südostwand der Ecrins, die 1400 m über dem Glacier Noir aufragt. Diese Route wurde mehrmals wiederholt. Wenn man auch wegen der Steinschlaggefahr im unteren Teil der Wand heute eine durch den Führer Jean Franco neu eröffnete Route über den Südpfeiler der Ecrins vorzuziehen scheint, bleibt sie doch das Schönste, was man auf dieser Seite unternehmen kann. In neuerer Zeit, nach 1933, eröffnete Maurice Fourastier neue Wege in den grossen Flanken des Massivs, speziell das Z-Couloir an der Nordwand der Meije, in Begleitung von Casimir Rodier. Diese Route, die sich in der wunderbaren Nordwand abwickelt, bietet sehr interessante Eisübergänge, besonders der untere Arm des Z, der durch einen ansteigenden, 55 Grad schiefen Eishang gebildet wird. Dann beging Fourastier mit Alexandre Manhès und anderen Kameraden den Nordgrat der Pointe Puiseux des Pelvoux, eine Route, die es in sich hat, klassisch zu werden. Sie liegt fast ausschliesslich im Fels. Dann kam die Nordflanke der mittleren Ailefroide daran, mit Henri Lebreton und Alexandre Manhès. Diese Route verläuft im obersten Teil längs einem überhängenden Gletscher und bietet wunderbare Ausblicke auf dessen Seracs. Dann



Tent Peak (7363 m), gesehen vom Grat zwischen Tent Peak und Nepal Peak (erste Besteigung am 29. Mai 1939 durch E. Grob, I. Schmaderer und H. Paidar). Die beschattete, kleine, waagrechte Rinne nach der tiefsten Einsattelung war vor und nach der Besteigung der Biwakplatz. (Zum Artikel von M. Kurz: «Himalaya 1939–1946»)



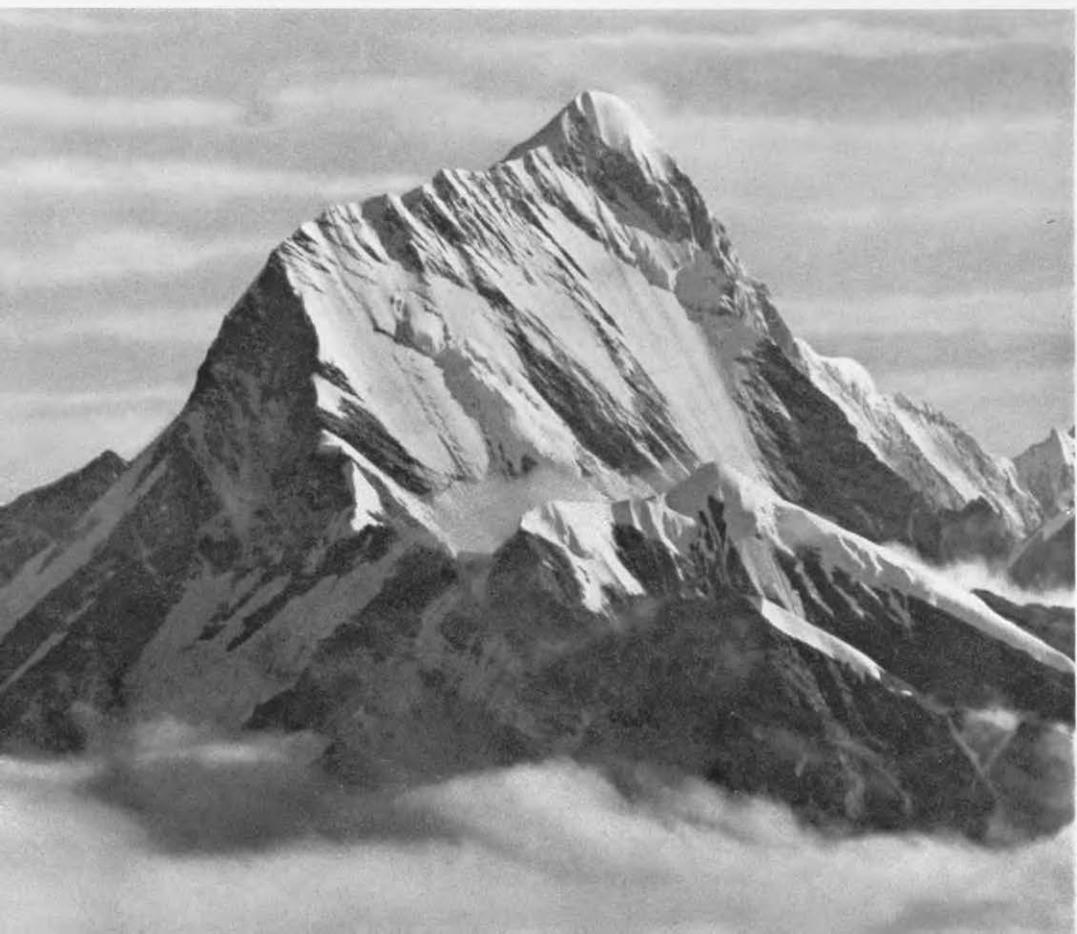


Panorama des *Rakaposhi* (7783 m). Zum Artikel: «Englisch-Schweizerische Karakorum-Expedition 1947» (Gyr-Kappeler-Tilman-Secord)



Oben: Aussicht vom *Snow Lake* gegen Norden: unbekannter Schneeberg (ca. 6700 m) auf der Biafo-Khurdopin-Wasserscheide. Unten: *Dunagiri* (7065 m), erste Besteigung durch A. Roch, F. Steuri und D. Zogg am 5. Juli 1939. (Zum Artikel von M. Kurz: « Himalaya 1939–1946 »).

Tafel 56



wurde, mit Maurice Laloue und Henri Lebreton, die Nordseite des Vallon des Etages in Angriff genommen; es ist dies eine wunderbare Tour an einer herrlichen Wand, im mittleren Teil leider ziemlich gefährlich. Sie benützt den Ausgang des grossen oberen Kamins. Endlich erstieg Fourastier mit Andéol Madier die Nordwand des Rateaus, sicher eine der prächtigsten Nordflanken des ganzen Massives, dessen Wände, besonders im obersten Teil, ziemlich genau senkrecht stehen. Diese zwei letzten Touren sind bis zum heutigen Tag nicht wiederholt worden.

Im Jahre 1934 erkletterten P. Allain, J. Leininger, J. Charignon und J. Vernet den Westgrat des Pic Sans Nom. Diese Tour bietet wunderbare Stellen und wird heute sehr oft gemacht. Ebenfalls im gleichen Jahr eröffneten P. Allain, J. Leininger und J. Vernet in der Südwand der westlichen Meije eine direkte Route, die jedoch auf der Höhe des Carré-Gletschers einen Umweg macht. Diese Route wurde dann 1935 durch P. Allain und J. Leininger wiederholt und in gerader Linie bis zur Spitze des Grand Pic geführt. Diese korrigierte Route, die ausserordentlich steil und wunderbar schön ist, wickelt sich in der grossen Südwand der Meije ab und ist es wert, klassisch zu werden. Der Fels ist hier vortrefflich, und die Schwierigkeiten können denen der Nordwand des Dru gleichgestellt werden. Im Gegenteil zu anderen Routen, die durch den übermässigen Gebrauch von Mauerhaken an Rasse verlieren, wird diese Route ihren Charakter beibehalten, denn bei einigen sehr exponierten Überhängen wäre es äusserst schwierig, neue Haken einzuschlagen. Dazu kommt, dass diese Wand nach Süden liegt und daher fast immer vollständig eisfrei ist. Endlich eröffneten L. Davies und Giusto Gervasutti von 1934 bis 1936 drei neue, phantastisch schöne Routen, einen Gratweg auf dem Südostgrat des Pic Gaspard und zwei in wunderbaren Wänden, der Nordwestflanke des Olans und der Nordwestflanke der Ailefroide, die im ganzen Massiv die grossartigste ist.

Im Laufe der Sommersaison 1947 wurden einige dieser grossen Routen neu begangen und eine neue Route in der Nordwand der Meije wurde durch G. Robino und den Führer A. Tobey am 3. August 1947 eröffnet. Diese Bergsteiger folgten der Route des Z-Couloirs bis zur Höhe des oberen Querarmes, dann stiegen sie über den Grat am rechten Ufer des Zentralarmes des Z bis zur Fall-Linie des Gipfels des Grand Pic, den sie über eine übermässig steile, felsige Rippe erreichten. Es gibt da, wegen des schlechten Felsens, sehr schwierige Überhänge. Da der Sommer so ausserordentlich trocken war, wurden sie mehrmals durch Steinschläge bedroht.

Diese neue Route stellt eine glückliche Ergänzung der Wege des Z-Couloirs dar und erlaubt, den Grand Pic direkt über die Nordwand zu erreichen. Im August, im Laufe der zehnten Besteigung, wurde die Südflanke der Meije über die «directissime Allain» durch P. Beylier mit dem Führer Lucien Amieux wiederholt gemacht. Bis zu diesem Tage war dieser direkte Weg nur zweimal gemacht worden, die anderen Seilschaften wählten den Umweg von 1934. Die Alpinisten J. Besson und R. Duplat führten die siebente Besteigung der Nordwand des Olans am 30. und 31. August aus, jedoch biwakierten sie, da sie durch das unsichere Wetter aufgehalten worden waren, ungefähr an der gleichen Stelle wie die ersten Besteiger. Die vierte Besteigung des Südpfeilers der Barre des Ecrins wurde am 17. August durch Dr. M. A. Azéma und G. Fraissinet gemacht. Zahlreiche Seilschaften machten den Coste Rouge-Grat, der leider dieses Jahr wegen der grossen Trockenheit nur einen äusserst brüchigen Fels aufwies, der

nicht wie gewöhnlich durch das Eis, das sonst immer dort zu finden ist, zusammengekittet war.

Die Nordwestflanke der Ailefroide wurde durch M. Laloue und P. Pâquet am 5. August im Laufe der fünften Besteigung in der sehr kurzen Zeit von 5 Stunden 45 Minuten begangen. Da das Wetter umschlug, wurde eine Variante gemacht, mit einem direkten Ausgang zur Nordostscharte des viereckigen «Gendarme» vor dem Gipfel. Im unteren Teil der Wand folgten sie der Variante, die den Zentralpfeiler umgeht und heuer übrigens in vorzüglichem Zustand war. Endlich wurden im Laufe der Saison in verschiedenen Wänden mehrere minder wichtige Routen eröffnet. Zu erwähnen wäre die Erstbesteigung des prächtigen Eiscouloirs im Nordhang der Bresche, welcher die Roche Faurio von der Pointe Xavier Blanc trennt, durch die Herren Croutaz, Duplat und Eberhard, am 25. Mai. Am 26. Juli bestiegen R. Duplat und P. Gendre zum erstenmal den Nordostsporn des Nordwestgipfels der Roche d'Alvau. Am 23. Juni erkletterten R. Baffie und G. Brésard den felsigen Sporn am linken Ufer des Couloirs am Nordhang des Col du Glacier d'Arsine. Endlich bestiegen am 22. Juni R. Chavand und F. Germain den Nordhang der Pointe Cézanne.

Zusammenfassend können wir all denen, die gerne schöne Touren machen, nicht genug anraten, eine Saison im Massiv der Ecrins zu verbringen. Sie werden dort die Freude haben, schwierige Kletterpartien unter einer fast provenzalischen Sonne zu erleben, da in dieser Gegend das Klima schon mediterranen Charakter hat und man ziemlich sicher mit gutem Wetter rechnen kann. Ausserdem wird ihnen der Zugang zu den Klubbütten den Genuss verschaffen, die grossen Täler des Massivs in einem bald idyllischen, bald strengen Rahmen zu geniessen und die heute so seltene Einsamkeit, die Charles Gos in seinem Buche «Solitude montagnarde» so vollkommen wiederzugeben verstanden hat, zu geniessen.

Maurice Laloue

AUS DEN BERGEN DES VELTLINS

Der Alpinismus der Nachkriegszeit im Veltlin ist durch einen grossen Zustrom von Besuchern gekennzeichnet, die kampieren und die bedeutenden Hütten benutzen oder fleissig die Sommer-Skischulen besuchen. Man kann auf eine eifrige Jugend zählen, die das Wagnis der Besteigung der Bergspitzen aufnehmen will. Die S.U.C.A.I. (Sezione Universitaria del Club Alpino Italiano) aus Rom hat in diesem Sommer sehr erfolgreich ein Camping in dem hohen Val Zebbru organisiert (inmitten der Region des Ortlers). Das Programm war wirklich lobenswert und könnte als Vorbild dienen.

Die Schutzhütten des Ortlers und der Bernina sind unbeschädigt und in vollem Betrieb. Man ist dabei, den Rifugio Marinelli zu vergrössern. Dagegen hat der Krieg in den Bergen von Masino schreckliche Spuren hinterlassen. Doch hat man fleissig mit den Ausbesserungsarbeiten begonnen.

Da die Schutzhütte Gianetti zerstört worden ist, gebraucht man wieder die alte kleine, benachbarte Badile-Hütte. Im Juli wurden zwei feste und bequeme «Biwakschachteln» eingeweiht. Die eine, die ganz in der Nähe des Passo di Mello

gelegen ist, wird denen, die von der Forno-Hütte kommen, um nach der Disgrazia zu gehen, willkommene Dienste leisten. Die andere ist zuoberst im Val Torrone gelegen, noch höher als die Schutzhütte Ferrario lag, die von einer Lawine zerstört wurde. Sie wird für den östlichen und mittleren Torrone dienen, für den Übergang des Passo di Val Torrone nach der Alievi-Hütte und des Passo di Cameraccio, mit Verbindung nach den Pässen von Chiareggio, Mello und Cecilia. Diese fest angelegten Biwaks, welche mit viel Sorgfalt nach der bekannten und geschätzten Type des C.A.I. gemacht wurden, sind sehr geräumig, praktisch und gut versehen mit Matratzen, Wolldecken, Primus-Heizern und Küchengeschirr.

Gestatten Sie mir, über ein geglücktes Unternehmen im vergangenen August mit meinem Sohn Nello zu erzählen – ein Unternehmen, auf das ich sehr stolz bin, da ich bereits gut 67 Jahre alt bin und mich aus bestimmten Gründen zu dieser Gegend hingezogen fühle: ich habe den ersten Kontakt mit den Gletschern im Jahre 1901 aufgenommen und bin seither immer gern dorthin zurückgekehrt. Besonders hegte ich den Wunsch, die alten Ortsnamen wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, die durch die nationalistische Voreingenommenheit gemieden worden sind.

Die Täler östlich des Cevedale sind von Leuten bewohnt, die ausschliesslich deutsch sprechen. Seit der Unterschreibung des Friedensvertrages ist es nunmehr eine unbestreitbare Tatsache geworden, dass der *Haut Adige* italienischer Besitz ist; aber wenn wir die Sympathien der Bevölkerung nicht verlieren wollen, müssen wir ihr kulturelles Erbgut, an dem sie so sehr hängt, respektieren.

Ursprüngliche Namen wie Königsspitze, Kreilspitze (übersetzt «Cima Graglia»), Thurwieserspitze, Cima Tuckett (umgeändert in Punta delle Baite!), Payerspitze (Punta del Cristallo – dabei gibt es ganz in der Nähe andere «Cristallo») preisen die Namen grosser Wissenschaftler und heischen Respekt.¹

Unser Programm war wirklich grossartig zusammengesetzt: Vom Stelvio aus aufbrechen und immer dem Hauptgebirgsrücken bis zum Pizzo Tesoro folgen.

Am Nachmittag des ersten Tages übersteigen wir die Cima dei Vitelli (3248 m) und den Monte Cristallo (3231 m), indem wir direkt die Nordwand emporklettern, die in diesem Sommer vom Fusse bis zur Spitze ganz vereist war. Nachher bezwingen wir alle Bergspitzen bis zum Ortler-Pass:

Geisterspitze oder Cima degli Spiriti (3465 m), Payer-Spitze (3439 m), Cima di Campo (3468 m), Cima Tuckett (3466 m), Hintere Madatsch-Spitze (3432 m), Schneeglocke (3413 m), Trafoier-Eiswand (3559 m), Thurwieserspitze (3650 m), Gr. Eiskogel (3549 m). Die Verhältnisse auf dem berühmten Bäckmanngrat waren ausgezeichnet. Darauf überqueren wir den Ortler (3899 m) auf den beiden berühmtesten Routen, dem Marltgrat und dem Hochjochgrat. Die Besteigung über den grossen Grat, der von dem italienischen Bergführer als «die grossartigste Felsroute des ganzen Gebietes» und von Putscheller in seinem «Hochtourist» als «ausserordentlich schön, ziemlich lang und schwierig und nicht ohne objektive Gefahren» bezeichnet wird, bietet in Wirklichkeit gar keine speziellen technischen Schwierigkeiten. Diese Besteigung ist aber sicher ermüdend und könnte für empfindliche Leute unangenehm sein. Insbesondere braucht man eine

¹ Auf der schönen Karte, «Gruppo Ortler-Cevedale» (1:50 000), des italienischen Touring Clubs, wurden die Ortsnamen sehr überlegt abgeändert, nach bestem Können und mit grösstem Verständnis, wie dies überhaupt zu diesem Zeitpunkt möglich war.

grosse Erfahrung in den Bergen: Mehr als 2000 m Höhenunterschied bei diesem besonderen Kalkfelsen, der mehr oder weniger verwettert ist und wirklich gefährliche Stellen besitzt, sind keine Kleinigkeit. Hier fanden der bekannte Franz Pinggera und sein Herr, der Graf Giuliani, den Tod. Der obere Teil ist sehr schön, einerseits überragt von den Seracs des Oberrn-Ortler-Ferner, der den Rothböck-Grat überdacht, andererseits sich über schwindelnde Schluchten erhebt, die von der Schück-Rinne her stammen, welche 1000 m tiefer in den «End-der-Welt-Ferner» taucht . . . ein sehr hübscher Name, der aber jetzt nur einen kleinen, von Trümmern bedeckten Haufen Eis darstellt.

Die Aussicht auf die grünende Oase von Solda (Sulden) wirkt beruhigend bei der beim Aufstieg immer herrschenden, nervösen Spannung. Diese Besteigung wäre viel einfacher, wenn man eine Schutzhütte an die Stelle bauen würde, wo der Hauptgrat im Aufschwung hervortritt. Auf diese Weise würde man sich den anstrengenden Aufstieg (Hunderte von Metern) bei Laternenlicht auf dem steilen Pfad im Walde des «Kuhbergs» sowie die wenig angenehme Durchquerung der Gendarmen des ersten horizontalen Gratstückes bei unbestimmtem Licht im Morgengrauen ersparen. Das Erreichen der grossen Kuppel durch die Schneide des eisigen Grates verleiht uns eine seltene Genugtuung, welche noch durch den schnellen Abstieg in das Val Zeburu und zu der Hütte des Quinto Alpini erhöht wird: *Ein Tag, der zählt...*

Nachdem wir uns in dieser Hütte gut ausgeruht haben, klettern wir auf das Hochjoch, und es macht wirklich Freude, den Zeburu (3740 m), die Königsspitze (3859 m), die Kreilspitze (3391 m), das Schötterhorn (3389 m), die Cima di Cedec und die Suldenspitze (3329 m) zu besteigen: ein rascher Gang, der den Liebhabern hoher Kämme wegen des herrlichen Ausblicks auf das Gebirge zu empfehlen ist. Die Königswand ist sicher eines der grossartigsten Monumente der Alpen!

Unglücklicherweise konnte mein Vorsatz nicht ganz ausgeführt werden. Als wir von der Casati-Hütte für einen langen, einfachen Marsch in Richtung des Tresero aufbrachen, mussten wir in der Branca-Hütte eines Schneesturmes wegen Unterschlupf suchen. Aber wir werden wiederkommen! *Alfredo Corti*

ENGLISCH-SCHWEIZERISCHE ZUSAMMENKÜNFTE IN AROLLA UND FIONNAY

Ali Szepessy Schaurek (AACZ) schreibt uns:

Angeregt durch das Meeting, das letztes Jahr vom Club Alpin Académique Genève mit dem Oxford University Mountaineering Club organisiert wurde, sind dieses Jahr sowohl der Climber's Club als auch der Cambridge University Mountaineering Club an den Akademischen Alpenclub Zürich gelangt, mit der Bitte, ihnen bei der Organisation von Bergtourenwochen behilflich zu sein.

Das Meeting mit dem Climber's Club fand in Arolla statt und dauerte zwei Wochen. Basile Bournissen war als ständiger Führer engagiert und die Herren Spörry und A. Szepessy stellten sich für je eine Woche als Instruktoren zur Verfügung. Ausser Touren im Gebiet um Arolla, ich greife nur einige, wie: Aiguilles Rouges,

Mont Blanc de Cheilon, Dent Blanche, heraus, wurde vor allem Wert darauf gelegt, die englischen Gäste in die Eis- und Schneetechnik und im allgemeinen in das Gehen im alpinen Gelände einzuführen. Dass die Rettungstechnik auf Gletschern speziell geübt wurde, muss wohl nicht ausführlicher erwähnt werden.

Aber die beiden Wochen in Arolla gaben auch zu regem Gedankenaustausch Anlass, der von beiden Seiten als sehr anregend empfunden worden ist.

Während es dem AACZ nicht möglich war, für den Climber's Club genügend Instruktoren zu stellen, so wurde die Woche mit dem Cambridge U.M.C. vollständig von Mitgliedern des AACZ geleitet, die auch die ganze Organisation in den Händen hatten. Die Zusammenkunft fand in Fionnay statt, da es in allen Beziehungen am günstigsten schien.

Der erste Tag wurde einem ausgiebigen Trainingsmarsch über Stock und Stein, Eis und Schnee, gewidmet, bei dem auch die Grundlagen des Stufenschlagens und des Gehens mit Steigeisen gelegt wurden. Es folgten weiterhin einige Touren, zum Teil nur im Fels, wie die Traverse der Avouillons, und zum Teil in Fels und Eis, wie der Grand Combin über den Westgrat. Selbstverständlich wurde grösster Wert darauf gelegt, dass die Engländer lernten, selbständig zu gehen, und so gingen bei den letzten Touren die Leiter: Franz Lochmatter, Ruedi Waser und Ali Szepessy meistens als letzte Seilschaft am gleichen Seil, um nur im Notfalle einspringen zu können. Unsere «Schüler», die natürlich auch die Technik der Spaltenrettung gelernt hatten, gingen auch in den letzten Tagen so gut, dass wir sie ruhig allein weiterziehen lassen konnten. Wir hatten ihnen vorher einen sorgfältig ausgearbeiteten Plan gemacht, der sämtliche schwereren Touren ausgeschlossen hat.

Dass die zehn Tage, die wir mit unseren Cambridger Freunden verlebt haben, wirklich ein Erfolg waren, lässt sich am besten mit den Worten charakterisieren, mit denen sie in der Cabane des Dix ihr Glas hoben, um von uns, die wir nach Fionnay zurückkehrten, Abschied zu nehmen: "*To very fine holidays*".

Während dieser zehn Tage zeigten wir den Engländern aber nicht nur das Drum und Dran der alpinen Technik. Wir versuchten, ihnen auch alle Schönheiten der Alpenwelt zu zeigen; Tiere und Pflanzen, Steine und Wolken sollten ihnen gleichermassen Freunde und Bekannte werden, wie sie es uns sind. Wir vergassen auch nicht, sie eindringlich zu warnen, dass zehn Tage nie genügen können, um die Erfahrung langer Bergjahre aufzuwiegen, und dass das grösste technische Können am Felsblock auf einem Alpengipfel bei Schlechtwettereinbruch – und oft auch sonst – nicht mehr alles bedeutet.

POLNISCHER ALPINISMUS IN DEN KRIEGSJAHREN

Das Jahr 1939 brachte den polnischen Bergsteigern einen sehr schönen Erfolg im internationalen Alpinismus, nämlich die Eroberung des Ostgipfels der Nanda Devi (7434 m). Leider wurde dieser alpine Erfolg durch die kriegerische Niederwerfung Polens im Herbst 1939 vollkommen in den Hintergrund gedrängt.

Seitdem ist für lange Zeit alle bergsteigerische Tätigkeit der Polen unterbunden gewesen.

Im Winter 1940 erschienen zwar wieder Besucher in der Tatra; es handelte sich jedoch um Menschen, die massenhaft den Grenzübertritt in die Slowakei versuchten, um von hier den langen Weg nach Frankreich anzutreten und dort als gute Polen in die wiedererstehende Armee einzutreten und für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen.

Das Bergsteigen war den Polen in ihrem Heimatlande von der Besatzungsarmee verboten, und Patrouillen und Razzien fahndeten nach den Patrioten, die sich in den Bergen versteckt hielten. Ausserdem bildete der fast vollständige Mangel an Ausrüstung und Bekleidung ein grosses Hindernis, dazu noch der Mangel an hochwertigen Nahrungsmitteln. Mit der Zeit fanden sich jedoch Mittel und Wege, diese Hindernisse zu überbrücken und in die geliebten Täler und Berge zurückzukehren, und der Besuch wurde ungeachtet der Schikanen und Gefahren immer häufiger.

Bemerkenswert ist, dass das Bergsteigen in dieser Zeit nicht nur von der alten Garde betrieben wurde, sondern dass auch Neulinge geschult werden konnten und verschiedene Klettergilden entstanden, so in Warschau, Krakau und Zakopane, in denen die Tätigkeit der alpinen Organisationen notdürftig fortgeführt werden konnte. Eine dieser Gilden sei besonders erwähnt, nämlich die Gruppe «Pokutnik» in Krakau, die ihre Tätigkeit in dem prächtigen Klettergarten in der Nähe der Stadt mit seinen bis zu 80 m hohen Türmen und Wänden entfalten konnte und sogar eine geheime Zeitschrift herausgab.

Der Polnische Tatra-Verein (Polskie Towarzystwo Tatrzańskie) hatte natürlich seine Tätigkeit einstellen müssen. Nur die Groupe Haute-Montagne (Klub Wysokogorski) lebte unterirdisch weiter und gab sogar seine Zeitschrift «Taternik» heraus. Es erschienen sieben vervielfältigte, reich mit Bildern versehene Nummern, zwei davon über den Himalaya.

Ein besonderes Kapitel bildete die Teilnahme der polnischen Bergsteiger im Maquis, besonders im slowakischen Aufstand von 1944.

Eine kleine Gruppe Polen hatte sich in der Schweiz eingefunden, wo sie den Klub Wysokogorski in Winterthur bildete. Dieser hat in den Jahren 1942 bis 1946 eine rege Tätigkeit entfaltet. Es wurden insgesamt 162 Touren mit 237 Gipfelbesteigungen, darunter 26 über 4000 m, durchgeführt. Den Haupterfolg bildeten die neunte Durchsteigung der Nordwand der Dent d'Hérens auf der Welzenbachroute am 17. Juli 1945, der erste Abstieg über die Nordostflanke des Piz Bernina am 19./20. September 1943 und die zweite Durchsteigung der Nordwestwand des Piz Rusein am 5. August 1945.

Ing. W. Ostrowski, einer der Teilnehmer an der Anden-Expedition von 1934, wurde durch die Kriegsereignisse nach Afrika verschlagen und nützte die Gelegenheit, um den Hauptgipfel des Kilimandscharo und den Kibo (Kaiser-Wilhelm-Spitze, 6010 m) zu ersteigen.

Im Ruwenzori weilten im Jahre 1943 auch Ing. J. Golcz, M. Makowski und J. Skolimowski. Nach ungefähren Mitteilungen sollen sie die Ostwand der Punta Alessandra erstmals begangen haben. Golcz hat ausserdem auch den Kibo bestiegen.

So wird ersichtlich, dass die Entwicklung des polnischen Alpinismus durch den Krieg merkwürdigerweise einen neuen Aufschwung bekommen hat. Erfreulich

ist es auch, dass in der Tatra die grossen Bergfahrten, auch Winterersteigungen, gegenüber den kurzen Klettereien bevorzugt wurden.

Diese Fahrten berechtigen zu grösseren Plänen, und so wurden auch solche vorbereitet. Im Sommer 1947 sollte zum erstenmal nach dem Krieg eine Expedition in den Pamir, bzw. in den Kaukasus, unternommen werden. Leider erhielten die polnischen und tschechoslowakischen Bergsteiger die Einladung der sowjetischen alpinen Vereine erst für das Jahr 1948, und zwar zu einer gemeinsamen Expedition in den Pamir.

So musste man sich für dieses Jahr mit näheren Zielen begnügen, und in aller Eile wurde eine Bergreise in die Mont-Blanc-Gruppe organisiert, die sehr erfolgreich verlief.

Maciej Mischke, Krakau

DER NORDGRAT DER DENT BLANCHE

Dieser Grat wurde während des Sommers 1947 fünfmal begangen; auch er scheint klassisch zu werden. Nachstehend fassen wir kurz zusammen, in welcher Zeitfolge die Besteigungen gemacht wurden:

1- W. Kropf mit Jean Genoud und Michel Savioz, *im Abstieg*, 9. bis 10. September 1926 (Alpes 1927, 347-355).

2- I.A. Richards und seine Frau, mit Joseph Georges (*le Skieur*) und seinem Bruder Antoine, *im Aufstieg*, 20. Juli 1928 (A. J. 1928, 376-377; 1931, 276-283).

3- André Roch, Georges de Rham, Alfred Tissières, Gabriel Chevalley, 2. August 1943 (Alpinisme 1945, 209-216).

Man hat uns die Besteigung eines gewissen Rigoni von Genf im Jahre 1944 bekanntgegeben, aber es war uns unmöglich, darüber eine Bestätigung oder irgendeine Auskunft zu erhalten. Diese Seilschaft hat sich im Hüttenbuch von Rossier nicht eingetragen.¹

4- Martial Perrenoud und R. Mouthy (Biel), 23. bis 24. Juli. Diese Bergsteiger (aus dem Mountet kommend) lagerten im Freien in der Nähe der Scharte, die unten auf der Seite 138 des GAV. II erwähnt ist, und sie führten die Besteigung am 24. Juli zu Ende (Mitteilung des Führers Rémy Theytaz). Diese Gruppe steht auch nicht im Buch der Rossier-Hütte. Wahrscheinlich hat sie den Abstieg nach Schönbiel unternommen.

5- Emlyn Jones (AC) mit Rémy Theytaz, 24. Juni 1947, auf der Route von Jos. Georges. Aufbruch von Mountet um 00.30 Uhr, Gipfel 14.30 Uhr.

¹ Die Eintragungen beginnen im Sommer 1944 am 25. Juli; unglücklicherweise sind die alten Bücher in der Hütte geblieben! - P.S. Diese Besteigung wurde später verneint!

Bei dieser Gelegenheit möchten wir hier noch Herrn Jacques Martin, dem Verwalter der Rossier-Hütte, danken, der uns freundlicherweise die Eintragungen, die den Nordgrat betreffen, zur Verfügung gestellt hat. Er schreibt uns, dass der Ferpècle-Grat (W) während des Sommers 1947 von 13 Partien erklettert worden ist, die von Rossier aufbrachen.

13 andere Seilschaften sind gleichfalls vom Mountet über den Viereselsgrat gekommen. Was den Südgrat anbelangt, so wurde dieser von mehr als 500 Personen bestiegen. (Nach «Les Alpes» 1947, 237*, sollen mehr als 60 Seilschaften vom Mountet zum Viereselsgrat aufgebrochen sein?)

6- Frau Barbara Behrens (Holland) mit Pierre Mauris und Roger Parisod, 25. Juli 1947. Aufbruch von Bricolla (Rossier-Hüttenbuch). Variante Roch.

7- René Longchamp (Rosée des Alpes, Genf) mit Henri Salamin und Vital Vouardoux (Grimentz), 28. Juli 1947. Aufbruch von Bricolla 00.35 Uhr, Gipfel 12.10 Uhr (Rossier-Hüttenbuch).

8- Gabriel Chevalley (Bex), J. J. Fatton (Lausanne) und Alfred Tissières, am 1. August 1947. Aufbruch von der Rossier-Hütte. Doch das Hüttenbuch bemerkt hierzu: «Weg von der Rossier-Hütte zum Col de la Dent Blanche nicht empfehlenswert.»

WESTWAND DES SCHALIHORNS

Edouard Wyss-Dunant mit André Theytaz, 28. Juli 1947.

Von einem Biwak in den hochgelegenen Rasenflächen des kleinen Tales von Arpitetta (ungefähr bei Punkt 2741,7) muss man den südlichen Arm des Weiss-hornngletschers aufsteigen und so den Fuss der Westwand des Schalihorns erreichen (zirka 400 m im Südwesten des Punktes 3235 m; 1¼ Stunden).

Eine Gletscherbucht führt zu einem breiten Trümmerband. Man muss diesem von rechts nach links bis zu zwei Dritteln seiner Länge folgen. Dort beginnt ein Kamin, über den man zu einem höhergelegenen, gleichartigen Band gelangt. Man folgt diesem Band nach links bis zu einem Eisfleck, dessen Fuss man entlanggeht. Hierauf ersteigt man die darüberliegenden Felsen, indem man schräg rechts abzweigt und zu einer Felsrippe kommt. Diese geht in eine schneeige Verschneidung (Eis) über, die östlich aufsteigt und den Nordgrat des Schalihorns, zirka 500 m vom höchsten Punkt erreicht (also näher am Schalijoch als am Gipfel). Man folgt der Verschneidung oder – je nach den Verhältnissen – deren südlichen Felshang (3 Stunden). Auf dem Nordgrat trifft man die Route (357), die in zwei Stunden auf den Gipfel führt.

Vom Gipfel stieg die Seilschaft in ¾ Std. zum Hohlichtpass hinunter, stieg zur nördlichen Moming-Spitze (¾ Std.) empor, ging innert 2 Stunden zur Südspitze und erreichte die Schulter (4017 m) des Rothorns in 2¼ Stunden. Von dort gelangte sie in 2 Stunden zum Mountet, wo sie 120 Personen vorfand (Mitteilung vom EWD., der eine Schutzhütte im Zirkus von Arpietta erstellen möchte).

Wyss empfiehlt seinen Weg nicht nur für das Schalihorn, sondern vor allem auch als Zugang zum Schalijoch; er glaubt, dieser Weg würde üblich werden. Wir zweifeln daran.

Was die westliche Flanke des Schalihorns in der Gipfel-Fall-Linie anbelangt, so weist sie einen vom Steinschlag gefährdeten Abgrund auf, der wirklich nichts Anziehendes hat. Deshalb wurde er auch bis heute gemieden.

SÜDOST-GRAT DES SCHALIHORNS

Dieser Grat wurde am 21. August 1947 von Wilhelm Preiswerk und Ernst Hodel (Basel) wieder bestiegen, die davon begeistert sind.

Die Felsen sind fester als diejenigen des Gipfelgrates, der vom Schalihoch aus ansteigt. Preiswerk ist davon überzeugt, dass dies die beste Route zwischen der Weisshornhütte und dem Schalihorn sei. Die Route ist unter Nr. 358 im II. Band des «Walliser Führers» (1947) beschrieben.

CLUB ALPIN ACADÉMIQUE GENÈVE

Dieser Klub ist schon 1927 in Genf gegründet worden, musste aber leider seine Tätigkeit im Jahre 1933 wegen des geringen Mitgliederbestandes aufgeben. 1942 bildete er einen neuen Bergsteigerkern, der bis 1944 immer mehr Anhänger fand und um diese Zeit offiziell wieder als C.A.A.G. im Einverständnis mit den Universitätsbehörden Genfs zugelassen wurde. Heute zählt der Klub zirka 30 Mitglieder, wovon 15 ganz besonders aktiv sind. Es ist dies der einzige C.A.A. in der Westschweiz, während in der deutschen Schweiz akademische Alpenklubs in Basel, Bern und Zürich bestehen.

Im August 1946 organisierte der Klub ein «akademisches, alpines Treffen» mit dem akademischen Alpenklub von Oxford (Oxford University Mountaineering Club). Diese Zusammenkunft in der Mountet-Hütte bildete den Anfang zur Wiederaufnahme der internationalen alpinen Verbindungen. 20 Bergsteiger, 10 Engländer und 10 Schweizer, fanden sich ein. Bei dieser Gelegenheit nahm man Fühlung miteinander und befreundete sich. Das Treffen erwies sich als grosser Erfolg. Verschiedene schöne Ausflüge wurden gleichzeitig gemacht, unter anderem das Weisshorn und die Dent Blanche über den Viereselsgrat.

In diesem Jahre (1947) wurde vom 13. bis 20. Juli in Arolla ein akademischer Alpinistenkurs für die Studenten der Universität Oxford organisiert. Die Lehrer waren Genfer Studenten.

Der C.A.A.G. hat sich die Aufgabe gestellt, seine zukünftige Tätigkeit auf den Alpinismus im Ausland zu richten und die internationalen Beziehungen in alpiner wie auch in akademischer Hinsicht zu fördern. Der Klub studiert jetzt den Plan einer Expedition in das Zentral-Sahara-Gebirge. Die Universität in Genf steht dem Projekt gutgesinnt gegenüber.

Zurzeit ist François Juge Vorsitzender des Klubs. Der Sitz ist: Café Berti, rue Conseil-Général.

Diese Auskunft wurde uns freundlicherweise von Herrn P. Denis, 17, chemin Garance, Genf, gegeben.

G.H.M. LAUSANNE

Auch die Schweiz besitzt eine Groupe de Haute Montagne, nämlich in Lausanne; sie ist vollkommen unabhängig vom S.A.C. und von der G.H.M. in Paris. Es ist übrigens die einzige G.H.M. in der Schweiz.

Lausanne hat keinen akademischen Alpenklub, so dass ein grosser Teil der Studenten der G.H.M. angehört.

Der Klub wurde im Dezember 1934 von einer Führerlosen-Gruppe gegründet, wozu das berühmte Paar Marius Blanc und Walter Widmer (erster Präsident) gehörte, ferner Louis Aellen, Henri Monod und René Morel. Der Anfang war sehr schwer und überschattet von schrecklichen Unglücksfällen. (Der Tod des Präsidenten auf der Aiguille Verte im August 1935, dann die Katastrophe vom August 1943 auf der Dent d'Hérens, Tournanche-Grat). Der Klub zählt 18 aktive und 39 ständige Mitglieder. Bis heute hat er erst ein Bulletin (im Jahre 1946) herausgegeben. Als jetziger Präsident zeichnet René Morel in Vevey (Chenevières, 1), wo gleichzeitig der Sitz des Klubs ist. Versammlungen finden im Lokal des C.A.S. in Lausanne statt.

ÖSTERREICHISCHE ALPENZEITUNG

Als Osterei haben wir voller Freude Nummer 1231 der «Österreichischen Alpenzeitung» erhalten, die seit dem Kriege zum ersten Male wieder herauskommt. Diese Zeitschrift ist mit einem hübschen, olivgrünen Umschlag versehen und trägt dieselbe Aufschrift wie ehemals, in alten, schwarzen, gotischen Buchstaben und gereicht dem guten Wiener Geschmack zur Ehre. Das Papier ist besser als vor dem Kriege! Bei den jetzigen Verhältnissen muss man sich nur fragen, wie unsere Kollegen dieses Kunststück fertiggebracht haben.

Der ehemalige Schriftleiter, Ing. Rolf Werner, hat sein Amt Herrn Dr. Paul Kaltenecker abgetreten. Für dieses Jahr beträgt der Abonnementspreis für die Schweiz 10 Franken, für Frankreich 200 Franken und für Italien 150 Lire. Zu den interessantesten Artikeln gehört der Aufsatz von Rudolf Stöcker (in Nummer 1234, Juli/August 1947), der eine Diskussion über die angenommene Grenze zwischen den östlichen und westlichen Alpen behandelt, und die Tabelle der neu geglückten Besteigungen in den Westalpen veröffentlicht (von den Berner bis zu den See-Alpen) von 1939 bis 1945, indem er die hauptsächlichsten Quellen angibt. Eine enorme Arbeit! Leider ist sie noch unvollständig, weil der ÖAK. nicht alle alpinen Zeitschriften erhält.

Man weiss, dass die ÖAZ. das offizielle Organ des Österreichischen Alpenklubs ist. Im Jahre 1938 wurde dieser unfreiwillig dem Deutschen Alpenverein (DAV.) angegliedert, bildete aber eine Art selbständige Sektion, die über ihre Selbstverwaltung immer sehr stolz gewesen ist. Jetzt hat der ÖAK. seine ganze Freiheit wieder erlangt . . . unter russischer Aufsicht und dem Präsidium von Herrn Dr. Carl Kirschbaum. Der Beitrag wechselt häufig. Leider sind keine lebenslänglichen Mitglieder vorgesehen. Der Klub zählt einige Ehrenmitglieder und bleibt eine auserlesene Schar von zirka 600 Bergsteigern.

Durch die Zensur behindert, ist der Klub auf Neuigkeiten sehr erpicht und interessiert sich besonders für Expeditionen im Auslande. Diesen Sommer konnten einige Österreicher in die Mont Blanc-Gruppe kommen; dank des guten Wetters sind ihnen schöne Touren gelungen.

Die Adresse des Klubs und der Redaktion ist immer dieselbe: Getreidemarkt 3/II, Wien 6.

COMBIN DE CHESSETTE ODER TSESSETTE (4141 m) ÜBER DEN NORD-GRAT

Jean-Jacques Kaspar und Pierre Rouyet (Lausanne), 4. August 1947.

Dieser Grat ist auf Seite 202 im «Walliser Führer», Band I, beschrieben.

Es ist ein leichter und breiter Schneeegrat, auf zirka 4000 m Höhe, durch eine senkrechte Eiswand unterbrochen, die auf der östlichen Flanke auf sehr steilen, ziegelartigen Platten umgangen werden muss.

Dieser Umgang wurde zum ersten Male 1925 versucht, und zwar von I. A. Richards mit Joseph Georges (le Skieur) unter sehr schlechten Verhältnissen. Er scheint in der Folge verschiedene andere Karawanen zurückgehalten zu haben.

Die beiden jungen Führerlosen, Kaspar und Rouyet, machten sich die ausserordentlich guten Umstände dieses Sommers zunutze; es gelang ihnen, das schwere Hindernis zu bezwingen. Von der Panossière-Hütte aus erreichten sie die «Luke» (3644 m), indem sie die Routen 446 und 439 zusammenlegten.

Von dieser «Luke» bis zum Fusse der Eiswand steigt man über steile Schneehänge, indem man die auf der linken Seite (östlich) emporsteigenden Felsen benutzt. Der senkrechte Eishang (zirka 25 m hoch) kann auf der Ostseite über lockere Felsplatten umgangen werden, die durch festere Stufen geteilt sind und den Übergang gestatten. Diese Felsenpartie ist sehr abschüssig, 30 bis 40 m lang und 20 m breit und erhebt sich über dem Tsessette-Gletscher, der 1000 m tiefer liegt. Sie ist ganz und gar vom Schmelzwasser durcharieselt und den Eisstürzen, die von der Eiswand herrühren, ausgesetzt. Für die Sicherung sind Haken empfohlen. Dann folgt ein kleines, 5 m breites Couloir, das man horizontal überqueren muss, um eine lockere Felswand zu gewinnen. Wenn man sie direkt erklettert (zirka 10 m), so führt sie zu einem breiten, ansteigenden Band.

Danach muss man einen sehr steilen Schneeang emporsteigen, gerade bis unter die senkrechte Schnee- und Eismauer des Firstes. Diese Mauer war an der niedersten Stelle 3 m hoch. Die Felsplatten wurden erst um 12.45 Uhr in Angriff genommen und der Gipfel um 16 Uhr erreicht. Also waren beinahe 3 Stunden nötig, um dieses Hindernis zu bezwingen, das einzige der ganzen Besteigung (nach den Notizen des J.-J.K.).

SCHÖN UND WARM, WOLKENLOSER HIMMEL IN DER GANZEN SCHWEIZ

Diese Ansage haben wir zur Genüge während des Sommers 1947 gehört! An Jahre, wie 1906, 1911, 1921, 1923 und 1945 werden sich die Bergsteiger erinnern, aber das Jahr 1947 übertrifft alle zusammen dank des ausserordentlich schönen, beständigen Wetters und der Trockenheit. Nach einem schneearmen Winter hatte der April sehr schöne Tage vom 10. bis zum 17. und ist übrigens bis zuletzt beinahe niederschlagslos geblieben. Die erste lange Schönwetterperiode begann am 24. Mai und dauerte bis zum 12. Juni, um nachher umzuschlagen. Am 24. Juni, zum St. Jannis, wurde es wieder sehr schön und warm.

Seit Anfang Juni waren die Verhältnisse auf den Bergen ausgezeichnet. Der Juli-Beginn war weniger schön auf der Nordseite als auf der Südseite der Alpen. Nach einem Schneefall am 11. Juli, bis zu 3200 m ungefähr, war das Wetter fast andauernd schön, besonders vom 21. Juli bis zum 5. August; es war gleichzeitig sehr heiss (38,8° in Basel, 42° im Süden Frankreichs).

Nach einigen Gewittern und wohltuenden Regenfällen, die uns an das Ende der Trockenheit glauben machten, setzte das schöne Wetter am 26. August wieder ein und war besonders herrlich vom 8. bis 20. September. Der Herbstbeginn schien einen radikalen Wechsel zu bringen, dennoch halten das unverwüstlich schöne Wetter und die Trockenheit auch jetzt, im Oktober, an.

Dieser Sommer wird den Vorteil gehabt haben, uns endlich einmal das wahre, spaltenreiche Aussehen der Gletscher zu enthüllen, weil sie ihrer Schneedecke beraubt waren. Hoffen wir, dass diejenigen, welche gewöhnlich die Gletscher ohne Seil überqueren, diesen seltenen Anblick nicht vergessen werden!

Am Ende dieser aussergewöhnlichen Saison mussten wir zugeben, dass die Berge im Sommeranfang grossartiger sind, wenn der Schnee noch nicht ganz weggeschmolzen ist. Man kann sich die Frage stellen, wo denn die Antipoden dieser Hochdruckzone waren? Es scheint, dass sie sich alle auf die Region von Hunza beschränkt haben, welche sonst eine der trockensten Gegenden der Welt ist. Tilman, ein sehr bekannter Himalaya-Forscher, welcher in diesem Sommer unsere Kollegen Gyr und Kappeler begleitete, behauptet, er habe nicht einmal in Assam, einer der feuchtesten Gegenden der Welt, eine so regnerische Jahreszeit erlebt . . . (Da kann man tatsächlich an eine verkehrte Welt glauben!)

Manche Führer behaupten, nach den mächtigen Lawinen dieses Sommers gebe es im nächsten Sommer keine Steinschläge mehr, denn die Steine seien schon alle heruntergefallen . . .

Im Gegenteil kann man befürchten, dass diese Lawinen das Gebirge erschüttert und viele Gegenden verlockert haben. Andererseits, wenn der Winter und insbesondere der Frühling nicht sehr schneereich sind, besteht die Gefahr, dass die Gletscher im nächsten Sommer nur schwer begehbar werden. Auf alle Fälle wird grösste Vorsicht geboten sein, sei es in den Felsen, sei es auf den Gletschern!

DER OSTGRAT DES MONT DOLENT (GALLET-WEG)

Herr Prof. Edmond Pidoux (Morges) schreibt uns: «Ich habe die Saison mit einer schönen Besteigung des Dolent auf dem Gallet-Weg beendet. Sicher werden Sie einige Einzelheiten darüber interessieren:

Ich bin von La Fouly mit Pierre Vittoz Sonntag, den 31. August 1947, um 3.20 Uhr, aufgebrochen und habe den Grat in der Höhe der Nische erreicht [Karr aus hellen Felsen], wo wahrscheinlich auch Herr Gallet hinaufgestiegen ist.

Um zu dieser Nische zu gelangen, haben wir infolge des aussergewöhnlichen Abbröckelns der Felsen nicht den direkten Weg gewählt. Wir sind über eine Wand auf dem rechten Ufer eines schmalen Couloirs gestiegen, das westlich des P. 2692 TA mündet. Diese Wand hatten wir schlecht berechnet und uns deshalb eine sehr harte Kletterei eingebrockt.

An der Spitze der Nische angekommen (ziemlich weit östlich vom P. 3074), sind wir haarscharf dem Grat bis zum Gipfel gefolgt, ohne ihn zu verlassen, so wie es Herr Preiswerk gemacht hatte, besonders beim P. 3420, wo ein ganz neuer Seilring ihm dazu diente, den Abstieg in den Bergschrund nordwestlich des Grates zu erleichtern. Dieser Seilring hatte noch eine zweite Schlinge, die viel älter und beinahe verfault war.

Vom P. 3420 bis zum Fusse des «Daches» ist die Kletterpartie sehr schön und auf einem ganz schmalen Grat vor allem luftig. Gerade vor dem «Dach» kann man einen grossen, steilen Turm in der Nähe seiner Spitze links umgehen. Nach diesem Turm hätten wir den Gipfel erreichen können, indem wir die Schneehaube linker Hand umgangen hätten (SE). Das wäre ein sehr einfacher Weg in den brüchigen Felsen gewesen, und auf diese Weise hätten wir den Gipfel des Dolent erreicht, ohne den Schnee zu berühren. Es war in diesem trockenen Jahr ja möglich, den Dolent auf dieser Route ohne Pickel und Steigeisen zu erklimmen! Dennoch haben wir es vorgezogen, zwei Stunden zu hacken, indem wir die Wächte benutzten, wie Sie das im Jahre 1907 gemacht haben. Da wir nach eigenem Belieben diesen schönen Ausflug verlängert haben, sind wir erst um 13 Uhr auf dem Gipfel angelangt.»

THE ALPINE CLUB

Infolge des Krieges zählt dieser Klub heute nur noch 565 Mitglieder. Jene Mitglieder, die der Achse angehörten, wurden natürlich ausgeschaltet; nach der Unterzeichnung des Friedens werden sie wahrscheinlich wieder das Recht haben, einzutreten.

Der jetzige Präsident ist Dr. Tom G. Longstaff, der durch seine Forschungsreisen im Himalaya und seine Eroberung des Trisuls (7120 m, siehe Skizze Seite 139) im Jahre 1907 berühmt geworden ist. Es handelt sich hier auch um einen alten Bekannten unserer Alpen, wo er viele Ausflüge unternommen hat. Es besteht eine Vereinigung britischer Mitglieder des SAC (Association of British Members of the S.A.C.). Dagegen sind die Schweizer rar, die dem Alpine Club angehören. Es sind dies (Eintrittsdatum eingeklammert):

Walter Amstutz (1929), Günter Dyhrenfurth (1914–1915, 1930), Henri Faes (Ehrenmitglied 1927), Charles Gos (1935, Ehrenmitglied 1939), Gustav Hasler (1901–1905, 1918), Oskar Hug (1934), Marcel Kurz (1921), Paul Montandon (Ehrenmitglied 1918), Georges de Rham (1945), André Roch (1945), Ruedi Schmid (1947), Adrian Schoch (1936), Pierre de Schumacher (1931), Cornelis Tromp (1921), V. Umbricht (1946), Alfred Zürcher (1928).

AMERICAN ALPINE CLUB

Seit 1947 ist Lt. Colonel Walter A. Wood Vorsitzender des Klubs und ist auch uns nicht unbekannt.

Wood hat einen grossen Teil seiner Jugend im Welschland verbracht und spricht flüssend französisch. Im März 1927 ist es ihm zusammen mit dem jungen Jean-Pierre Vittoz und den Cretetz von Champex gelungen, den Mont Blanc mit Skiern über den Col du Midi und den Mont Maudit (Alpen 1927, 231–233) zu besteigen.

Im vorigen Jahre, um die gleiche Zeit, haben dieselben Bergsteiger die Dent Blanche von Schönbiel aus zu besteigen versucht, aber sie wurden beim Grand Gendarme von einem heftigen Winde aufgehalten (AAJ. 1934, 193–194). Diese Winterausflüge waren für Wood nur Vorbereitungen für grosse Unternehmungen in Alaska, wo es ihm gelang, mehrere hohe Gipfel zu erreichen, unter anderen auch den Mt. Steele (5073 m) im Jahre 1935.

1930 kam er nach Zürich zurück, um seine Studien am Polytechnikum zu beenden; er spezialisierte sich im Auftrag der American Geographical Society in der Stereophotogrammetrie. Auf diese Weise wurde er Topograph der Expedition Cabot in der Sierra Nevada von Santa Marta (Kolumbien), wo er Gelegenheit fand, mehrere Gipfel von 5000 m Höhe zu erreichen und die Grundlagen für eine ausgezeichnete Karte 1:100 000 mitbrachte, die in der Geographical Review erschien. Während des Krieges war Wood Militär-Attaché in der amerikanischen Legation von Ottawa (Kanada). Wie man sieht, hat und macht Wood eine glänzende Karriere.

Sein Vorgänger, der den Vorsitz des A.A.C. hatte, war John C. Case, ein junger Mann, der in unseren Alpen im Jahre 1911 anfang und damals schon eine aussergewöhnliche Neigung für das Gebirge zeigte. Zusammen mit den Brüdern Finch erstieg er im schönen Sommer 1911 den Monte Rosa von Macugnaga, den Zmuttgrat, die Jungfrau über den Guggi und vollführte die Überschreitung des Eigers. Wie man sieht, ist der A.A.C. in guten Händen . . .

MACUGNAGA

Montano Lampugnani, der jüngste Sohn des betrauten Giuseppe¹, selber ein grosser Alpinist, der würdig ist, Nachfolger seines Vaters zu sein, schreibt uns:

«Das herrliche und seltene Wetter hätte es uns erlaubt, die schwierigsten Wege zu wagen, aber der Mangel an Schnee hat verschiedene Wege fast unzugänglich gemacht.

In der zweiten Augushälfte mussten vier Karawanen, die von Marinelli zur Dufour aufgebrochen waren, infolge Steinschlages wieder den Rückzug antreten.

Ettore Zapparoli, der bekannte Einzelgänger des Crestone Innominato, hat selber erfolglos um diese Wand gekämpft, ohne zu enthüllen, was er vorhatte . . .

¹ Die Gräber von Giuseppe (Pinin) Lampugnani (Gefährte der Brüder Gugliermina) und dessen ältestem Sohn Carlo befinden sich auf dem Friedhof von Macugnaga, wo zwei gleiche Obelisk nebeneinander aufgestellt sind.

Die Cresta Signal (Ostgrat der Punta Gnifetti oder Signal-Kuppe) dagegen war in ausgezeichneten Verhältnissen und wurde von zahlreichen Partien bestiegen.

Ich selber bin 12 Tage lang auf den Findelen- und Gornergletschern Ski gelaufen, wobei ich als Standquartier die Sella-Hütte benutzte und zwei bis drei Nächte auf dem Alten Weisstor ein Obdach fand. Es war herrliches Wetter, und der Schnee war wunderbar.

Battista Gugliermi (74 Jahre alt), Francesco Ravelli und seinem Sohn Leonardo gelang am 14. August ein teilweise neuer Übergang von der Valsesia-Hütte zum Rifugio Resegotti. Sie kamen am Fusse des Perazzi-Couloirs, am Piano Ellerman und am Colle Signal vorbei.

Diese komplizierte Durchquerung brauchte mehr als 14 Stunden und ist als direkte Route nicht empfehlenswert. Die Route 183 des «Walliser Führers», Band III (Skizze Seite 159), ist vorzuziehen, die in vier Stunden von einer Hütte zur anderen führt.

Die Resegotti-Hütte scheint nicht unter dem Kriege gelitten zu haben. Was die Marinelli-Hütte betrifft, so ist diese offen, aber sie hat keine Decken mehr. Nötigenfalls kann man aber zwei oder drei Decken im Rifugio Zamboni in Pedriola borgen. Immerhin ist es besser, einen leichten Schlafsack mitzubringen.»

MONTE DELLA DISGRAZIA

Professor Alfredo Corti (Turin), der grosse Spezialist des Bernina-Bregaglia-Massivs, schreibt uns:

«Es ist bekannt, dass in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Topographen des Generalstabes der kaiserlich-österreichischen Armee, die von den edlen Formen dieses Berges und seines tragischen Namens wegen beeindruckt waren, vorschlugen, ihn in *Pizzo Bello* umzutaufen, doch ohne Erfolg. Dieser Name war wohl auf den Karten vermerkt, wurde aber nie von den Bergsteigern gebraucht.

Strutt führt in seinem *Climbers Guide* (1910), Romano in seiner *Mono-graphie* (Bollettino CAI, 1909) und im ersten *Führer* des CAI (1911), ferner Bonacossa in dem zweiten (1936), eine Übersetzung an, nach welcher dieser Name bis zur Familie Guai zurückgeht. Diese Übersetzung erscheint mir fraglich. Sollte der Monte dei Guai tatsächlich in Monte Disgrazia umgeändert worden sein?

Alles erklärt sich auf natürliche Weise, wenn man weiss, dass *Desgrascia* die letzten sehr kargen Weiden bezeichnet, die den nördlichen und nordwestlichen Fuss des Nordgrates des Pizzo Ventina schmücken, ein wenig unterhalb der Punkte 2648 und 2563 der italienischen Karte (2554 des Siegfried-Atlas), zur Rechten der Stirn- und Seitenmoränen der Vedretta del Disgrazia. Das ist eine wirklich abseits der Welt gelegene Gegend, die aber die Hirten der Almen von Sentieri, Zocca und Sissone sehr gut kennen.

«La Desgrascia» liegt also gegenüber dem Murettötälchen, über das nach Graubünden der ganze örtliche Verkehr und der Wein des mittleren Veltlins ging, solange die grossen Bernina- und Malojastrassen nicht gebaut waren. Von

dem Maultierweg des Muretto aus überrascht uns die herrliche und entzückende Aussicht auf diesen «erhabenen Berg, einmalig in seiner Art, der wie ein heiliger Altar am Himmel thront». Alle Reisenden, die das Glück hatten, den Muretto bei heiterem Wetter zu überqueren, werden vom Zauber dieser grossen Eis- und Felswand gebannt sein, die sie als ein Vorzeichen ihrer Ermüdungen betrachten. Diese Felswand erhebt sich über der *Desgrascia*, die – durch ein Wunder der Ortsbeschreibung – zum *Monte della Disgrazia* sich wandelte . . .»

HÖHENLAGE UND SAUERSTOFF¹

von *N. E. Odell*

In einer Sitzung zur Jahrhundertfeier der British Association in London im September 1931 legte Professor J. Barcroft FRS. der Sektion I eine Arbeit vor: «Die durch die Höhenlage der physischen Anstrengung gezogene Grenze.»

An der Diskussion nahm auch Dr. Raymond Green teil, der den Gipfel des Kamet (7755 m) erstiegen hatte, und ich, der Teilnehmer der Mount-Everest-Expedition 1924. Wir wollen versuchen, ein Résumé der Formulierungen zu geben.

Professor Barcroft erinnerte daran, dass die Arbeiten italienischer Gelehrter erwiesen haben, der Mensch könne, Sauerstoff statt Luft einatmend, unter einem atmosphärischen Druck bis 110 mm leben, wenn er unter diesen Bedingungen keine Muskelarbeit leiste. Neuere Forschungen von Barcroft, Douglas Keudal und Margaria haben ergeben, dass man mit Sauerstoffeinatmung 1000 Fuss per Stunde (300 m) steigen kann, selbst bei einem atmosphärischen Druck von 170 mm (der tiefer ist als derjenige auf dem Gipfel des Everest). Diese Beispiele beweisen, dass man, abgesehen von Terrainschwierigkeiten, mit Hilfe von Sauerstoff die höchsten Gipfel der Erde ersteigen kann.

Die benötigte Menge Sauerstoff beträgt ungefähr 1½ Liter in der Minute. Wenn eine Steigung von 5000 Fuss (1500 m) in fünf Stunden bewältigt werden soll, so würden dafür 450 Liter Sauerstoff verbraucht werden. Angenommen, die Hälfte dieses Quantums werde noch für den Abstieg gebraucht, so ergäbe sich für Auf- und Abstieg ein Totalbedarf von 700 Litern oder 1 m³.

Es stellen sich demnach folgende Fragen:

¹Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion des «Himalayan Journal» (1932, S. 91-95).

1. Wie kann ein Mann 1 m³ Sauerstoff tragen? 2. Wie kann er sich der Kohlensäure entledigen? 3. Wie kann man den Zufällen begegnen, die mit dem Gebrauch des Apparates verbunden sind, zum Beispiel der Bildung von Wasserdampf, der an kritischen Stellen zu gefrieren droht? 4. Welche Sauerstoffmenge ist über die theoretische Quantität hinaus nötig, um eine Sicherheitsmarge zu haben?

700 Liter Sauerstoff wiegen nicht mehr als 1 Kilo, aber das Gewicht eines gewöhnlichen Zylinders, der 1 m³ Sauerstoff enthält, ist sehr hoch. Welche Zylinder sind nun die leichtesten, um in ihnen Sauerstoff zu komprimieren? Wenn das Problem darin bestände, einem Taucher Luft zuzuführen oder für einen Soldaten einen Atmungsapparat zu erfinden, würde man eine sachverständige Kommission einsetzen, die zu einer befriedigenden Lösung gelangen würde. Prof. Barcroft meint daher, dass solche Lösungsversuche weniger kostspielig seien als bisherige und erneute Everest-Expeditionen, bei denen zudem noch Opfer an Menschenleben riskiert werden.

Der Diskussionsbeitrag von Dr. Green ist mir nicht mehr gegenwärtig, aber in einem Artikel der «Nature» vom 28. November 1931 meint er, dass zwei gegensätzliche Ansichten über den Gebrauch von Sauerstoff bestehen: Die eine erachtet dieses Gas für akklimatisierte wie nichtakklimatisierte Bergsteiger als gleich nützlich, während die andere diese Nützlichkeit auf Nichtakklimatisierte einschränkt. Beide Methoden lassen sich zwar nicht vereinigen, aber es sollte möglich sein, die Notwendigkeit der Angewöhnung auszuschalten, indem man Sauerstoff vom Fuss des Gebirges an verwendet und normal steigt, wie man das in den Alpen machen kann. Es stellen sich hier aber zwei Probleme: Zunächst ist es sehr schwer, einen Apparat so zu konstruieren, dass er die nötige Menge abgibt, ohne dass Sauerstoff verloren geht, während der Bergsteiger isst oder schläft; sodann ist noch kein Apparat erfunden worden, der ohne Panne funktioniert. Eine solche würde aber nahe dem Gipfel des Everest den Tod des Bergsteigers bedeuten.

Mein eigener Beitrag zur Diskussion lautete: Bei der zweiten Everest-Expedition erreichten Finch und Geoffrey Bruce eine Höhe von 8300 m, von 6400 m an Sauerstoff benutzend. Dagegen erreichten die vier gut akklimatisierten Bergsteiger der Mallory-Karawane ohne Sauerstoff eine Höhe von 8200 m. Die dritte Expedition von 1924 war mit verbesserten Modellen ausgestattet, und zwar mit drei Zylindern einer besonders leichten Legierung («Vibrac») von zusammen 1605 Litern Gehalt, was ungefähr 57 Kubikfuss Sauerstoff ausmacht. Bei

zwei Litern Verbrauch pro Minute ermöglicht dieses Quantum eine dreizehnstündige Steigung, den Abstieg inbegriffen. Das Gesamtgewicht betrug 33 Pfund. Es wurde später durch Ausschaltung eines Reservoirs und durch eine Änderung des Mundstückes auf 22 Pfund reduziert.

Wegen gewisser Funktionsmängel der Apparate, die auf dem Marsch nach dem Tibet durch unsachgemässe Behandlung entstanden, verstrich eine längere Zeit, bis eine genügende Anzahl von Apparaten für die Besteigungen zur Stelle war. In der Zwischenzeit wurden die Höhenlager installiert und die Bewältigung der letzten Steigungen ohne Hilfe von Sauerstoffapparaten in Aussicht genommen. Die Anstrengungen hatten die Mannschaft in einem Grade akklimatisiert, den bis dahin noch keine Bergsteiger erreicht hatten. Geoffrey Bruce, der sich 1922 des Sauerstoffs bedient hatte, verspürte diesmal durch dessen Anwendung keine namhafte Erleichterung. Ich selbst trug einen Apparat bis zur Höhe von 27 000 Fuss (8300 m), ohne in einer Höhe von 26 000 Fuss (7940 m) irgendeine Förderung von ihm erhalten zu haben. Nachdem ich den Gaszustrom geschlossen hatte, stieg ich ohne fühlbare Steigerung der Ermüdung weiter. Die Mannschaft hatte nach einem elftägigen Biwak in einer Höhe von 23 000 Fuss (7000 m) einen hohen Grad von Akklimatisierung erreicht.

Die Annahme Dr. Greens stimmt nicht, dass die nicht fühlbare Erleichterung auf einen Funktionsdefekt des Apparates zurückzuführen sei, der nicht genügend Sauerstoffzufluss in die Lunge zulies.¹ Im Gegenteil! Jeder reparierte Apparat war in tadellosem Zustand und verlor kein Gas; auch haben wir uns daran gewöhnt, am äussersten Ende des Mundstückes einzuatmen.

Die Akklimatisierungsmöglichkeit ist somit in einer Höhe von 27 000 Fuss (8000 m) erwiesen, und es besteht kein Grund zur Annahme, dass sie in einer Höhe von 29 000 Fuss (8840 m), das heisst in Gipfelhöhe des Everest, nicht möglich ist.

Bei der Rekordbesteigung bis 28 000 Fuss (8550 m) und mehr, ohne Sauerstoff, waren Norton und Somerwell zu einer sehr verlangsamten Fortbewegung gezwungen. Es ist aber daran zu erinnern, dass sie kurz vorher an einer Hilfsexpedition teilgenommen hatten und dass daher beim Aufbruch keiner von beiden in guter Verfassung gewesen ist.

¹ «Der zweite Fall betrifft eine Höhe von 27 000 Fuss (8300 m), in welcher Odell auf Sauerstoff verzichtete und sich ohne die Gasatmung besser fühlte. Ich nehme an, dass der Fehler im Apparat lag und dass die Erleichterung davon herrührte, dass Odell den Apparat nicht mehr zu tragen brauchte, zum Teil wahrscheinlich auch vom gewöhnlichen Wohlbefinden, das mit der Anoxernie verbunden ist.»

Mallory und Irwing¹ machten sich zu ihrer tragischen Besteigung mit Sauerstoffapparaten auf, aber wir werden nie erfahren, ob sie von ihnen Nutzen zogen und welchen. Auf alle Fälle beweist nichts die Richtigkeit der Greenschen Annahme, der Misserfolg sei auf einen Funktionsfehler in ihren Apparaten zurückzuführen.

Die allgemeinen Schlussfolgerungen hinsichtlich der Sauerstoffverwendung wurden bereits im Buche «The fight for Everest» 1935, Seite 329, dargelegt. Sie lauten: Für die Ersteigung eines Gipfels von so ausserordentlicher Höhe wie der Everest können sich Expeditionen für die letzten 100 m des Berges mit Vorteil der Sauerstoffapparate bedienen. Es empfiehlt sich, die Trainierung für die Höhenlage aufs gründlichste durchzuführen und den Gebrauch dieser Apparate lediglich als Massnahme für den äussersten Fall in Aussicht zu nehmen. Für den Everest ist diese Akklimatisierung bis zur Höhe der letzten Felder, das heisst bis zu 27 000 bzw. 28 000 Fuss (8300 bis 8600 m) durchzuführen, eine Höhe, welche die für den Endstart bestimmten Karawanen ohne zusätzliches Gewicht der Apparate erreichen müssen. Vergessen wir nicht, wie viele Träger durch die Hinaufbeförderung des Sauerstoffs bis in die obern Felder vollständig erschöpft und ausserstande waren, weitere Arbeit zu leisten.

Einfachere und leichtere Apparate, die diesen Erwägungen Rechnung tragen, wurden für 1925 vorbereitet und die Versuche in Snowdonia gemacht. Sie enthielten ungefähr 15 Kubikfuss ($1\frac{1}{2}$ m³) Sauerstoff und wogen 12 Pfund. Dergestalt ist die Belastung tragbar geworden; erfahrungsgemäss sollten sie für Notfälle genügend Sauerstoff liefern, wenn die Akklimatisierung bis zur genannten Grenze durchgeführt wird. So scheint denn das von Prof. Barcroft gestellte Problem durch einen Bergsteiger gelöst, der sich allerdings der Ratschläge des Ingenieurs nicht entschlagen konnte. Erinnern wir immerhin den Ingenieur und den Physiologen an die herrschende Meinung der Bergsteiger, dass der Everest und andere hohe Himalayagipfel die Ersteigung nur dann lohnen, wenn sie ohne künstliche Mittel erfolgen kann, da sonst der Sport zu einem Laboratoriumsversuch herabgesetzt würde. Im Interesse der Physiologie mag immerhin die Gelegenheit zu Experimenten benutzt werden; doch fragt es sich, ob das wichtige Problem der Akklimatisierung auf andere Art nicht besser studiert werden könnte als im Gebirge selber.

¹ Beide wurden zum letztenmal 150 Meter unterhalb des Gipfels des Everest beobachtet. Ein Nebel verhüllte sodann den Gipfel, und sie wurden nicht mehr gesehen. Später fand man einen ihrer Eispickel im grossen Couloir.

Bemerkung des Herausgebers¹

Darf ich mir zu den Ausführungen der Herren Odell und Dr. Green einige Schlussfolgerungen erlauben, die sich aus der letzten Besteigung des Kangchendzönga durch Paul Bauer ergeben?

Die Mannschaft Bauers war aus jungen Leuten zusammengesetzt, die sich im besttrainierten Zustand befanden. Vom Camp VI aus, das in einer Höhe von 16 800 Fuss (5100 m) gelegen ist, brauchte die Mannschaft 68 Tage für die Ersteigung einer Höhe von 26 000 Fuss (7950 m). Sie haben sich also akklimatisiert, und als sie sich zwischen 24 000 und 25 000 Fuss befanden (7300 bis 7600 m), auf einer Höhe also, auf welcher, nach einem Ausspruch Oberst Nortons, die Schwierigkeiten der Höhenlage erst wirklich beginnen, erlangte ihre Akklimatisation einen solchen Grad, dass sie 200 m in der Stunde steigen konnten, was an sich im tiefen Schnee der Hänge in 7600 m Höhe nicht leicht ist. Sauerstoff war weder nötig, noch machte sich ein Bedürfnis dafür geltend. Die Möglichkeit, sich in dieser Höhe so bewegen zu können, wäre wenige Jahre vorher unglaublich erschienen.

Die Bauerschen Erfahrungen bei der letzten Everestbesteigung lassen wohlbegründete allgemeine Schlussfolgerungen zu. Die Akklimatisierung ist bis zur grössten erreichten Höhe möglich, sie kann nicht erhastet werden, und eine Schnelligkeitstaktik ist nicht empfehlenswert. Man darf nicht einfach vorwärtsdrängen, sondern man soll einen Kurs einhalten, der sich gleichzeitiger Akklimatisierung anpasst. Bauer selbst, der fähigste unter der Mannschaft, zugleich derjenige, der sich am meisten ausgegeben hat, war immerhin der älteste (34 Jahre) und riskierte zuviel, als er auf Sauerstoff verzichtete. Trotzdem er vollständig akklimatisiert war, erlag er der Überanstrengung. Ein kleines Quantum Sauerstoff, für Notfälle in Vorrat gehalten, wäre im Camp von grosser Bedeutung gewesen, als er unter kritischen Bedingungen die Nacht verbringen musste, nicht mehr über die Kraft zum Abstieg verfügte und dem Erfrierungstod ausgesetzt war.

¹ Von Kenneth Mason.

DER BERG

*Er greift mit seinen Flügen
empor und wirft die Schatten,
sein Dunkel und Bemühen
in Schluchten und auf Matten.*

*In makelloser Reine,
umringt von Schnee und Eis,
strahlt er im Gipfelscheine
dem Herrn zu Lob und Preis.*

*Um ihn, den Ewigen, rinnt
traumselig Jahr um Jahr.
Der Mensch, der ihn gewinnt,
wird aller Mühen bar.*

H A N S R O E L L I

**ZUR ORGANISATION
DER HIMALAYA-EXPEDITION
1947**

NÜTZLICHE ERFAHRUNGEN, URTEILE UND WINKE

Welch grosses Verständnis einer schweizerischen Himalaya-Expedition entgegengebracht wurde, zeigt am besten die lange Liste der Firmen, die unsere Stiftung bei der Organisation und Durchführung tatkräftig unterstützten:

Aluminium AG., Menziken

AG. Alimentana, Kempthal

Anglo-Swiss Biscuit Co., Winterthur

A. Attenhofer, Sportartikelfabrik, Zürich

A. Baggenstos, Hermes-Schreibmaschinen, Zürich

Bally Schuhfabriken AG., Schönenwerd

Alfred Bhend, Eispickelschmied, Grindelwald

Beltex AG., Herrenwäschefabrik, Arzo (Tessin)

Bevita, G. Monnier, Lausanne

Ciba AG., Basel

Konservenfabrik Hero, Lenzburg

Christen & Co. AG., Bern

Corn Products Company Ltd., Zürich

Reformhaus Egli AG., Zürich

Eidgenössische Materialprüfungsanstalt, Zürich

Eidgenössische Kriegsmaterialverwaltung, Bern

Filtex AG., St. Gallen

Framex AG., Zürich

J. C. Fridlin, Gewürzmühle, Zug

J. R. Geigy AG., Basel

Gerber & Co. AG., Thun

Guigoz S.A., Duadens
Gröninger AG., Binningen-Basel
Gebr. Hoffmann, Blechemballagen- und Kartonagenfabrik, Thun
Hug AG., Fabrik diätetischer Nahrungsmittel, Malters
A. Hofer AG., Metzgerei, Bern
Hagmann & Co., Confiseriefabrik, Fehraltorf
Photohaus Helmerking, Zürich
Hoffmann-La Roche & Co. AG., Basel
Intertrade AG., Zürich
Grands Magasins Jelmoli S.A., Zürich
Kern & Co. AG., Aarau
AG. vorm. Kistenfabrik Zug
O. Kambly, Biscuits- und Confiseriefabrik, Trubschachen
Knäcke Brotwerke Murten AG., Murten
J. Kläsi, Nuxo-Werke, Rapperswil
Knoll & Co. AG., Liestal
Lükerol AG., St.Gallen
S.A. des produits alimentaires Lactissa, Lausanne
Metallwarenfabrik Zug
Nestlé S.A., Vevey
H. Nobs & Co., Münchenbuchsee
Pignons S.A., Ballaigues
AG. Protector, Basel
Montres Rolex S.A., Genf
W. Roosens & Co., Basel
Otto Ruff, Fleisch- und Wurstwarenfabrik, Zürich
Louis Sauter AG., Ermatingen

Herm. Salvisberg, Strauss-Apotheke, Zürich
Schweizerische Kreditanstalt, Zürich
Seilerwarenfabrik AG., Lenzburg
Chocolat Suchard S.A., Serrières-Neuchâtel
A. Sennhauser AG., Nahrungsmittelfabrik Helvetia, Zürich
Laboratoires Sauter S.A., Genf
Aktiengesellschaft vorm. B. Siegfried, Zofingen
Strickwarenfabrik Scheffmacher-König, Brig
Paul Steiger, Basel
Alfred Stöckli Söhne, Netstal
Standardwerke AG., Zürich-Dietikon
Alfred Sutter, Fabrikant, Münchwilen
Thommens Uhrenfabriken AG., Waldenburg
Tricouni S.A., Genf
Arthur Vetter, Zollikon-Zürich
Schweizerische Verbandstoff- und Wattenfabriken, Flawil
Gebr. Volkart, Winterthur
Oscar Weber AG., Zürich
Dr. Wander AG., Bern
Eugen Wenzel, Schneiderei, Zürich
Verkaufs-AG. Heinrich Wild, Heerbrugg
W. Wohlmann-Hack, Zürich

Ganz speziell erwähnen möchten wir eine Anzahl Firmen, deren Produkte unseren beiden dieses Jahr ausgesandten Himalaya-Expeditionen hervorragende Dienste leisteten, wobei wir uns darauf beschränken, ohne bestimmte Anordnung einiges von Ausrüstung und Organisation herauszugreifen und zu besprechen.

Für künftige Unternehmungen sind solche Erfahrungen von Interesse. Wir haben uns bemüht, diese Expeditionen nach Möglichkeit nur mit einheimischem schweizerischem Material auszurüsten. Dank dem Entgegenkommen der aufgeführten Firmen ist uns dies fast lückenlos gelungen, und es ist erfreulich, dass sich diese schweizerische Ausrüstung in vollem Umfang bewährt hat. Die schmückenden Beiwörter fehlen, gestalten aber das Urteil um so eindrucksvoller.

Bally Schuhfabriken AG., Schönenwerd. Bally Bergschuhe mit Sparta-Sohlen¹. «Wohlgeborgen sitze ich in der warmen Stube, und dennoch eilen meine Gedanken zurück zu den lichten Höhen des Himalayas, wo uns die Naturgewalten härteste Strapazen auferlegten.

Mit dankbaren Gefühlen denke ich dabei an unsere Gehwerkzeuge, die robusten Schuhe, die so viel bewundert und um derentwillen wir so oft beneidet wurden.

Wir hatten wenig Zeit, sie zu pflegen. Zudem waren die Pflegemittel anfänglich irgendwo im Transportgut untergegangen und lange nicht greifbar.

Doch unentwegt trugen sie uns, zuerst über staubige Strassen und Pfade, durch Gras, Wildbäche und endloses Geröll, höher und höher hinauf zum ewigen Schnee.

Besonders angenehm und elastisch war das Auftreten in den *Bally Sparta-Sohlen*: Viel zu ermüdend wäre ein griffiger Nagelbeschlag auf diesen meilenweiten Anmarschwegen.

Aber auch im zweiten, weitaus beschwerlicheren und gefährlicheren Teil, in Fels und Schnee, über Eisplatten, bei Temperaturdifferenzen bis zu 60 Grad – oft hing unser Leben buchstäblich an Schuh und Seil – blieben die Schuhe treue, zuverlässige Helfer. Es gab kein Versagen. Wir sind heil heimgekehrt.

Nun weiss ich erst recht, was bergtüchtiges Schuhwerk in weltabgeschiedenen Höhen bedeutet. Wir sind stolz auf dieses Qualitätsprodukt schweizerischen industriellen Schaffens. *Bally* hat uns bewiesen, dass es seinen Weltruf verdient. *René Dittert.*»

¹ Wir weisen noch speziell auf die Bildertafeln Nr. 4, 5, 19 hin.

Corn Products Company Limited, Zürich. Jede sportliche Betätigung bedingt erhöhten Kraftverbrauch, der sich in der Muskulatur in Form einer Verbrennung vollzieht. Wie jede Maschine besten Treibstoff braucht, um Höchstleistungen zu vollbringen, so auch unser Organismus, dessen Treibstoff unsere tägliche Nahrung darstellt. Die Kohlehydrate, unsere wichtigsten Energiespender, werden im Verdauungsapparat in Traubenzucker verwandelt und gehen erst in dieser Form ins Blut über. Muskelenergie entsteht nur aus der Verbrennung. Um diesen erhöhten Kohlehydratbedarf des Körpers auszugleichen, muss die Nahrung gewisse Mengen von Kohlehydraten, und am besten in reinsten Form, nämlich als Traubenzucker, enthalten, denn Traubenzucker geht sofort in die Blutbahn über und von dort in die Muskeln. Durch die Zufuhr von Traubenzucker wird bei sportlichen Ermüdungserscheinungen oder geistigen Anstrengungen auf schnellstem Wege ein Ausgleich der Kräfte herbeigeführt. «*Dextro Energen*», der Traubenzucker mit Zitronenaroma, hilft jeden Ermüdungserscheinungen vorzubeugen; ist reine Muskelnahrung und kein Nervenreizmittel; erfrischt; wirkt nicht dursterregend. Diese Tabletten lassen ihre energispendende Wirkung fast augenblicklich verspüren. Die Schweizerische Himalaya-Expedition 1947 verwendete «*Dextro Energen*», um den Tee zu süßen. «Kein Zuckerersatz, denn ‚*Dextro Energen*‘ ist besser und bekömmlicher als Zucker», sagt Frau Annelies Lohner.

Metzgerei A. Hofer AG., Bern. «Das beste Büchsenfleisch, das wir hatten. Den Schinken hätten wir uns gerne noch etwas gesalzener gewünscht», schreibt Frau Lohner von der Schweizerischen Himalaya-Expedition 1947.

Begreiflich, denn die Expedition litt unter Salzangel. Wir selbst bevorzugen die Milde des Schinkens, wenn er dabei «chüschtig» genug ist.

Die Expeditionsteilnehmer freuten sich, wenn ihr Kamerad Alfred Sutter einen Bharal (Wildschaf) schoss. Meist aber kam kein Frischfleisch auf die improvisierten Tische: dann wurde der Hofer-Schinken zu Ehren gezogen. René Dittert, der sich als Kochkünstler entpuppte, war in der vielseitigen Verwendung unseres Schinkens Meister. In seinen Menüs variierten stets die Hofer-Leckerbissen.

Als die Expedition wieder talwärts zog und in den ersten Siedelungen Eier eingetauscht wurden, galt «ham and eggs» als Götterseise. Doch der Hofer-Schinken ist nicht nur bei Forschern, Touristen

und Wanderern beliebt: auch die vorsorgliche Hausfrau hält sich unsere Spezialitäten.

Photo- und Kinohaus W. Helmerking, Zürich 2, rüstete die Schweizerische Himalaya-Expedition 1947 Lohner-Sutter mit allem photographischen und Kinomaterial aus und war auch mit der Aufgabe betraut, sämtliche Arbeiten durchzuführen, wie sie die photographische Organisation einer Expedition in aussereuropäische Gebirge erfordert. Da das Filmmaterial aus verschiedenen Gründen schon in Indien entwickelt werden musste, hatte unsere Firma die Aufgabe, die Negative, die vielfach durch klimatische Einflüsse und den Transport gelitten hatten, in der Schweiz weiter zu verarbeiten und voll auszuwerten. So wurden Kopien aller Aufnahmen sowie Vergrößerungen und schliesslich Diapositive für Vortragszwecke angefertigt. Es ist für unsere Firma eine grosse Freude, dazu beigetragen zu haben, dass das vorliegende Werk mit einer Auslese hervorragenden Bildmaterials ausgestattet werden konnte. Wir haben das Bedürfnis, der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen für das geschenkte Vertrauen zu danken.

Jelmoli S. A., Sportabteilung, Zürich. Zelte und Schlafsäcke sind wahrhaftig die Häuser und Betten einer Expedition; sie sind als Einkehr und Schutz unentbehrlich. Von ihrer Güte und Erprobtheit hängt grossenteils das Wohlergehen der Expeditionsteilnehmer ab.

Wir lieferten für die Schweizer Himalayafahrer 1947 die Basislagerzelte (auch Messezelte genannt) und die leichten, wasserdichten und sturmsicheren Höhenlagerzelte. Alle diese Zelte wurden nach Angaben von Werner Weckert, dem Spezialisten unserer Sportabteilung, erstellt; die Erfahrungen dieses bekannten Alpinisten fanden dabei Berücksichtigung und Verwertung. Das mächtige Aufenthaltszelt, der beliebte «Salon», stammt ebenfalls von uns. Die Teilnehmer gebrauchten unsere doppelwandigen Zelte monatelang und bei jeder Witterung; sie waren unverwüstlich. Besonders auch erfreuten unsere warmen, weichen, doppelteiligen und ineinander schiebbaren, mit wasserdichten Überzügen versehenen Daunenschlafsäcke. Auf seinen Jagden benutzten Alfred Sutter und sein Shikari lediglich diese Säcke. «Federleicht, praktisch und in den kalten Nächten mollig warm», sagt Sutter zufrieden. — Ist es unbescheiden, wenn auch wir uns in die Zahl der Firmen und Lieferanten einreihen lassen, die den grossen Erfolg der Expedition vorbereiten halfen?

Kambly, Biscuits- und Confiseriefabrik, Trubschachen. Schweizer Himalaya-Expedition 1947, Base-Camp, Gangotri-Gletscher, 4550 m über Meer, 8. Juli 1947.

«Geehrte Herren! Alle Kambly-Produkte erfreuen sich dank der hervorragenden Qualität grösster Beliebtheit bei allen Teilnehmern. Herzliche Grüsse und Dank senden: Annelies Lohner, Alfred Sutter, André Roch, Alexander Graven, René Dittert.»

Diese spontane Dankesbezeugung aus den fernen Himalaya-Bergen hat uns sehr gefreut. Unsere Biscuits und Confiserieswaren sind ja nicht nur ihres Geschmacks und der Güte wegen beliebt; sie sind – und dies war für die Expedition ausschlaggebend – immer auch haltbar und verderben nicht. Unsere Biscuits haben die lange Reise einwandfrei überstanden; weder Hitze noch heftige Kälte und regenfeuchte Wochen vermochten Packung und Inhalt zu schädigen.

Wir können uns vorstellen, wie gerne die Teilnehmer der Expedition und ihre Sherpas zum Tee unsere Biscuits knabberten. Die «Kamblys» fehlten aber auch bei den Besteigungen nicht. Auf dem Gipfel des Balbala öffnete Frau Lohner eine Büchse «Petit Beurre», die sie ohne Wissen ihrer Kameraden mitgebracht hatte. «Bedient euch, Freunde», sagte sie stolz und lächelnd.

AG. vorm. Kistenfabrik Zug, Zug. Wir lieferten die Kisten für das Expeditionsgut. Eine Kleinigkeit, eine Unwichtigkeit? Hören wir, wie Alexander Graven sich dazu äussert: «Alles war gut und berechnet verpackt. Die soliden Kisten überstanden Seereise und den Landtransport grossartig.»

Einem Bericht von Frau Annelies Lohner aus Nandanban entnehmen wir: «Auch der Postmann hat, so oft er kommt, einen anderen Wunsch. Besonderen Gefallen findet er an unseren Kisten, die mit ihren trefflichen Verschlüssen in Harsil sehr begehrt sind. Ein schwungvoller Handel wurde in dem entlegenen Dorf mit den Zuger Kisten getrieben!»

Man sieht, sogar die Einheimischen waren von der Qualität der Kisten entzückt.

J. Kläsi, Nuxo-Werk AG., Rapperswil, St.Gallen. Frau Annelies Lohner, Mitglied der Schweizerischen Himalaya-Expedition 1947, schreibt uns: «Die Nuxo-Produkte leisteten uns gute Dienste. Nussa ersetzte uns beim Frühstück die Butter und diente ferner als köstliches Dessert. Auf Zwieback war dieser Aufstrich wirklich hervorragend.

Auch die Sherpas, die im allgemeinen gegen fremdländische Nahrung sehr skeptisch eingestellt sind, liebten Nussa besonders.

Nuxo-Mandelpüree, zehn- bis fünfzehnmal mit Wasser verdünnt und gezuckert, ergab ein feines, nahrhaftes Getränk.

Nussella-Kochfett schliesslich schätzten wir, weil es geruchlos ist und nie schwer aufliegt.

Die Nuxo-Produkte stellten eine wertvolle Bereicherung des Tourenproviantes dar.»

S.A. des produits alimentaires Lactissa, Lausanne. Lactissa, das vitaminisierte Milchpulver, fand bei der Schweizer Himalaya-Expedition ungeteilte Zustimmung. Frau Annelies Lohner, die für die Küche verantwortlich war (die Mahlzeiten spielten im unwirtlichen, menschenleeren Himalaya eine grosse Rolle), sagt: «Über heissem Kaffee und Kakao schwamm unsere Lactissa wie der reinste Nidel. Es war wunderbar anzusehen.» Es war aber auch wunderbar, die heissen Getränke mit unserem hochwertigen Milchpulver zu schlürfen. Lactissa bringt keine Enttäuschung: Lactissa besteht aus reiner, vollfetter Schweizer Alpenmilch.

Beim völligen Fehlen frischer Milch war unsere Trockenmilch bei den Himalayafahrern doppelt willkommen; zudem süsste sie die Getränke in angenehmer Weise. Lactissa-Pulvermilch löst sich augenblicklich auf, was überaus praktisch ist.

Sogar als die Expedition wieder in die Dörfer hinabstieg, zog sie statt der Frischmilch, die nicht die schneeweisse Sauberkeit unserer Schweizer Milch besass, Lactissa vor. Man wusste, was man hatte! An gute Dinge lässt man sich leicht gewöhnen. Und wenn heute einer der Teilnehmer auf seinem Frühstückstisch regelmässig Lactissa stehen hat, so tut er dies sicherlich nicht uns zuliebe . . .

Lactissa, das vitaminisierte Milchpulver, ist aufbauend, wirkt kräftefördernd und verdirbt, selbst längere Zeit geöffnet, nicht.

Nobs & Co., Zwieback, Münchenbuchsee bei Bern. Die Teilnehmer der Schweizer Himalaya-Expedition 1947 äussern sich folgendermassen über den Nobs-Zwieback:

René Dittert: «Excellents, une mention spéciale à Nobs pour leur qualité et leur emballage de première qualité. Tous étaient entiers.»

Alfred Sutter: «Nobs-Zwieback war der beste von allen.»

Alexander Graven: «Mit Ovo und Kaffee gemischt, Butter, Ham und Nobs-Zwieback ass ich mich satt.»

Annelies Lohner: «Was ich besonders zu schätzen weiss, ist die Verpackung des Nobs-Zwiebacks, die unter allen Lebensmittelverpackungen legendär wurde. Es war jedesmal eine Freude, ein Paket zu öffnen. Geschmack und Qualität waren ausgezeichnet.»

Auf diese so anerkennenden Urteile sind wir besonders stolz. Denn sie stammen von Leuten, die in ihrer monatelangen Berggemeinschaft auf die mitgebrachten Nahrungsmittel angewiesen waren. Bei der Eintönigkeit ihres Speisezettels hätte ihnen auch unser Zwieback verleiden können. Das Gegenteil trat ein: Der Nobs-Zwieback, frisch und knusperig in seiner tadellosen Verpackung, wurde immer begehrt. Wir können wohl verstehen, wenn der Expeditionsleiter André Roch Nobs-Zwieback ohne Aufstrich zum Tee bevorzugte: «Aroma und Geschmack sind köstlich genug und brauchen keine Übertünchungen», meinte er. Nobs-Zwieback rechtfertigt das Lob, das ihm überall zuerkannt wird!

Pignons S.A., Ballaigues. Ein Mitglied der Expedition schreibt uns: «Sie haben mir in zuvorkommender Weise eine *Alpa Reflex* für meine Reise zur Verfügung gestellt. Während unserer vier Monate dauernden Tätigkeit im eigentlichen Gebirge war diese Kamera mein ständiger Begleiter, und ich habe mit ihr rund 400 Schwarzweiss- und ebenso viele Farbenbilder aufgenommen. Dabei hat sich der Apparat ganz ausgezeichnet bewährt. Auch unter extremen Klimabedingungen und trotz der oft nicht zu vermeidenden rauen Behandlung, arbeitete die Kamera in jeder Beziehung ganz einwandfrei. Als ganz besonderer Vorteil bei Landschafts- und Gebirgsaufnahmen erwies sich die Vorrichtung zum raschen Auswechseln der Objektive, wobei das entsprechende Bildfeld viel besser als in einem Verstell-sucher auf der Mattscheibe kontrolliert werden kann.

Abgesehen von der Reflexeinrichtung und der Bajonettfassung der Objektive, besitzt die *Alpa* noch einige Vorteile. Das Einlegen des Films, das Reinigen der Kamera sowie der Sucher- und Distanzmesserlinsen ist viel einfacher als bei anderen Apparaten, weil die Rückwand weggenommen werden kann. Ferner schnappt das Objektiv beim Herausziehen selbsttätig in die richtige Stellung ein, und die einmal eingestellte Belichtungszeit ist immer, auch bei nicht aufgezogenem Verschluss, sichtbar. Ich kann die *Alpa Reflex* jeder Expedition als eine hervorragende Kleinbildkamera aufs beste empfehlen.»

Aktiengesellschaft Protector, Regen- und Windschutzbekleidung, Basel. Schon die erste Schweizer Himalaya-Expedition im Jahre 1939 hat mit den *Protector*-Wind- und -Schneeanzügen ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Auch die Expedition 1947 bestätigt gerne und vorbehaltlos die Beliebtheit und Unverwüstlichkeit der *Protector*-Anzüge.

André Roch, der Leiter der Expedition, schreibt: «Wir hatten diesen Sommer, im Gegensatz zu den europäischen Ländern, ausgiebig Schnee und Regen, Nebel und Kälte. *Protector* leistete uns unvergessliche Dienste. Diese weissen Anzüge schützten vor Schnee und Regen, liessen Sturm und Kälte nicht durch und hatten den nicht zu unterschätzenden Vorteil der Leichtigkeit und des bequemen Tragens. *Protector* hat uns auf unseren Gipfelfahrten begleitet und uns besonders in den primitiven Höhenlagern Schutz geboten. Trotz strapazierender Inanspruchnahme sind die *Protector*-Anzüge heute noch in gutem Zustand . . . Den meinen werde ich im kommenden Winter – nicht etwa bloss aus Pietät – gerne tragen.»

Montres Rolex S.A., Genf. Rolex-Uhren auf dem Satopanth und dem Kedarnath. Der Rolex-Uhr ist das Himalaya-Gebiet nicht unbekannt. Schon die englische Mount-Everest-Expedition, die in den Jahren 1935/36 eine Besteigung des Mount Everest versuchte, war mit Rolex-Uhren ausgerüstet, und die vier englischen Flieger («The Houston-Mount Everest Flight»), die im Jahre 1933 als Erste den höchsten Berg der Welt überflogen, trugen ebenfalls Rolex-Uhren an ihren Handgelenken.

So war es gegeben, dass die von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen organisierte Himalaya-Expedition 1947 ebenfalls Rolex-Uhren auf ihre lange und mühevollen Reise mitbekam. Wie wichtig für die Teilnehmer einer derartigen Expedition eine genaue Zeitmessung ist, geht am besten aus den Urteilen der Beteiligten hervor, von denen wir einige auszugsweise folgen lassen.

Sämtliche Teilnehmer erhielten das gleiche Uhrenmodell, eine Rolex-Oyster-Perpetual, die als erste wasserdichte und automatische Uhr in der ganzen Welt bekannt ist. Um die Leistungen der Uhren feststellen und miteinander vergleichen zu können, wurde die Weisung erteilt, keinerlei Manipulationen an den Uhren vorzunehmen; sie durften keinesfalls aufgezogen werden. Hören wir, was die Teilnehmer selbst sagen:

André Roch, der Leiter der Expedition, schreibt unter anderem: «La montre Rolex que j'ai eu à mon bras au cours de l'Expédition

Suisse 1947 dans l'Himalaya a été une compagne précieuse et agréable. Elle a supporté des chaleurs tropicales et des froids polaire sans effets apparants. C'est une merveille de la science horlogère. Un instrument et un joyau qui procure une satisfaction immense.»

René Dittert: «Utilisé dans les conditions les plus difficiles, le chronomètre Rolex m'a donné entière satisfaction au cours de l'expédition. Je considère ces montres comme des instruments de précision indispensables aux explorateurs.»

Alex Graven: «Meine Rolex-Uhr gab mir in allen Situationen ein Gefühl der Beruhigung und Sicherheit. Natürlich kann man sich auch nach der Sonne richten. Die Sonnenzeit versagt aber, wenn man, wie wir, so oft in Schneegestöber, Nebel und hängendem Gewölke tappten und der Tag der abendlichen Dämmerung gleicht. Die Uhr war unsere Kontrolle und Entscheidung.»

Alfred Sutter, der beim zweiten Besteigungsversuch des Kedarnath mit dem Chefsherpa 240 m abstürzte, hat seiner Rolex-Uhr wohl das beste Zeugnis ausgestellt. Sutter schildert diese Szene auf Seite 31 ff. dieses Buches in dramatischer Weise. Trotz des schweren Sturzes, trotz der vielen Aufschläge, die ihm seine Hände verwundeten, stellt er zu seiner grössten Verwunderung fest: «Die Rolex-Uhr geht noch!»

Die Schweizerische Himalaya-Expedition ist ein weiteres Ruhmesblatt im Goldenen Buch der Rolex-Uhr; sie hat ihre Prüfung erfolgreich bestanden und dem Namen «Rolex» alle Ehre gemacht.

Roland Murten AG., Murten. Knäckebröt lässt das gewöhnliche Brot vergessen. Die Schweizer Himalaya-Expedition ertrug den Brotmangel, weil sie im Roland-Knäckebröt einen vorzüglichen, wohl-schmeckenden Ersatz hatte.

Knäckebröt ist bekömmlich und beschwert den Magen nicht. Alexander Graven, der besonders in den Höhenlagern unter Bauchgrimmen litt, zog Knäckebröt vor. «Es ist leicht verdaulich, angenehm und frisch im Geschmack und sättigt gut!»

Kein Wunder, denn Knäckebröt besteht aus hundertprozentig vermahlenem Korn, mit allen seinen köstlichen Nähr- und Wirkstoffen. Selbst die Sherpas, die in der Nahrung einseitig auf ihre Mehlkuchen eingeschworen waren, fanden Knäckebröt ausgezeichnet.

Alfred Sutter «lebte» auf seinen Jagdstreifen, die ihn tagelang vom Basislager wegführten, vornehmlich von Knäckebröt. «Langsam auf der Zunge vergehen lassen . . .», meinte er geniesserisch.

Natürlich erhöhen Butter und Aufstriche Geschmack und Beliebtheit. Als aber die Butter rar wurde, begnügte man sich mit dem «trockenen» Roland-Knäckebrötchen. Man gewöhnte sich nicht nur daran, nein, man begann es zu lieben. Es wurde einfach unentbehrlich. «Kein Tee ohne unser Knäckebrötchen!», rief der allzeit gutgelaunte René Dittert aus. Wir verallgemeinern seine Worte: «Kein Haushalt ohne das vortreffliche, gesunde Roland-Knäckebrötchen!»

Bahnhof- und Strauss-Apotheke, H. Salvisberg, Zürich. Das Problem der sanitarischen Ausrüstung für eine alpine Forschungsreise ist sehr mannigfaltig. Eine erste Forderung an diese Ausrüstung musste die der Vollständigkeit sein. Dabei ist zu berücksichtigen, dass das Material für annähernd 100 Menschen zu berechnen war, die während vier Monaten fern von jeder Zivilisation bei ausserordentlich starker körperlicher Beanspruchung und in ungewohnten klimatischen Verhältnissen zu leben hatten. Das Material musste auch dann genügen, wenn der Verschleiss durch Unfälle grössten Ausmasses entsprechend erhöht worden wäre. Eine andere Forderung musste an die Auswahl und Verpackung des Sanitätsmaterials gestellt werden. Was nützt eine lebensrettende Injektionslösung, wenn sie in der Ampulle gefroren ist und dadurch die Ampulle gesprengt wird. Ein anderes Problem war das der Gliederung des Materials. Jede kleine Expeditionsgruppe, die sich für einige Zeit vom Depot trennte, musste sich durch Sanitätsmaterialeinheiten, die alles Nötige enthielten, versorgen können.

Aber auch die persönlichen Wünsche und die gesundheitliche Verfassung der Teilnehmer waren zu berücksichtigen. Dank der Grosszügigkeit nachstehender Lieferfirmen konnte die Dotation der Ausrüstung mit Medikamenten so vorgenommen werden, dass auch hilfsbedürftige Eingeborene von der schweizerischen Expedition profitieren konnten. Unsere Erfahrungen bei der Ausrüstung früherer Expeditionen sind uns zugute gekommen, und wir freuen uns, dass sich unsere Arbeit bewährte.

Lieferfirmen für die Apotheke der Schweizerischen Himalaya-Expedition 1947: 1. *Corn Products Company Ltd.*, Zürich. 2. *Ciba, Aktiengesellschaft*, Basel. 3. *Eidgenössische Kriegsmaterialverwaltung*, Bern. 4. *J. R. Geigy AG.*, Basel. 5. *Hoffmann-La Roche & Co. AG.*, Basel. 6. *Knoll & Co. AG.*, Basel. 7. *Läkerol AG.*, St. Gallen. 8. *Aktiengesellschaft vorm. B. Siegfried*, Zofingen. 9. *Schweizerische Verbandstoff- und Wattefabriken*, Flawil. 10. *Dr. Wander AG.*, Bern.

Chocolat Suchard S.A., Serrières-Neuchâtel. Wo oft jeder einzelne Schritt grossen Energieaufwand verlangt und sogar das Essen eine Anstrengung bedeutet, kommen nur Nahrungsmittel in Frage, die bei minimaler Verdauungsarbeit maximale Kraft zuführen.

Wäre die Himalaya-Expedition in der Zusammenstellung ihrer Nahrung nicht so vorsichtig gewesen, dann hätte sie nie die gewaltigen Leistungen erzielen können. Wenn sie als Aufbaunahrung Vitaco mitführte, so geschah es auf Grund der einzigartigen Zusammensetzung dieses neuzeitlichen Nahrungsmittels. Es enthält die Vitamine A, B₁, B₂, C, D, Mineralstoffe. 1150 Kalorien.

Die Teilnehmer an der Himalaya-Expedition sind denn auch von Vitaco ausnahmslos begeistert. («Angenehmer Geschmack und gehaltvoll, was bei Erschöpfungszuständen schliesslich massgebend ist», sagt Alfred Sutter.) Begreiflich ist ferner, dass auch die Suchard-Schokolade besonderes Lob erhielt; denn jeder weiss, dass es kaum eine konzentriertere Nahrung gibt als Schokolade . . . , und die Marke Suchard zählt zu den anerkanntesten und begehrtesten.

Aktiengesellschaft vorm. B. Siegfried, Zofingen. Schon lange kennt man die Wichtigkeit des Phosphors für die Gesundheit des Menschen, und schon sehr früh in der Geschichte der Medizin nahm dieses Element im Arzneischatz einen gewichtigen Platz ein.

Der neuesten Zeit blieb es vorbehalten herauszufinden, dass die Phosphorsäure im Mittelpunkt der verschiedensten Lebensvorgänge steht und dass der Phosphor eine der wichtigsten Lebenssubstanzen überhaupt ist.

C-Phos enthält Phosphor, der seine volle Wirkung entfalten kann, ohne im geringsten schädlich zu sein neben Vitamin C, dessen leistungssteigernde Eigenschaften allgemein bekannt sind. Jahrelange Versuche bei Kranken bewiesen die absolute Unschädlichkeit von C-Phos.

Die Teilnehmer der Expedition sind sich darüber einig, dass das Erstaunliche am C-Phos darin liegt, dass es nicht nur eine ausserordentliche Leistungssteigerung bewirkt, sondern auch nach einer maximalen Anstrengung eine rasche Erholung von den Strapazen gewährleistet.

Herr André Roch, Leiter der Himalaya-Expedition 1947, schreibt uns: «Wir nahmen die C-Phos-Tabletten vor allem vor einer grossen Hochtour und fühlten uns dabei immer im Vollgefühl unserer Kräfte, so dass wir besonders die schwierigeren Erstbesteigungen, die wir uns

zur Aufgabe gestellt hatten, entschieden leichter durchführten und besser durchhielten, als wenn wir dieses Kräftigungs- und Stärkungsmittel nicht genommen hätten. Wir können jedenfalls auf Grund unserer Erfahrungen dem C-Phos nur das beste Zeugnis ausstellen.»

Scheffmacher-König, Strickwarenfabrik, Brig. Haben Sie den Farbfilm der Schweizerischen Himalaya-Expedition 1947 schon gesehen? Er ist nicht nur lebhaft in seinen Bildern, sondern auch in den Farben. Im Vordergrund leuchten aus dem Grau des Gerölls die roten und grünen Pullover der Bergsteiger. Die farbenfreudigen Sherpas trugen mit Stolz unsere Briger Strickwaren: Pullover, Strümpfe und wollene Socken. Monatelang lagerte die Expedition auf Höhen von 4500 bis 6000 m. Da ist es nicht verwunderlich, dass unsere wärmenden, schmiegsamen Wollsachen gelobt wurden. Unser Landsmann, Bergführer Alexander Graven, schreibt: «Zu unserem vortrefflichen Schuhwerk gehörten, wie der Handschuh zur Hand, die Scheffmacher-Socken und -Strümpfe. Ihre Pullover mit dem idealen, für jede Witterung angepassten offenen oder bis ans Kinn geschlossenen Kragen hielten uns warm. Die Sherpas sagten, sie hätten noch nie so schöne und warme Kleider gehabt. Als Walliser freute ich mich ganz besonders über Ihre Qualitätsprodukte; sie waren unentbehrlich.»

Dr. A. Wander AG., Bern. Tag für Tag hatten die Teilnehmer Höchstleistungen zu vollbringen, und dies in einer für den Körper ungewohnten Umgebung und gänzlich veränderten Verhältnissen (Sauerstoffmangel, Temperaturschwankungen, Luftdruck). Die Strapazen in Höhen bis über 7000 m über Meer verlangen äusserste Energie, ständige Einsatzbereitschaft und nie erlahmende Ausdauer.¹

Solche Anstrengungen stellen nicht nur an den Willen der Teilnehmer hohe Ansprüche, sondern auch an den Kräftenachschub. In dieser Beziehung hat die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen mustergültig vorgesorgt, so dass René Dittert in den kritischen Minuten den erlösenden Spruch tat: «Quelle chance d'avoir l'excellente Ovomaltine!»

Wo immer aussergewöhnliche Leistungen verlangt werden, ist Ovomaltine mit dabei.

¹ Siehe Bild Tafel 20 oben.

Verkaufs-AG. Heinrich Wilds Geodätische Instrumente, Heerbrugg, Fabriken für Optik und Feinmechanik. Expeditionen in die Gebiete des Himalayas haben unter anderem zum Zweck, neue Gegenden zu erforschen. Zu den wertvollsten Ergebnissen sind die topographischen Karten zu zählen, für welche die Vermessungsarbeiten einer Expedition die notwendigen Unterlagen verschaffen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben verschiedene Expeditionen ihre Aufgabe darin gesehen, das Bergsteigen mit topographischen Vermessungen zu verbinden. Die mit höchster Präzision hergestellten Vermessungsinstrumente der *Firma Wild in Heerbrugg* haben verschiedene dieser Expeditionen begleitet. Die Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse machen die Wild-Theodolite zu einem unter schwierigsten Verhältnissen besonders geschätzten Instrument.

In den Jahren vor dem Kriege war es die Royal Geographical Society, London, welche den englischen Expeditionen Instrumente aus Heerbrugg zur Verfügung stellte. Die letzten beiden schweizerischen Expeditionen 1939 und 1947 haben ebenfalls Wild-Erzeugnisse mitgenommen, um die nicht leichten Vermessungsaufgaben rasch und zuverlässig zu erledigen. Die Vermessungsfachleute der Expeditionen wissen, dass sie sich auf die in Heerbrugg hergestellten Instrumente voll und ganz verlassen können.

«*Winterthur*», *Lebensversicherungsgesellschaft in Winterthur.* Das Risiko, das die Teilnehmer der Schweizer Himalaya-Expedition 1947 eingingen, war gross. Doch vermochte dieses Risiko die Expedition nicht zu schwächen oder unsicher zu machen, weil sie eine Beruhigung, einen Rückhalt hatte: die Lebensversicherung.

Mit unserer Versicherung auf Tod, die wir zu sehr annehmbaren Bedingungen berechneten, übernahmen wir unsererseits ein Risiko. Einen Mann wie Graven zu versichern, der daheim eine Frau und acht unmündige Kinder zurückliess, war bestimmt keine Kleinigkeit. Aber auch wir wollten unseren Beitrag an die Expedition, die so erfolgreich war, leisten.

